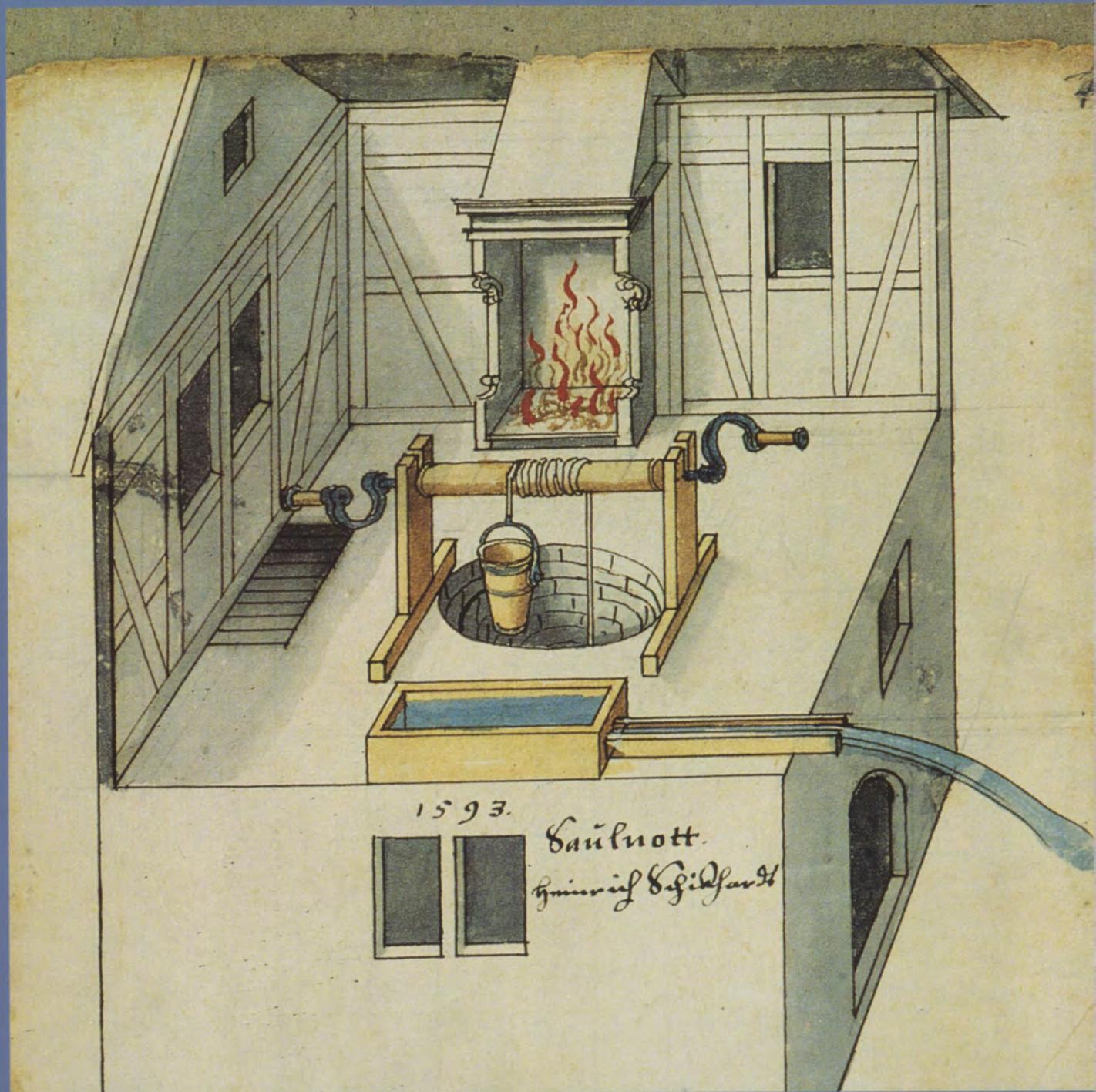


# Schwäbische Heimat

Juli-September DM 12.00



# 1999/3

Heinrich Schickhardt –  
Architekt und Ingenieur

Wandern mit der  
Ermstalbahn

Stadtmuseum  
in Saugau

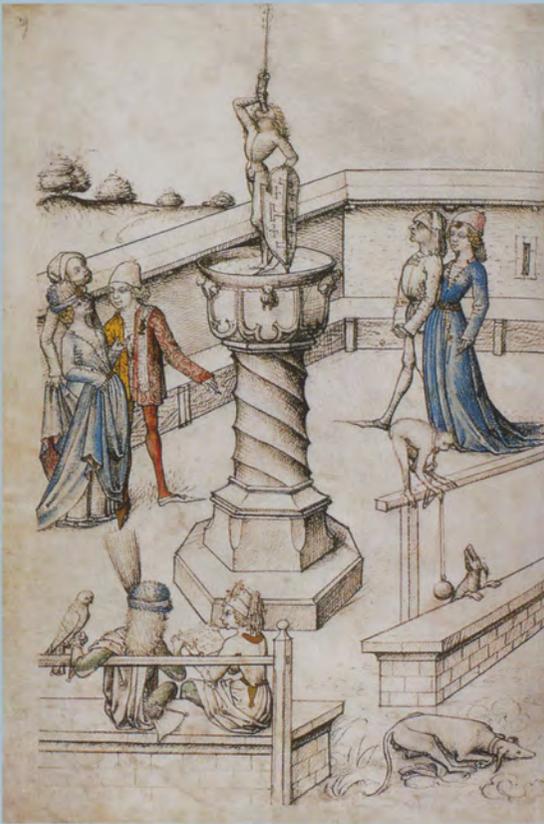
«Für das Reich Gottes» –  
Christian Gottlob Barth

ZG 13808

3/1000



Württembergisches Landesmuseum  
Stuttgart  
Altes Schloß



18.11.1999 – 30.1.2000

## Venus und Mars

Das Mittelalterliche Hausbuch  
aus der Sammlung der Fürsten  
zu Waldburg Wolfegg

Vortrag 20.1.2000, 18 Uhr

Dr. Daniel Hess

Die Welt des Hausbuchs

Öffnungszeiten:

Dienstag 10-13 Uhr

Mittwoch-Sonntag 10-17 Uhr

Information: Telefon 07 11/279-34 00

# HISTORISCH. *Lebendig.* *freundlich.* modern. Backnang.



Am Rande des Naturparks Schwäbisch-Fränkischer Wald liegt Backnang, eingebettet in die malerische Landschaft der Backnanger Bucht. Mit zahlreichen Highlights im Veranstaltungskalender genießt Backnang weit über die Grenzen der Region hinaus hohes Ansehen als Stadt der Kultur.

Das Stadtbild von Backnang mit seiner malerischen Fachwerkkulisse am Flusslauf der Murr wird beherrscht vom Glockenturm der ehemaligen St.-Michaelskirche (»Stadtturm«). Der Stadtturm wie auch das ehemalige herzogliche Schloss inmitten der Altstadt stammen aus der planerischen Feder von Heinrich Schickhard. Besuchen Sie uns und staunen Sie über die großartige Architektur des Baumeisters. Weitere Informationen erhalten Sie im Internet unter <http://www.backnang.de> oder bei unserer Stadtinformation im Rathaus unter Telefon 0 71 91/89 42 56, Telefax 0 71 91/89 41 00 oder E-Mail [stadtinfo@backnang.de](mailto:stadtinfo@backnang.de)

700 Jahre Stadtrechte Meersburg

Veranstaltungen von April bis Oktober '99:

- Bürgerfest · Konzerte
- Stadtführungen · Podiumsdiskussion
- Vorträge · Ausstellungen



Ausführliches Programmheft  
und weitere Informationen bei:

Kulturamt, Postfach 1140, 88701 Meersburg,

Tel. 07532/440-261, Fax 07532/440-264



Schwäbischer Heimatbund

**S** Schwabenverlag

# Schwäbische Heimat

ISSN 0342-7595

50. Jahrgang · Heft 3

Juli – September 1999

Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund

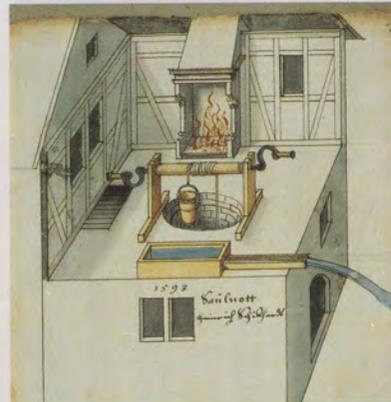
Redakteur: MARTIN BLÜMCKE

## Inhalt

FRITZ OECHSSLER Zur Sache: Viel Wind in Sachen Windkraft	279
REINHARD WOLF Radschuhsteine und Radschuhschilder – kleine Kulturdenkmale am Wegesrand	281
WILFRIED SETZLER Vom Leben und Werk des Architekten und Ingenieurs Heinrich Schickhardt	283
ANDRÉ BOUVARD Schickhardt und die Salzwerke Saulnot und Sulz am Neckar	292
SÖNKE LORENZ Haus und Herrschaft Württemberg zur Zeit Heinrich Schickhardts	295
ACHIM FRICK/RALF SPICKER Das Handwerk der Feilenhauerei in Esslingen am Neckar	307

Leserforum	311
KARL KEMPF Eine Dorfschulmeisterwahl im 18. Jahrhundert	312
JÜRGEN SCHEDLER Wandern mit der Ermstalbahn Metzingen–Dettingen–Bad Urach	317
STEFAN ANDREAS MOEBUS Ein Künstleraustausch im 18. Jahrhundert zwischen Württemberg und Kurpfalz	329
WERNER RAUPP «Schreiben für das Reich Gottes» Christian Gottlob Barth, ein schaffiger Württemberger	341
DIETRICH SCHLEIP Ein Stuttgarter in Tibet – Forschungsreisen von Albert Tafel	350
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Stadtmuseum in Saulgau	353
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	363
Buchbesprechungen	364
SHB intern	375
Reiseprogramm	394
SH aktuell	395
Impressum	412

Das **Titelbild** zeigt den «neuen Brunnen» in Saulnot, einer Saline in der Grafschaft Mömpelgard/Montbéliard. Wie man entziffern kann,



hat Heinrich Schickhardt diese Federzeichnung 1593 angefertigt. Im Original ist unten noch zu sehen, wie ein Eimer in den «Salzbrunnen», in die Sole, eintaucht. Die Arbeit in der Saline bestand im Schöpfen und in dem Sieden der Sole. Das Ergebnis war reines Salz, in früheren Jahrhunderten auch als «weißes Gold» bezeichnet.

## Zeit der Buddhas

Ausstellung Forum Kommunikation

20. Mai 1999 - 30. Januar 2000

Di - So 10-17 Uhr, Mi 10 - 20 Uhr

Linden-Museum Stuttgart  
Hegelplatz 1  
70174 Stuttgart  
Telefon (0711) 2022-456



Design Atelier Höch - Foto Anatol Dreyer

cerny werbegrafik 6/99



# Zeitreise

Allgäu-Museum

Erleben, Sehen, Staunen und Hören Sie Kunst, Kultur und Geschichte der Stadt Kempten und des Allgäus auf einer Reise durch die Jahrhunderte mit zahlreichen "Aktivstationen".

**Allgäu-Museum**  
mit Kunstgewölbe

Kornhaus  
Großer Kornhausplatz 1  
87439 Kempten (Allgäu)  
Telefon 08 31/54 02 12-0  
Di. bis So. von 10 - 16 Uhr

**KEMPTEN**  
Allgäu · Cambodunum

# Fritz Oechßler Zur Sache: Viel Wind in Sachen Windkraft

Kaum ein Thema wird in letzter Zeit derart kontrovers und emotional diskutiert wie die Windkraftnutzung. Die einen sehen im Bau von Windkraftanlagen die Möglichkeit zur Abschaltung von Kernkraftwerken, andere halten Windräder schlichtweg für eine unnötige Verschandelung der Landschaft.

Der Schwäbische Heimatbund hat sich mehrfach zu dem Thema zu Wort gemeldet und auch eine Resolution verabschiedet: Genehmigungen von Windkraftanlagen nur nach positiv verlaufenden Umweltverträglichkeits- und Wirtschaftlichkeitsprüfungen; zur Schonung des Landschaftsbildes keine Einzelgenehmigungen, sondern nur im Rahmen großräumigerer Konzeptionen.

Diese Forderungen gelten unverändert. Doch auch nach vier Jahren, in denen in Baden-Württemberg verstreut übers Land rund 50 Windräder gebaut worden sind, fehlt ein umfassendes Konzept und ist auch keines in Arbeit. Wo sich ein Regionalverband wie der von Oberschwaben der Thematik angenommen hat, kam es zu erheblichen Spannungen. In anderen Regionen sehen die Landkarten mit beantragten Windkraftanlagen aus wie ein Schrotschuß aufs Papier: Auf der Alb im Kreis Göppingen und Umgebung beispielsweise, wo verteilt über die Albhochfläche rund 50 Anlagen in Diskussion oder Planung sind.

Es soll überhaupt nicht bestritten werden, daß mit Windkraftanlagen die Stromerzeugung mittels fossiler Brennstoffe oder Kernspaltung etwas entlastet werden könnte. Mehr als zwei, drei Prozent werden es allerdings kaum sein, sind es ja selbst in Schleswig-Holstein bei ganz anderen Windverhältnissen keine fünf Prozent. Die Frage ist, ob uns diese «alternative Art» der Stromerzeugung hundert Meter hohe Windräder auf zahlreichen Höhen wert sind! Denn soll sich Windkraft wirklich lohnen, dann ist es nicht mit einem Windrad pro Gemeinde getan, wie von wohlmeinenden Befürwortern hin und wieder geglaubt wird. Nein, wenn Windkraft wirklich einen nennenswerten Beitrag leisten soll, dann müssen sich auf den Höhen des Schwarzwaldes, der Alb, des Schwäbisch-Fränkischen Waldes und Oberschwabens sowie in zugigen Gegenden Hohenlohes viele Hunderte von Windmühlenflügeln drehen! Wollen wir das wirklich? Hat das einen Sinn?

Mehr als zehn Prozent unseres Stromverbrauchs könnte man durch technische Kniffs und durch Verzicht auf die absolute Bequemlichkeit einsparen,

zum Beispiel durch den Verzicht auf Stand-by-Schaltungen an Fernsehgeräten oder von Straßenlaternen im Außenbereich. Unseren Lebensstandard müßten wir dadurch kein bißchen einschränken. Mehr als zehn Prozent Potential für Stromeinsparung gegenüber vielleicht einmal drei Prozent möglichem Windkraftstrom! Wo bleiben da eigentlich die Initiativen fürs Strom-, allgemein fürs Energiesparen? Außer Einzelaktivitäten und Appellen von Umweltverbänden nichts zu erkennen! Werbung zur Beteiligung an Windkraftanlagen dagegen fast in jeder Zeitung – damit ist offenbar etwas zu verdienen!

Ein Urteil des baden-württembergischen Verwaltungsgerichtshofes über die Genehmigung einer Windkraftanlage im Südschwarzwald hat nun die Stellung des Landschaftsschutzes weiter ausgehöhlt. Demnach führt die baurechtliche Privilegierung, die seit einem Jahr gilt, dazu, daß die Belange des Landschaftsschutzes unter «ferner liefen» behandelt werden. Windräder sehe man zwangsläufig weithin, das habe der Gesetzgeber billigend in Kauf genommen und sei kein Versagungsgrund. Das Urteil ist in einem Fall ergangen, der hinsichtlich der Landschaftsbeeinträchtigung kaum zu überbieten ist.

Die Windkraftanlagenhersteller und Lobbyisten bejubeln aber das Urteil und planen mit Hochdruck: Rund 300 Anlagen sollen in Baden-Württemberg entstehen. Man versichert, als sei dies ein Trost: Nicht mehr als drei Anlagen sollen an einer Stelle entstehen. Dabei kommt es doch aus landschaftlicher Sicht auf die Zahl der Windräder pro Standort nur zweitrangig an: Auch wenn sie aus technischen Gründen Abstände von rund 300 Metern haben müssen – ob nun drei oder zehn an einer Stelle stehen, das ist wirklich zweitrangig. Wichtig wäre vielmehr, daß nur an einer Stelle pro Landkreis Windkraftanlagen gebaut werden, das wäre aus Gründen des Landschaftsschutzes noch am ehesten zu vertreten! 35 Landkreise = 35 Standorte und 350 Windräder! Wäre das ein Kompromißangebot?

Der Schwäbische Heimatbund will sich nicht dem Vorwurf aussetzen, er schweige zu solch maßgeblichen Landschaftsveränderungen wie den weithin sichtbaren Windkraftanlagen. Die Forderungen liegen auf dem Tisch, und man wird sehen, ob unsere Politiker und zuständigen Entscheidungsinstanzen willens und fähig sind, unsere vielfach geschundene Natur und Landschaft wirkungsvoll vor neuen Belastungen zu schützen!

## Stuttgarter Geschichte in 3 Museen

### Tagblatt-Turm

Darstellung von 1000 Jahre Stadtgeschichte

Öffnungszeiten:

Mo, Mi, 10-17.30,

Sa 10-16

Eintritt frei

Eberhardstraße 61E, 1. OG

70173 Stuttgart

Tel. 0711/216-3591



### Hegel-Haus

Geburtshaus des Philosophen  
G. W. F. Hegel (1770-1831)

Darstellung der Lebensstationen  
Hegels von Stuttgart nach Berlin  
sowie Stuttgarts um 1800

Öffnungszeiten:

Di, Fr 10-17.30, Do 10-18.30

Eintritt frei

Eberhardstraße 53

70173 Stuttgart

Tel. 0711/216-6733



### Stadtmuseum Bad Cannstatt Ehemalige "Klösterle-Scheuer"

Darstellung der Frühgeschichte,  
Römer- und Keltenzeit,  
Badgeschichte sowie bedeutender Personen  
(Hermann Hesse, Thaddäus Troll)

Öffnungszeiten:

Mi 14-16,

Sa 10-13,

So 10-16

Eintritt frei

Marktstraße 71/1

70372 Stuttgart-

Bad Cannstatt

Tel. 0711/564788



# 52. Fellbacher Herbst

vom 8. bis 11. Oktober 1999

**E**ine Reise nach Fellbach ist immer auch eine Reise zum Wein, zu den Hängen des Kappelbergs, zum »Lämmeler« und »Goldberg«, zu gemütlichen Wirtschäftle oder aber zur Weingärtnergenossenschaft Fellbach, die eine der ältesten im Südwesten ist, sowie zu den privaten Weinbaubetrieben, in deren Kellern begehrte Schätze des Bacchus lagern. Und es ist ganz selbstverständlich, daß Fellbach gerade im Herbst dem Wein huldigt: So wird in diesem Jahr, und zwar vom 8. bis 11. Oktober, zum 52. Mal der »Fellbacher Herbst« als eines der bekanntesten und beliebtesten Erntedank-, Heimat- und Weinfeste Süddeutschlands gefeiert. Fellbacher Weinkultur – für Gäste und Einheimische immer wieder ein besonderes Erlebnis. Auch in diesem Jahr heißt Fellbach, die Stadt der Weine und Kongresse, alle Freunde des schwäbischen Vierteles herzlich willkommen!

### Weitere Informationen:

Stadt Fellbach, Pressereferat

Marktplatz 3, 70734 Fellbach

Telefon (07 11) 58 51-416

Telefax (07 11) 58 51-260

# Reinhard Wolf Radschuhsteine und Radschuhschilder – kleine Kulturdenkmale am Wegesrand

Das Reiten und Fahren auf dem Fußpfad sowie das Sperren mit schmalen Radschu und bei frisch eingelegten Steine ist bei 1 fl 30 kr (1 Gulden und 30 Kreuzer) straf verboten! Auch wenn die Orthographie richtig wäre, man versteht den Sinn der Inschrift des Steines aus Mosbach nicht mehr, und dies nicht nur deshalb, weil die am Stein vorbeiführende Straße heute selbstverständlich bestens asphaltiert ist und keine frisch eingelegten Steine zeigt!



Stein an der Reichenbucher Steige in Mosbach.

Würde man heute eine der beliebten Umfragen machen, eine Kamera durchs Fenster auf Autofahrer richten und fragen: «Was ist ein Radschuh?» – man würde wohl nur in fragende Gesichter blicken, aber keine brauchbaren Antworten erhalten. Mit den Pferde- und Ochsenfuhrwerken, den Karren und den eisenbeschlagenen Speichenrädern sind auch die Radschuhe untergegangen. Lediglich hie und da hängt noch einer neben der Garageneinfahrt an

einem Bauernhaus – so wie man die alten Speichenräder auch hin und wieder als Zäune, als Zierde an der Scheunenwand entdeckt oder, umgebaut zu «Kronleuchtern», zweckentfremdet im Partyraum oder Gartenhaus hängen sieht.

Was aber nun ist ein Radschuh? Eine stabile schmiedeeiserne, etwa 10, 12 cm breite und 30 cm lange, U-förmige Schiene mit einer angeschmiedeten Kette, eben ein Schuh für ein Rad! Jeder, der mit seinem Karren, Mist- oder Heuwagen auf geschotterten Wegen fuhr, mußte ihn dabei haben – deshalb die Kette, mit der er fest am Wagen angebracht werden konnte. An abschüssigen Straßen mußte dieser Radschuh unter das eisenbeschlagene Rad geschoben werden, und die Kette verhinderte, daß er verloren ging. Das Rad konnte sich also nicht mehr drehen, der Radschuh bremste und der Wagen schlitterte bergab oder mußte sogar vom Vieh bergab gezogen werden.

Wie hätte man sonst verhindern sollen, daß sich ein Wagen oder eine Kutsche bergab selbständig machte? Nun ja, es gab eine Möglichkeit, aber die wurde von der Obrigkeit überhaupt nicht gerne gesehen: Eine Stange quer durch die Hinterräder eines Wagens, und der Wagen wurde auch gebremst. Aber dies hatte Folgen: Die schmalen Eisenreifen der Räder hinterließen, wenn sie blockiert weitergezerrt wurden, auf den Schotterwegen tiefe Spuren, und die Steine – vor allem die frisch eingelegten Steine aus den reparierten Schlaglöchern – spritzten rechts und



Radschuhtafel in Creglingen – Frauental.

links weg. Anders beim Radschuh: Hiermit konnten Schäden weitgehend vermieden werden, und der Straßenwart mußte weniger Schlaglöcher flicken.

Aber wie es eben so ist: Man hat den Radschuh nicht dabei oder ist zu bequem, ihn unterzuschieben, und mit einem starken Haselnußstecken läßt sich das Rad auch geschwind blockieren und der Wagen genau so gut bremsen. Was nicht ausdrücklich verboten ist, das macht man eben trotzdem. Den Sicherheitsgurt anzulegen, ein Warndreieck und einen Verbandskasten dabeizuhaben, ist heute auch Pflicht und dennoch gibt es Verstöße gegen die Vorschriften.

Man muß sich, steht man vor einem solchen Relikt aus alter Zeit, die damaligen Straßenverhältnisse vor Augen führen: Sand- oder Kalkschotterwege waren die bis um 1900 Regel, Pflaster recht selten und außerhalb von Städten auf Steigungen beschränkt. Straßenwärter mußten ständig für einen ordentlichen Straßenzustand sorgen, und daß diese Leute samt den Schultheißen einen Zorn bekamen, wenn ohne Radschuh, sozusagen mutwillig, Schlaglöcher entstanden, das kann man schon nachempfinden. Auch die Kalkschotterstraßen sind übrigens nichts Uraltes: Sie kamen erst um 1750 mit der Chausseierung der Straßen auf, als die Wasserableitung verbes-



Stein bei Auenwald-Ebersberg: Hier war nicht nur das Sperren ohne Radschuh verboten, sondern auch das Beschädigen der «Rebenwengert» und das Fahren in den «Seitengräben». Offensichtlich war das für manchen die letzte Rettung, wenn sein Fuhrwerk auf der Straße zu schnell wurde. Leider hat der «Schultheis von Ebersberg» in der letzten Zeile eine heute nicht mehr lesbare Schreibweise für das Strafmaß benutzt, aber die, die es anging, werden schon gewußt haben, was sie an Strafe zu erwarten hatten!



Radschuhstein bei Bad Rappenau-Heinsheim.

sert, Gräben und Bankette angelegt sowie die Fahrbahn mit einer einheitlichen Neigung versehen wurden. Vorher gab es nur «Naturstraßen», und die waren oft genug in unbefahrbaren Zustand.

Schilder oder gar Inschriftensteine würden im heutigen Verkehr wenig bezwecken, im Zeitalter der Fuhrwerke war das anders: So haben diejenigen, die für die Straßen verantwortlich waren, Steine oder Schilder aufgestellt und auf die Pflicht, den Radschuh unterzulegen, hingewiesen. Kopfschüttelnd gehen heute Spaziergänger an derartigen Steinen vorbei und können sich nicht vorstellen, was mit den Inschriften gemeint sein könnte. Bis vor fünfzig Jahren aber war allgemein bekannt, was auf den «Radschuhsteinen» angeordnet war und weshalb man Strafe zu zahlen hatte, wenn man den Radschuh nicht benutzte!

# Wilfried Setzler Vom Leben und Werk des Architekten und Ingenieurs Heinrich Schickhardt

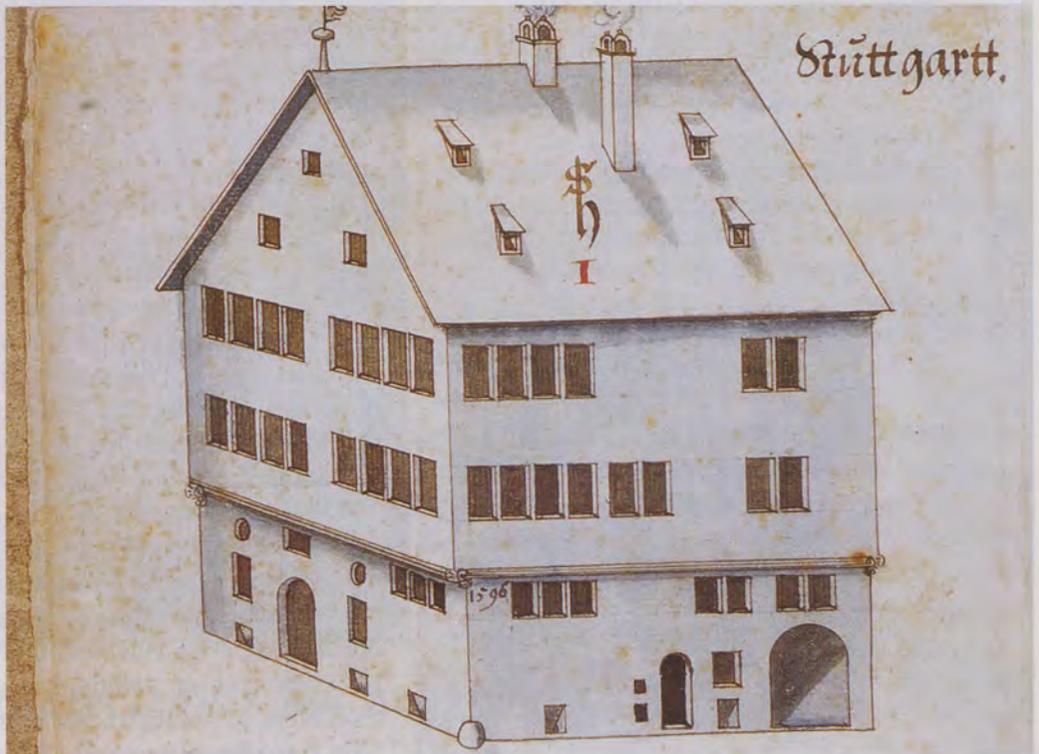
Es gibt nur wenige Personen, die das «äußere Gesicht» des Herzogtums Württemberg und der Grafschaft Mömpelgard so nachhaltig geprägt haben wie Heinrich Schickhardt. Zahlreiche beeindruckende Spuren seiner Tätigkeit als Architekt und Ingenieur kann man bis zum heutigen Tag in Baden und Württemberg sowie im französischen Württemberg, im Elsaß und in der burgundischen Pforte finden. Dies hat seine Ursache nicht nur in der langen Zeitdauer des Schickhardtschen Wirkens, sondern ist auch durch die Vielseitigkeit seiner Tätigkeit und die Qualität seiner Werke bedingt.

Als Stadtplaner konzipierte er neue Stadtquartiere wie in Mömpelgard/Montbéliard, ja er schuf ganze Städte aus dem Nichts wie Freudenstadt oder «ordnete» abgebrannte Städte neu wie Clerval, Schiltach, Oppenau, Vaihingen/Enz. Als württembergischer Landesbaumeister entwarf, plante, fertigte, renovierte er Festungen, Schlösser, Schulen, Pfarrhäuser, Kirchen, Bäder, Lustgärten, Amtsbehäusungen, Maierhöfe, Bürgerhäuser, Fruchtkästen, Zehntscheuern, Viehhäuser, Stallungen, Keller, aber auch Brunnen, Brücken, Mühlen, Schmieden, Backöfen, Bergwerke, Münzstätten, Salinen, Kalk-, Ziegel- und Backsteinöfen, Pressen, Wasserleitungen,

Seen, Straßen und Wege. Zudem regulierte und kanalisierte er Bäche und Flüsse, befaßte sich mit Kartografie, Grenz- und Feldvermessung, suchte nach Torf und Steinkohle, widmete sich der Erschließung von Bodenschätzen, schrieb Gutachten für Handwerksordnungen, betätigte sich als Buchillustrator. Ein besonderes Verdienst kommt ihm zu als Vermittler italienischer Renaissancebaukunst weit über Württemberg hinaus.

## *Herkunft und beruflicher Anfang*

Geboren wurde Heinrich Schickhardt am 5. Februar 1558 in Herrenberg, wo die Familie seit zwei Generationen beheimatet war. Sein gleichnamiger, aus dem nassauischen Siegen stammender Großvater hatte sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Herrenberg als Bildschnitzer niedergelassen und war dort Bürger geworden. Dessen Hauptwerk, das berühmte, 1517 vollendete Herrenberger Chorgestühl, kann noch heute in der dortigen Stiftskirche bewundert werden. Nach dem Schulbesuch erlernte Heinrich das Schreinerhandwerk, wohl bei seinem Vater oder seinem Onkel. Danach, 1578, trat er in den Dienst des württembergischen Landesbaumeisters

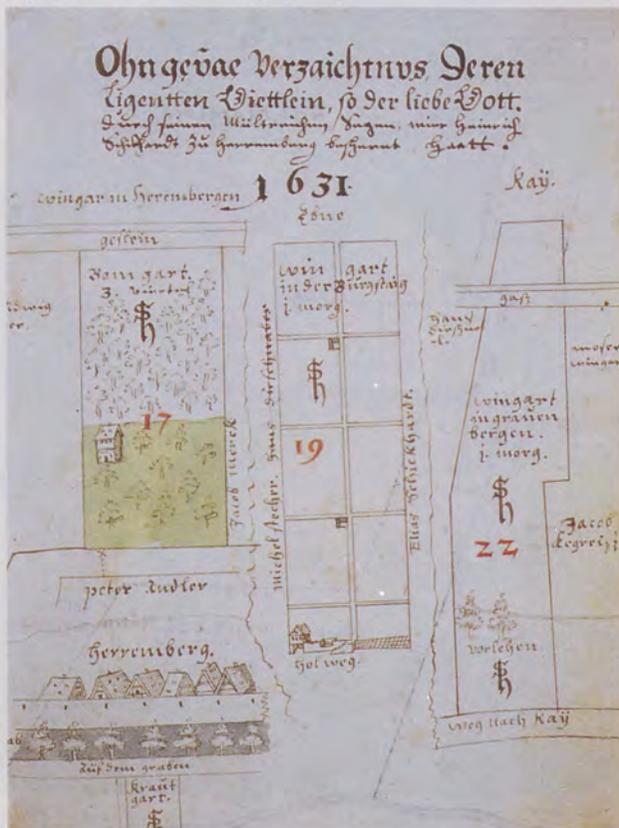


*Schickhardts städtisches Wohnhaus in Stuttgart. Den Bauplatz schenkte ihm 1596 Herzog Friedrich von Württemberg.*



Schickhardts Haus samt Scheuer in Herrenberg.

Verzeichnis seiner liegenden Güter, 1631 der Besitz vor der Stadtmauer in Herrenberg mit Lageskizze.



Georg Beer (um 1530–1600). Bei ihm avancierte der gelernte Schreiner rasch zum «Rundumhelfer» und zum Polier, ja der «dienende» und lernende Schickhardt wurde bald als Bauleiter und Architekt eher zu einem Partner, zumal er schon wenige Jahre nach seinem Beginn bei Beer eine ganze Reihe von eigenen Aufträgen, auch außerhalb Württembergs, erhielt und diese selbständig erledigte; so etwa in der Reichsstadt Eßlingen, wo er von 1585 bis 1589 dem Alten Rathaus neue Gestalt gab.

Der berufliche Erfolg ermöglichte bald die Gründung eines eigenen Hausstandes in Herrenberg. 1584 heiratete Heinrich die Tochter des Herrenberger Bürgermeisters Barbara Grüninger. Diese Eheschließung verdeutlicht das hohe Ansehen, das Heinrich und die Familie Schickhardt in der Stadt genossen, schließlich stellten die Grüninger nicht nur seit Generationen Bürgermeister in den beiden württembergischen Amtsstädten Herrenberg und Winnenden, sondern waren auch mit anderen bedeutenden Familien der württembergischen Ehrbarkeit verwandt und verschwägert. Aus der Ehe erwuchsen acht Kinder, die allerdings alle vor den Eltern starben.

Von Herrenberg nach Mömpelgard/Montbéliard

Ein Eckpunkt in Schickhardts Leben wurde 1593 der Regierungsantritt Herzog Friedrichs. Von nun an wurde Schickhardt in zunehmenden Maße zum herzoglichen Baumeister, zum Architekten und Ingenieur, der all die ehrgeizigen und neuen Pläne des geradezu in frühabsolutistischer Manier regierenden und von merkantilistischen Ideen angetriebenen Herzogs zur Entwicklung und Förderung des Landes, zur Erschließung von Bodenschätzen umzusetzen bemüht war.

Ein Zentrum seiner Tätigkeit bildeten zunächst die linksrheinischen Gebiete Württembergs, insbesondere die Grafschaft Mömpelgard, Heimat Herzog Friedrichs. Dort wurde Schickhardt seit 1593 zum Hauptgestalter öffentlicher Bauten aller Art. Typisch für seine Arbeiten ist, daß die ältesten Zeichnungen nicht etwa Repräsentations- oder Administrationsbauten betreffen, sondern ein Salzwerk, das von Saulnot.

Die neuen herzoglichen Aufträge bewogen Schickhardt 1595, sich in der Residenzstadt Mömpelgard selbst einen Wohnsitz zuzulegen, in dem er sich – wie Bauabrechnungen belegen – regelmäßig in den Monaten April bis November aufhielt. Den Winter verbrachte er, sofern ihm dies seine Aufträge erlaubten, in Stuttgart, wo ihm Herzog Friedrich 1596 einen Bauplatz und Materialien zum Bau eines

Wohnhauses verehrte: ein Beweis des guten Verhältnisses zwischen dem Architekten und seinem Herzog. Doch selbst im Winter war Schickhardt viel unterwegs, monatelang gar, wie auf den beiden Italienreisen, die für seine weitere Entwicklung ganz wichtig wurden.

#### *Erste Reise nach Italien*

Zweimal, in kurzem Abstand, hat Heinrich Schickhardt Italien bereist. Das erste Mal war er rund drei Monate – vom 18. Januar bis Anfang April 1598 – alleine unterwegs, das zweite Mal fast ein halbes Jahr vom 11. November 1599 bis zum 27. April 1600 mit einer neunköpfigen Reisegesellschaft, an deren Spitze Herzog Friedrich von Württemberg stand. Auf beiden Reisen führte Schickhardt ein Tagebuch, worin er, mit vielen Skizzen versehen, das Erlebte und Gesehene festhielt. Höchst wahrscheinlich veranlaßten die vielen herzoglichen Baupläne dieses Unternehmen. In Stuttgart sollte ein großer neuer Platz, gesäumt von mächtigen öffentlichen Bauten, entstehen; in Mömpelgard stand eine imposante Stadterweiterung an: Die Stadt sollte, um französische Glaubensflüchtlinge aufzunehmen, um ein

Drittel vergrößert werden, sollte eine Bleiche und eine Vorstadt erhalten. Eine Neckarregulierung bis hin zur Schiffbarmachung des Flusses von Cannstatt nach Heilbronn war im Gespräch. Möglicherweise wurde gar schon der Bau einer neuen Stadt als Bergarbeitersiedlung, als Festung gegenüber dem Bistum Straßburg und als neue Residenz erwogen, das 1599 begonnene Freudenstadt geplant.

Seine erste Reise führte Schickhardt über Ulm, Augsburg, Innsbruck, den Brennerpaß, Trient, Vicenza, Padua nach Venedig, wo er sich vom 16. Februar bis zum 6. März 1598 aufhielt. Die Rückreise erfolgte über Verona, Mantua, Lodi, Mailand, Comer See, Splügenpaß, Chur.

Deutlich wird in der Reiseroute und in den Notizen, daß sich Schickhardt zwar auch für Bauten, für Häuser, Paläste, Kirchen, Theater und Türme, vornehmlich aber für ingenieur-technische Einrichtungen interessierte und dafür, wie diese funktionierten. Von Padua nach Venedig wählte er eigens den Schiffahrtsweg auf der Brenta, um dabei Schiffshebewerke, Schleusen und Schöpfwerke studieren, zeichnen und beschreiben zu können. Auch in Venedig skizzierte er, wie auf der gesamten Reise, eben nicht nur Fassaden, Portale, Fenster, Deckenornamente,



**HERRENBERG**



### *Geboren am 5. Februar 1558 in Herrenberg: Heinrich Schickhardt*

Besuchen Sie unsere historische Stadt mit einem der schönsten Marktplätze Württembergs und ihrem Reichtum an Fachwerkhäusern, idyllischen Gassen, Treppen, Brunnen und Mauern in der malerischen Altstadt.

Einzigartig gelegen am Schloßberg (Blick auf Schwäbische Alb, Korngäu, Zwetschgengäu), überragt von der 700 Jahre alten Stiftskirche (u.a. sehenswert Chorgestühl und Glockenmuseum mit 23 läutbaren Glocken).

Günstige Aufenthaltsmöglichkeiten.

Ideale Lage an der A 81: Herrenberg ist Tor zum Naturpark Schönbuch (ausgedehntes Wandernetz, Schlösser Einsiedel und Hohenentringen, Kloster Bebenhausen). Ausflüge nach Tübingen (in 24 Min. mit der Ammertalbahn) und Stuttgart (S-Bahn ca. 30 Min.). Wenige Kilometer zum Schwarzwald oder zur Schwäbischen Alb.

*Wir beraten Sie gern:*

*Touristen-Information*

Marktplatz 5 · 71083 Herrenberg

Tel. (07032) 924-224 · Fax (07032) 924-333

www.herrenberg.de · eMail: AWRS@Herrenberg.de

*Stadterlebnis am Schönbuch*

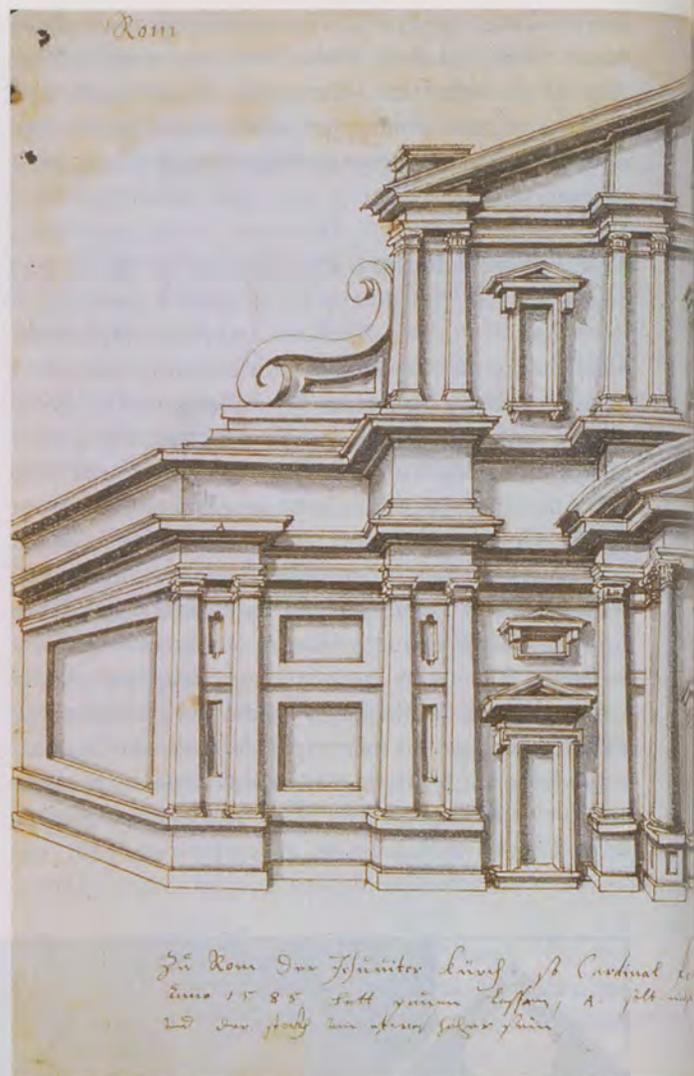
sondern technische Geräte und Einrichtungen. Einer hübschen Zeichnung der Rialtobrücke folgen zwei gleich große Zeichnungen zur Funktion und zur Technik eines Zangenbaggers, ein *Enstrument*, damit man die verschleimte Canal wider seibert und ausrompt. In Mailands Umgebung interessieren ihn vor allem der Kanalbau, das Netz der Wasserstraßen.

### Zweite Reise nach Italien

Ein ähnliches Bild der Wahrnehmung überliefert der Bericht von der zweiten Italienreise, die sich in ihrem Verlauf allerdings an den Wünschen Herzog Friedrichs orientierte. Ziel der Reise war Rom, wo der Lutheraner Friedrich incognito als Junker Fritz von Sponeck den Feierlichkeiten zur Eröffnung des Gnadenjahres Ende 1599/Anfang 1600 beiwohnen wollte, um *antichritliche jubelfest und papistische Wesen zu besichtigen*. Am 24. Dezember traf man in Rom ein, verließ die Stadt aber schon wieder am 1. Januar, als die *Ceremonien und Solenniteten vollendet waren*. Auf der mit allerlei Umwegen verbundenen Rückreise ließ die Gesellschaft sich dann Zeit, besuchte Spoleto, Loreto, Ancona, Bologna, Florenz, Ferrara, Mantua, Verona, Venedig, Vicenza. Am 12. April 1600 ging es dann von Trient aus über Brixen, Innsbruck, Basel nach Mömpelgard, das man am 27. April erreichte.

Wieder notierte sich Schickhardt neben den «touristischen Sehenswürdigkeiten» – Palastbauten und Kirchen – vor allem technische Dinge. Immer wieder skizziert er sich die Funktion von Maschinen, von Mühlen aller Art – Schiffs- und Wassermühlen, Stampf-, Roll- und Handmühlen –, zeichnet eine Ölpresse, Gipsöfen, Töpferscheiben, Karren, Kutschen, Karossen, Wölbtechniken, Pflüge, Vorrichtungen zur Fortbewegung schwerer Steine, eine Heißluftturbine, Zisternen, Gärten und Befestigungen, Steinwinden, Wasserwerke für Grotten in Lustgärten, Wasserräder, eine Wasserorgel, die Maschinerie eines Orgelwerks, Vogelhäuser, Stadtanlagen. Dabei versieht er seine Skizzen mit Maßangaben, hält die Kosten, den Nutzen und die Leistung fest. Man spürt förmlich: schriftlich fixiert wird vor allem das, von dem er hofft, es nach seiner Rückkehr verwerten zu können. Unter dem Aspekt der Realisierung geben seine Architekturzeichnungen das Geschaute oft gar nicht genau wieder, sondern eher modifiziert und auf Stuttgarter oder Mömpelgarder Verhältnisse zugeschnitten.

Aus den Zeichnungen, aus der Auswahl der Motive, die Schickhardt festgehalten hat, lassen sich natürlich auch seine Vorlieben und seine Interessen folgern. So fallen ihm in Rom zwar auch antike Bau-



Die Jesuitenkirche «Il Gesù» in Rom. Schickhardts lavierte Federzeichnung gibt nur die linke Hälfte der Fassade wieder.

ten auf und werden von ihm als *Antiquiteten* erwähnt, doch abgezeichnet und gelobt werden von ihm die Bauwerke des Cinquecento. So schreibt er über den Petersdom: *der alte Bau (ist) ein schlecht und unansehnlich Ding (...). Der Neuw Bauw aber (ist) (...) ein so überaus schön, groß unnd herrlich Gebäuw, das sich darob zu verwundern, außwendig nach der rechten Kunst der Architectur, an Thüren, Fenstern, Colonnen und Gesembsen, gantz schön und zierlich geordnet, auff das allerfleißigste gehauwen und versetzt.*

Einen besonderen Eindruck hinterließen ihm die Bauten von Andrea Palladio (1508-1580), insbesondere dessen Alterswerk das Teatro Olimpico in Vicenza. Schickhardt sei *einer der ersten Architekten jenseits der Alpen, dem die Bauten Palladios zu Exempeln klassischer Lösungen schlechthin wurden*, meint Gunter Schweikhart. Zwar kann man nicht behaupten, daß Schickhardt später Palladio-Bauten kopiert habe, doch zum Ausgangspunkt für eigene Arbeiten sind

sie ihm sicher geworden. Deutlich zeigt sich dies etwa an der von ihm gebauten Kirche St. Martin in Mömpelgard, insbesondere an deren Fassadengliederung, wo – wie Julius Baum schreibt – *die strengen, kraftvollen Formen Palladios mit solchem Ernste aufgenommen worden sind, wie sonst nirgends in der ganzen süddeutschen Architektur.*

Kaum von der zweiten Reise nach Mömpelgard zurückgekehrt, hat Heinrich Schickhardt das dabei Notierte überarbeitet und – auch auf Wunsch des Herzogs, der das Manuskript vorher durchgesehen hatte – zum Druck gebracht: *Beschreibung Einer Reiß Welche der Durchleuchtig Hochgeborne Fürst und Herr Friderich Hertzog zu Württemberg (...) Im Jahr 1599 Selb neundt auß dem Landt Württemberg in Italiam gethan Darinn vermeldet wie jhre Fürst. (lichen) Gnaden jeden Tag gereißt was denkwürdiges auff der gantzen Reiß sich zugetragen und was an jedem Ort jhre Fürst. Gn. Führnemes gesehen haben.* Schon 1603 erfolgte ein zweiter und dritter Druck bei Erhard Cellius in Tübingen.

Beide Reisen stellen einen wichtigen Meilenstein in Schickhardts Leben dar, sind aber nicht nur bedeutsam für seine Biographie. Er war «einer der ersten deutschen Architekten vor Ort in Italien», und zweierlei brachte er von dort mit: technisches Know-

how in vielen Details und – weit wichtiger – neue Ideen, neue Formen der Renaissancebaukunst, die er nun weitertrug und zu deren Rezeption er in der Folgezeit einen wichtigen Beitrag leistete. Die von ihm in Italien gewonnenen Erfahrungen, die dort erworbenen Anregungen werden von ihm in seinen Werken umgesetzt, sie werden aber von ihm auch an andere weitergegeben.

#### Der Baumeister Herzog Friedrichs

Als im Juli 1600 Landesbaumeister Georg Beer, der schon seit einigen Jahren altersbedingte Ermüdungserscheinungen gezeigt hatte, starb, ernannte Herzog Friedrich nicht etwa, wie man hätte erwarten können, Schickhardt zu dessen Nachfolger, sondern Niklas Vischlin. Doch was wie eine Zurücksetzung aussieht, war wahrscheinlich eher ein Zeichen der Wertschätzung und persönlichen Nähe. Herzog Friedrich wollte, wie Werner Fleischhauer wohl zurecht vermutet, *seinen bevorzugten Baumeister nicht auf die erste Stelle setzen, um ihn von den Geschäften dieses Amtes freizuhalten und für seine großen Bauvorhaben zur Verfügung zu haben.* Schickhardt sollte sich nicht in der Alltagsroutine aufreiben oder verzetteln.

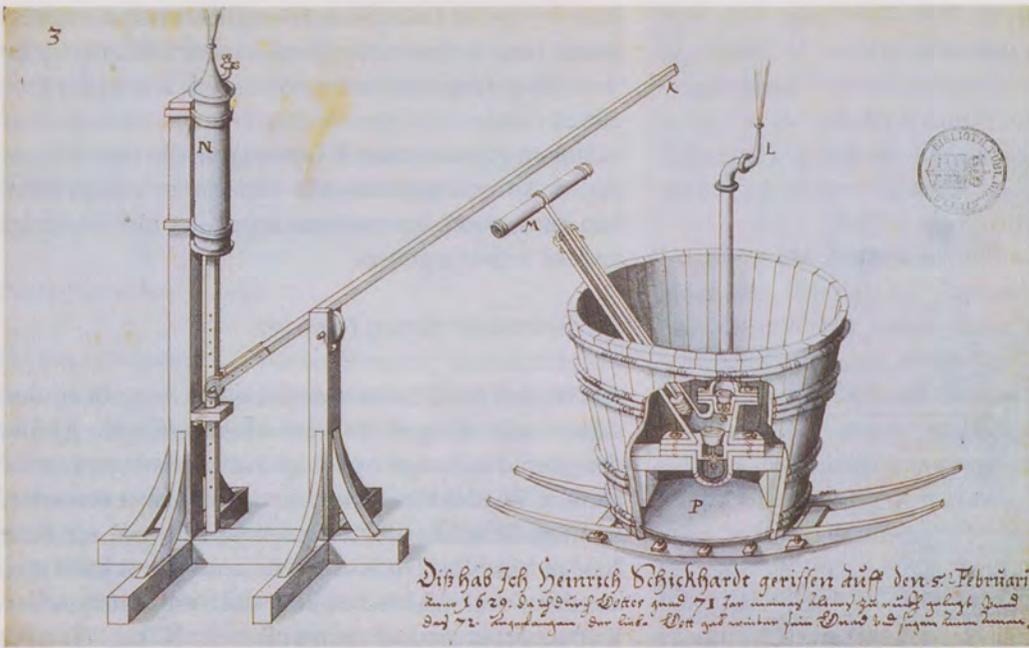
Seinen Haushalt verlegte Schickhardt nun, am 15. Juni 1600, trotz des Hauses in Stuttgart nach Mömpelgard, wofür ihm eine besondere Aufwandsentschädigung von vier Francs pro Tag ausbezahlt wurde. 1603 erhielten er und *all seine Nachkommen* das Bürgerrecht der Stadt, eine hohe Auszeichnung, die normalerweise *umb vil Gelt nit wol bei in zu erlangen ist* und die Schickhardt wegen der damit verbundenen enormen Steuerermäßigung besonders schätzte.

In den folgenden Jahren formte Heinrich Schickhardt das äußere Bild der Stadt um. Am bedeutsamsten und weit über Mömpelgard hinausweisend wurde der Bau von St. Martin, zu dem Herzog Friedrich am 5. März 1601 den Grundstein legen ließ. In dieser – 1607 geweihten – chorlosen, rechteckigen Kirche, die zu einer Inkunabel protestantischer Kirchenbaukunst wurde, griff Schickhardt im Äußeren in der Tradition Palladios antike Tempelbauvorstellungen auf und gestaltete im Inneren einen Saal, der um die Kanzel als Ort der Verkündigung des Wortes geordnet ist.

Doch beschäftigte ihn Herzog Friedrich nicht nur in Mömpelgard, sondern zog ihn zu allen großen Bauvorhaben, im ganzen Herzogtum, heran. Ununterbrochen stand Schickhardt mit Stuttgart durch regelmäßige Boten in Verbindung, sandte und empfang Modelle, Pläne, Grundrisse, Gutachten. Und immer wieder reiste er selbst nach Stuttgart. So hatte



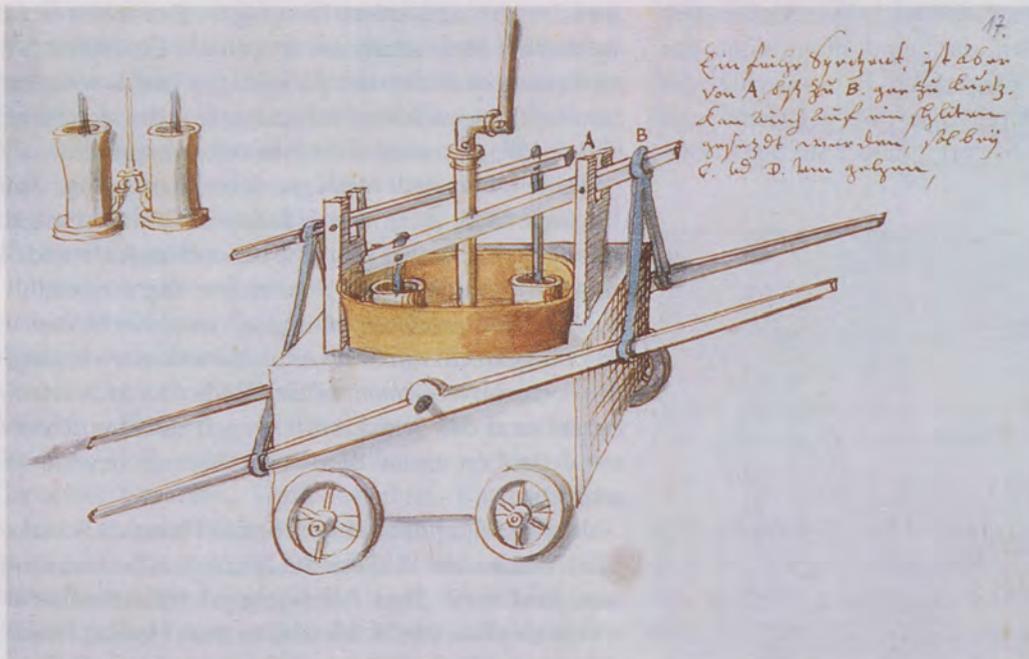
Eine weitere Skizze von der zweiten italienischen Reise im Dezember 1599: der schiefe Turm in Pisa und S. Stefano dei Cavalieri.



Dis hat Ich Heinrich Schickhardt gerissen auff den 5. Februari  
 Anno 1629. Da ich dieses Dessen quod 71 Tag ununterbrochen zu wachen gelangt. Und  
 das 72. Ansehen der Sache. Und gar wider sein Verstand die Figuren zu machen.

Auch das Feuerlöschwesen gehörte zu den Aufgaben des Landbaumeisters Schickhardt. Zeichnung einer Feuerspritze vom 5. Februar 1629.

Rechte Seite: In Schaffhausen beobachtet: Schöpfwerk am Rhein beim Wasserfall.



17.  
 Ein feuer Spritzen, ist oben  
 von A, bis zu B, zur zu bewirkt.  
 Man bringe die in jedem  
 gesetzet zu werden, so die  
 C. und D. man gelte.

Kolorierte Zeichnung einer Feuerspritze mit Wagen von der Hand Schickhardts.

man dort 1599 mit dem Bau des Neuen Marstalls begonnen, nun aber, nach der italienischen Reise, wünschte der Herzog eine «moderne Lösung». Und nach Schickhardts Plänen entstand *uff italienische Manier*, wie Gabelkofer 1621 bemerkte, das *wohl bedeutendste Werk im württembergischen Profanbau des frühen 17. Jahrhunderts*, das Werner Fleischhauer *eine der reifsten Architekturen der deutschen Spätrenaissance* nennt. Kaum war der Neue Marstall begonnen, beauftragte Friedrich seinen Baumeister 1601 mit einem zweiten repräsentativen Bau in Stuttgart, dem sogenannten Prinzenbau.

Doch mit Reisen nach Stuttgart war es nicht getan. Herzogliche Aufträge führten Schickhardt von Mömpelgard aus immer wieder durch das ganze Land, wo es Bauten zu beaufsichtigen und Ratschläge zu erteilen, Bodenschätze zu suchen und zu erschließen galt. Seine Fähigkeiten als Feldmesser wußte Schickhardt erstmals 1602 unter Beweis zu stellen, als er vom 30. Juli bis zum 10. November die Vermessung der neu erworbenen Ämter Altensteig und Liebenzell leitete. 1604 gar beritt Herzog Friedrich in 31 Tagen zusammen mit Schickhardt und einem kleinen Gefolge von weiteren fünf Personen



die württembergische Grenze in ihrem ganzen Umfang und ließ ihn die gantze Rais, in strengem Fortrais von Margsteinen zu Steinen, sampt allen angrenzenden Orten beschreiben. Entsprechend hieß er ihn, die Grafschaft Mömpelgard mit allen Herrschaften zu vermessen. Ein Auftrag, den Schickhardt noch im selben Jahr vom 10. bis 23. September erfüllte und der schließlich zur Fertigung einer Mömpelgarder Landtafel führte.

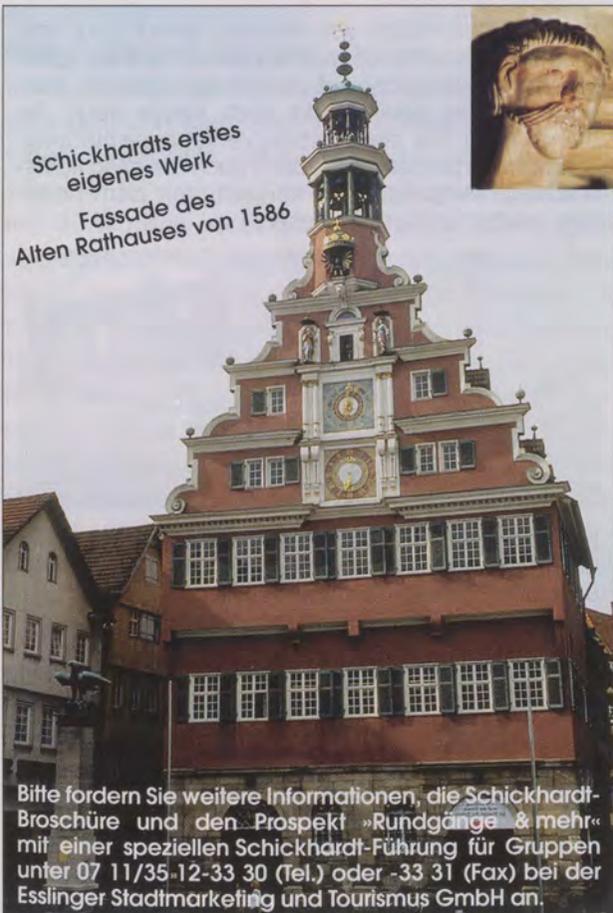
Heinrich Schickhardts größte Baustelle jener Zeit war Freudenstadt, ein Ort, dessen Grundriß ebenso seine Handschrift zeigt wie die dortige, in merkwürdiger Winkelhakenform errichtete Pfarrkirche, die zu den bemerkenswertesten Werken des württembergischen Renaissancebaumeisters gerechnet werden kann.

Einer Zusammenfassung seiner Arbeit unter Herzog Friedrich, der ihm der theire Held war, kommt jene Notiz gleich, die Schickhardt selbst später zu dessen Tod am 29. Januar 1608 verfaßte: *Bey disem Herren hab ich groß Mieh und Arbeit gehabt, auch vil schwehre und gefährliche Raisen volbracht, also das ich in 15 Jaren nit iber den halben Thail bey meiner Haushaltung sein künden.* Doch habe dieser ihn mit gnedigem Zusprechen und ansehnlichen Verehrungen (...) wider lustig und alle seine Geschefte damit leicht gemacht.

#### Der württembergische Landbaumeister

Zunächst schien der Tod des herzoglichen Gönners Schickhardt keine großen Änderungen zu bringen. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, welche innenpolitische Folgen der Regierungswechsel hatte. Schickhardt wurde offensichtlich nicht in die Auseinandersetzungen zwischen Herzog und Landschaft hineingezogen. Ja Friedrichs Sohn und Nachfolger, Herzog Johann Friedrich, besserte Schickhardts Jahresbesoldung gar um die stattliche Summe von 80 Gulden auf und berief ihn noch im selben Jahr zum Nachfolger des verstorbenen Landesbaumeisters.

Dennoch bedeutete der Tod Friedrichs einen Einschnitt für Heinrich Schickhardts Leben und Wirken. Zum einen brachte er ihm ein neues Amt mit privaten und beruflichen Konsequenzen – Umzug von Mömpelgard nach Stuttgart, ein quantitativ erweitertes, qualitativ gemindertes Betätigungsfeld –, zum anderen revidierte Herzog Johann Friedrich im Zuge einer Politik, die auf Ausgleich mit den Landständen bedacht war, manche Bauunternehmen seines Vaters. Einige repräsentative Bauvorhaben wurden ganz aufgegeben oder eingestellt, das Freudenstädter Schloß kam über die Planungsphase nicht hinaus, am unfertigen Schloß in Calw wurde nicht mehr weitergebaut. Neue Aufträge im herrschaftlichen Bauwesen entfielen fast ganz.



Schickhardts erstes eigenes Werk  
Fassade des Alten Rathauses von 1586

Bitte fordern Sie weitere Informationen, die Schickhardt-Broschüre und den Prospekt »Rundgänge & mehr« mit einer speziellen Schickhardt-Führung für Gruppen unter 07 11/35-12-33 30 (Tel.) oder -33 31 (Fax) bei der Esslinger Stadtmarketing und Tourismus GmbH an.

Der herzogliche Sparwille schränkte Schickhardts Gestaltungsmöglichkeiten immer mehr ein; zum anderen beanspruchten Routine- und Alltagsgeschäfte, insbesondere Renovierungsarbeiten, immer mehr die Zeit des Baumeisters. Seine *Hauptaufgabe bestand jetzt darin, funktionale Einrichtungen wie Brücken, Brunnen, Eisengießereien, Schmieden, Mühlen und andere technische Bauten auszuführen.*

Durch diese vielen rastlosen Mann weitgehend beanspruchenden «Routine-Aufgaben» des Landesbaumeisters war dessen *große Schöpferperiode (...) zwangsläufig zu einem Ende gekommen.* Aus dem Alltag ragen dennoch einige wenige Einzelleistungen hervor, etwa der Cannstatter Stadtkirchturm von 1612/13, der Tübinger Marktplatzbrunnen von 1617 oder die nach dem Mömpelgarder Vorbild entstandene Göppinger Stadtkirche.

Im Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) schließlich mußte Schickhardts Talent sich immer mehr seinem Pragmatismus unterordnen, sich in dessen Dienst stellen. Doch trotz vieler Einschränkungen blieb er bis zu seinem Tod tätig. Noch 1634, wenige Monate vor seinem Tod, beschäftigte er sich mit der *Cloac*, mit der Abwasserentsorgung Stuttgarts.

Heinrich Schickhardt starb am 4. Januar 1635. Der Eintrag im Stuttgarter Totenbuch lautet: *Von Soldaten gestochen.* Nach der Chronik des Herrenberger Vogts Gottlieb Friedrich Heß *ward er in seinem eigenen Hause von einem frechen Soldaten, der seiner Basen Gewalt anthun, Schickhard aber verhindern wollen (...) mit dem Degen durchstoßen.* Als ihn, trotz des Alters überraschend, der Tod in einer für den Großen Krieg fast typischen Manier ereilte, war sein Haus bestellt. Zwischen 1630 und 1632 hat er mehrere «Verzeichnisse» gefertigt, in denen er seine berufliche Tätigkeit und seine Werke ebenso auflistete wie seinen Besitz und sein Vermögen. Darunter befindet sich ein *Inventarium und Verzeichnus (...) an ligenten Gietlein und Fahrnus* von 1630, damit *unser Erben wissen megen, was ihnen von Rechdts wegen gebire* und ein über 200 Blatt umfassendes *Ohngezare Verzeichnus, was (...) ich Heinrich Schickhardt innerhalb viertzig Jaren in- und außerhalb Lands biß anno 1632 gebaut hab.*

Diese Handschriften liegen heute – wie der größte Teil seines zeichnerischen und schriftlichen Nachlasses – im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv, einen kleinen Teil, darunter allerdings die Tagebücher zu den italienischen Reisen, besitzt die Stuttgarter Landesbibliothek. Doch sind wir zur Beurteilung des Wirkens von Schickhardt nicht nur auf den schriftlichen Nachlaß angewiesen, vielmehr ermöglichen auch die Zeugnisse seiner Tätigkeit vor Ort eine Aussage über seine Bedeutung, sein Weiterwirken, sein Fortleben.

Überblickt man Schickhardts Lebenswerk, so wird deutlich, daß er seiner Herkunft aus einer künstlerisch tätigen Handwerkerfamilie über all die Jahre hinweg treu bleibt, daß diese Wurzeln seinen Arbeitsstil und seine Ergebnisse prägen. Er war ein bodenständiger Pragmatiker, der aus der Praxis und für die Praxis lernte, der auch im Alter noch zuhören und den Rat anderer annehmen konnte. Wiederholt kann man von ihm Notizen lesen, wie *Andere haben davir gehalten* oder *Andere haben gerhaten.* Er leitete technische Entwürfe nicht aus mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ab, sondern entwickelte sie aus der eigenen Anschauung, aus der Beobachtung von bereits funktionierenden technischen Einrichtungen, Maschinen und Geräten. Bemerkenswert ist dabei seine rasche Auffassungsgabe, die schnell und präzise die Funktion eines technischen Werkes erkannte und Vorgefundenes sich aneignen konnte. Und was ihn schließlich vor anderen auszeichnet, ist die Gabe, wie er alles modifizieren, vereinfachen, verbessern konnte, wie er eigenständig Neues formulierte, skizzierte, konstruierte, baute oder bauen ließ, egal ob es sich dabei um

Die nach den Plänen von Heinrich Schickhardt von 1600 bis 1602 erbaute und aus Hauffs Roman »Lichtenstein« bekannte und denkmalgeschützte Köngener Brücke beeindruckt auch heute noch. Sie diente nicht nur als wichtige Verkehrsverbindung, sondern verbindet sinnbildlich auch die geschichtsträchtige Vergangenheit Köngens mit dem heutigen modernen Gemeinwesen.



Eine gute Infrastruktur, leistungsfähige Industrie- und Handwerksbetriebe sowie eine hervorragende Gastronomie zeichnen den Ort aus.

Zahlreiche Kulturdenkmäler erinnern an die Vergangenheit, die bis in die Römerzeit reicht. An diese Epoche will der

## 1. Kögener Römertag am 26. September 1999

in der Ortsmitte erinnern. Er will den Alltag eines römischen Dorfes um 150 nach Christus nachvollziehbar aufzeigen.

Lumpenstampfwerke, Pulvermühlen, Münzprägevorrichtungen oder Schöpfwerke handelte. Mit Recht bezeichnete ihn so Adolf Schahl als einen *Mann von universaler Begabung für die Funktion von technischen Erzeugnissen seiner Zeit und für deren Herstellung*.

Doch ist mit dieser «Ingenieurkunst» nur eine der herausragenden Eigenschaften Heinrich Schickhardts angesprochen, nur eine Facette seines Werks berücksichtigt. Dem begabten und erfolgreichen Techniker steht der Architekt Schickhardt nicht nach. Gerade in der Architektur zeigt er zudem eine eigene Handschrift, eine durchaus eigenwillige Ästhetik, kommt ihm als Vermittler italienischer, moderner Baustile insbesondere in der protestantischen Kirchenbaukunst Bedeutung zu. Wichtig ist seine Vermittlerrolle auch in der Gartenbaukunst. Immerhin war er einer der ersten in Deutschland, wenn nicht der erste überhaupt, der mit seinem Pomeranzengarten in Leonberg ein neues, aus Italien kommendes Gestaltungsziel verwirklichte.

Am meisten Spuren hinterlassen hat Schickhardt jedoch als Stadtplaner und Städtebauer. In diesem Berufsfeld sind seine Ideen, seine Pläne, ist seine Arbeit bis heute am nachhaltigsten wirksam. Als Stadtplaner bedeutsam war Schickhardt nicht nur, weil zahlreiche Städte und Gemeinden seinen Zeichnungen und Grundrissen ihr Aussehen verdanken, etwa Vaihingen, Oppenau, Oelbronn, Clerval, Blamont, Mömpelgard, Lossburg, Balingen, sondern auch dadurch, daß seine Ideen, seine stadtplanerischen Grundsätze die Gestaltung württembergischer Städte weit über seinen Tod hinaus bestimmten. So wurden noch zur Zeit Herzog Karl Eugens abgebrannte Stadtquartiere nach Schickhardts Prinzipien neu geordnet, wofür etwa in Tübingen bis zum heutigen Tage das nach dem Stadtbrand von 1789 neu entstandene Stadtviertel zwischen Pflughofstraße und Neue Straße ein anschauliches Beispiel bietet. Schickhardts städteplanerische Handschrift trägt anerkanntermaßen auch eine der «bedeutendsten Platzgestaltungen der Renaissance», nämlich der Schillerplatz in Stuttgart, der – wie schon die Zeitgenossen bemerkten – *ein königlich ansehen macht*.

Schickhardt ist kein Künstler im engen Sinne, weder ein genialer Maler noch ein begnadeter Bildhauer; er ist im Gegensatz zu dem großen Italiener Leonardo da Vinci auch kein Theoretiker, kein Verfasser von grundlegenden Gedanken zur Kunst und Architektur. Seine Bedeutung gewinnt er aus anderen Bereichen und Betätigungsfeldern: Heinrich Schickhardt ist wie Leonardo vielseitig begabt und wie dieser ein glänzender, auf Ästhetik bedachter



Silberbecher, die Schickhardt als Geschenk oder als Entgelt bekommen hat. Im Text werden Geber und Gabe beschrieben.

Praktiker. Er zählt zu den großen Architekten und Baumeistern Süddeutschlands, darf zu den herausragenden Persönlichkeiten Württembergs in den Jahrzehnten um 1600 gerechnet werden. Er hat als Ingenieur und Techniker Hervorragendes geleistet und war ein vielfältiger Mittler italienischer Baukunst, der in Württemberg die Renaissance zur Vollendung führte.

#### LITERATUR:

- Julius Baum: Mömpelgard. Reiseeindrücke. In: Literarische Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1905.
- Werner Fleischhauer: Die Renaissance in Württemberg. Stuttgart 1971.
- Dirk Jonkanski: Heinrich Schickhardts Reiseaufzeichnungen aus Italien. Herausgabe und Kommentar. Diss. Berlin 1991.
- Ehrenfried Kluckert: Heinrich Schickhardt. Architekt und Ingenieur. Eine Monographie. (Herrenberger Historische Schriften, Bd. 4). Herrenberg 1992.
- Adolf Schahl: Heinrich Schickhardt – Architekt und Ingenieur. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 18 (1959), S. 15–85.
- Harald Schukraft: Renaissance in Baden-Württemberg. Leinfelden-Echterdingen 1996.
- Gunter Schweickhart: Heinrich Schickhardt (1558–1635), in Elias Holl 1985.

Weiterführend und mit nahezu kompletter Literatur zu Heinrich Schickhardt: Sönke Lorenz und Wilfried Setzler (Hrsg.): Heinrich Schickhardt – ein europäischer Baumeister. Leinfelden-Echterdingen 1999. (Zugleich Begleitbuch einer am 5. Oktober 1999 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart zu eröffnenden Ausstellung zu Heinrich Schickhardt).

## André Bouvard Schickhardt und die Salzwerke Saulnot und Sulz am Neckar

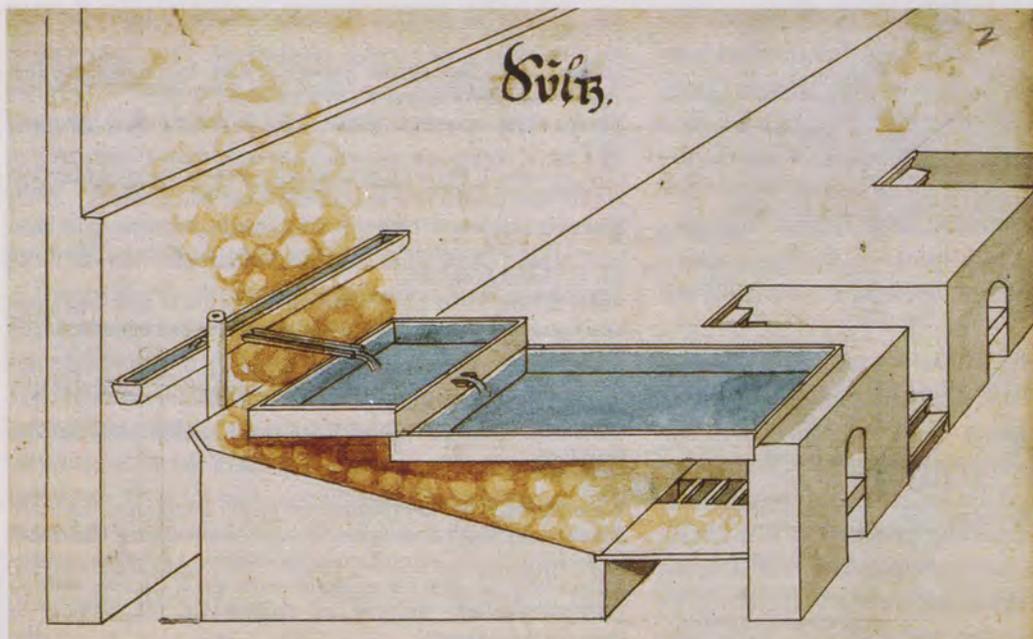
Salz war ein wichtiger Bodenschatz im frühneuzeitlichen Herzogtum Württemberg. Es wurde in zwei Salzwerken gewonnen, die in Luftlinie 160 Kilometer voneinander entfernt lagen: in Sulz am Neckar und in Saulnot in der Herrschaft Granges, einem Lehen der Grafschaft Mömpelgard/Montbéliard. Außer ihren Ortsnamen, in denen der Begriff Salz schon anklingt, haben diese beiden Salzwerke noch eine weitere Gemeinsamkeit: beiden standen nur Wasserquellen mit niedrigem Salzgehalt zur Verfügung, weshalb für das Sieden – einem Verfahren, bei dem das Salz durch Verdampfen der Sole über dem Feuer gewonnen wird – große Mengen Holz benötigt wurden. Nach Angaben Heinrich Schickhardts benötigte man Ende des 16. Jahrhunderts in Saulnot zehn bis zwölf württembergische Klaftern (34 bis 40 Raummeter) Holz, um annähernd 400 Kilogramm Salz zu gewinnen.

Den Holzverbrauch zu verringern und damit sowohl die Salzherstellung rentabler zu machen als auch die Wälder zu schonen, die durch eine wachsende Bevölkerung und den zunehmenden Brennstoffbedarf des Gewerbes immer weiter abgeholzt wurden, das war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Hauptanliegen der Obrigkeiten. Als 1570 das Sulzer Siedewerk vom Stadtzentrum auf den Wöhrd jenseits des Neckars verlagert wurde, geschah dies weniger, weil man ein neues Rathaus bauen wollte, sondern weil man mehr Platz für eine

neue «holzsparende» Siedeanlage brauchte: Es waren die Gradierwerke, die Schickhardt 1595 beschrieben und gezeichnet hat. Diese langgestreckten Hallen aus Holzgitter von 33 Metern Länge und fast drei Metern Breite dienten der Konzentrierung des Salzwassers durch Verdunstung beim Kontakt mit der Luft, indem man die Sole vertikal über «Filter» aus übereinandergeschichteten Strohbündeln zirkulieren ließ. Diese damals noch in den Anfängen steckende Technik erfuhr schließlich im 18. Jahrhundert dank der Verbesserungen des Barons von Beust ihre weiteste Verbreitung.

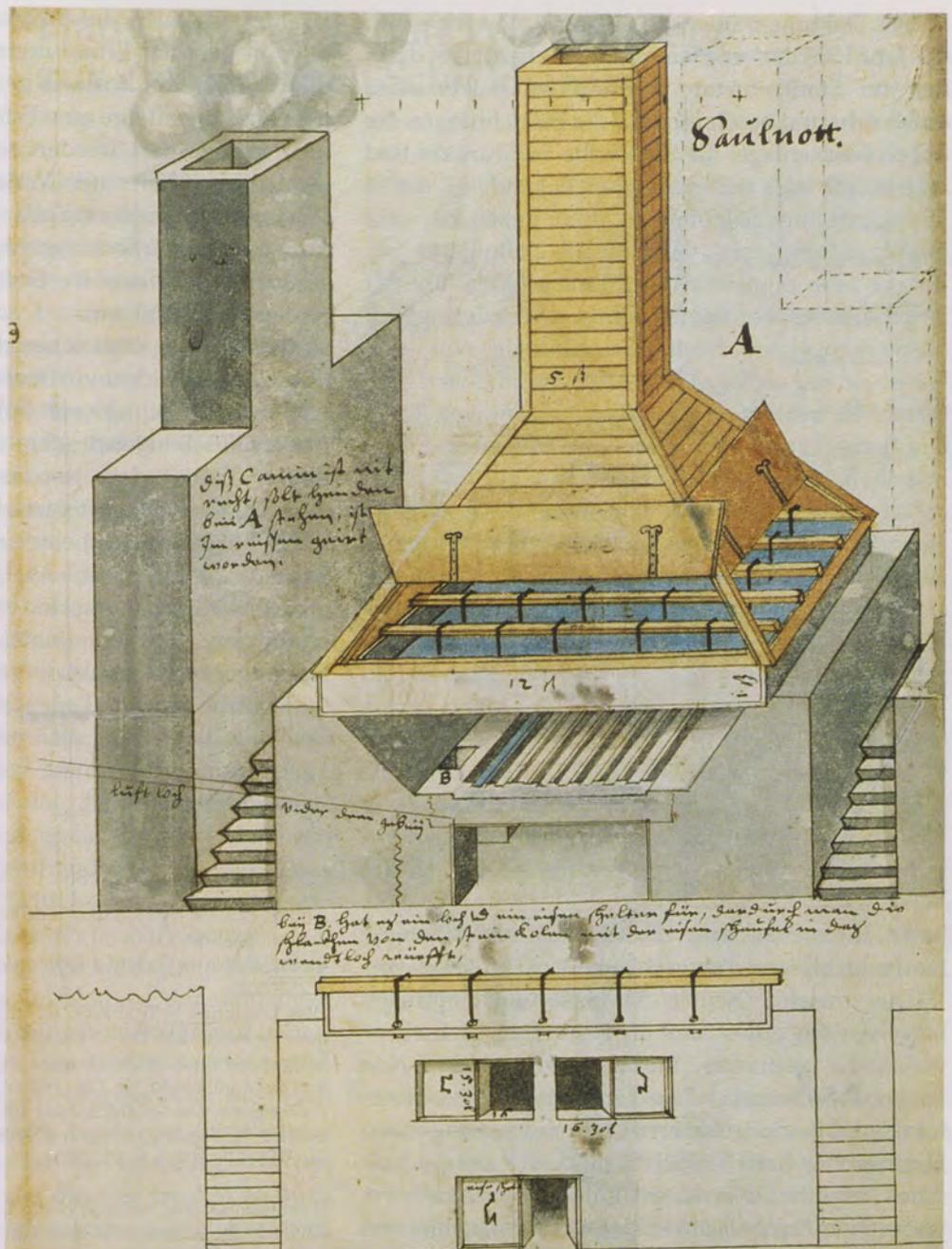
Für Saulnot hatte Herzog Friedrich eine andere Lösung im Sinn: Kohle sollte das Holz ersetzen. Im Mai 1590 wiesen Schürfungen im Umkreis der Salzwerke ein Kohlevorkommen beim Dorf Corcelles nach. Mit Bergleuten aus Deutschland und aus Gironnagny am Fuß der Vogesen wurde sofort mit dem Abbau begonnen. Seit dem Winter 1590 wurde der neue Brennstoff in einer Siedehalle mit Erfolg eingesetzt.

Heinrich Schickhardts Beitrag zu diesem Innovationsprozeß zielte darauf, den Holzverbrauch zu verringern. Bei seiner Aufgabe, die Existenz und Funktion der Salzwerke zu gewährleisten, trat der Architekt als Experte auf. Er beschrieb den Stand der Technik und schlug Verbesserungen vor. Sein Aufenthalt in Saulnot ist für Ende des Jahres 1593 belegt. Währenddessen zeichnete er einen Grundriß des



*Kleine Vorwärm-pfanne und Pfanne im Salzwerk von Sulz am Neckar. Federzeichnung von Schickhardt nach 1600.*

Salzpfanne mit Abdeckhaube und Kohleofen des Salzwerks in Saulnot, Federzeichnung von Schickhardt aus dem Jahre 1597. Eine Salzpfanne aus Eisenblech (3,48 × 3,19 m) wiegt 450 kg. Um zu verhindern, daß die Pfanne unter dem Gewicht des Salzwassers nachgibt und ins Feuer stürzt, ist der Pfannenboden durch Metallhaken gestützt, die an hölzernen Querbalken aufgehängt sind.



«neuen Brunnengebäudes». Dieses war kurz zuvor im Dorfzentrum errichtet worden, um den mittelalterlichen Brunnen im Innern der Saline zu ersetzen, dessen Funktion durch Einsickerungen von Süßwasser beeinträchtigt war.

Auf vier späteren Zeichnungen sind die übrigen Einrichtungen der Salzwerke zu sehen: der alte Brunnen mit seiner Haspel, der Vorgang des Abtropflassens des Salzes, die Öfen und Pfannen für die Verdunstung des Salzwassers mittels Beheizung durch Kohle, die pyramidenförmige hölzerne Abdeckhaube oder «tue», die seit 1597 über den Kohlekesseln angebracht wurde, um Brennstoff zu sparen und zu verhindern, daß Kohlestaub in die

Sole zurückfiel. Auf den – häufig mit Ziffern versehenen – Zeichnungen sind kritische Beobachtungen und Empfehlungen angemerkt, von denen jedoch nicht klar ist, ob sie Beachtung gefunden haben. 1601 modifizierte Schickhardt die Kamine der Öfen, um die Salzsieder vor den Kohlegasdämpfen zu schützen. 1605 und 1606 ließ er einen Entwässerungsgang im Bergwerk von Corcelles bohren. Aufs Ganze gesehen, beurteilte der Architekt die Einführung der Kohle als gewinnbringend, da man durch sie nicht nur das Holz sondern viel hundert Cronen in einem Jahr erspart. Und an die Adresse seiner Kritiker gewandt, fügte er hinzu: darbey sieht man, daß nicht alle neuerungen zu verwerfen sind.

Das Dokument über das Sulzer Siedewerk ist auf das Jahr 1595 datiert. Heinrich Schickhardt läßt darin den im Stadtzentrum verbliebenen Salzbrunnen außer acht und beschreibt nur die Einrichtungen der neuen Siedeanlage: die Siedehalle in Grundriß und Aufriß, die vier nebeneinander liegenden Öfen in Draufsicht ohne Salzpflanzen, dann in Seitenansicht mit einer Salzpflanze, wobei er die Zuflußleitungen für die Sole sichtbar macht. Den größten Teil der Beschreibung aber nehmen die verschiedenen Gradiervorgänge ein. Nach Darlegung der Vor- und Nachteile der sechs im Jahr 1595 vorhandenen Gradierteiche schlägt er vor, diese im Sommer durch Gradierteiche zu ersetzen, die entweder erhöht installiert oder in den Boden eingelassen werden sollten, was angesichts des Klimas dieser Gegend eigentlich wenig geeignet erscheint. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf die Gradierteiche, die er auf dem hinteren Teil des Ofens platziert, um so die Temperatur der Sole mit der Auffangwärme noch zu steigern. Schickhardt hielt die von Hans Conrad Rab 1599 erfundenen Gradierteiche für nicht realisierbar, sondern befürwortete die Anbringung von zwei kleineren Vorwärmteichen auf der hinteren Ofenfläche. Die Salzsieder verwarfen diese Empfehlung zunächst, machten sich aber mit der Zeit die Meinung des Architekten zu eigen: nachdem sich der Versuch mit einer einzigen Vorwärmteiche bewährt hatte, fügte man bald eine zweite hinzu. Schickhardts Erfolg war durchschlagend.

Die meisten seiner Verbesserungsvorschläge beweisen ein gutes Maß an gesundem Menschenverstand, bestimmte Innovationen lassen seine Fähigkeit erkennen, Einzelerkenntnisse in Beziehung zueinander zu setzen. Während seines ganzen Berufslebens hat Heinrich Schickhardt sein technisches Verständnis erweitert. In seinem Bibliotheksverzeichnis finden sich Werke wie *De re Metallica* von Agricola oder die *Cosmographie* von Sebastian Münster, die er bei einer Abhandlung über das Salz der Insel Menorca erwähnt. Vor allem aber aktualisierte er sein Wissen durch die Besichtigung von gewerblichen Anlagen, und den Ertrag protokollierte er dann und illustrierte ihn mit hervorragenden Federzeichnungen. Er kannte die Salzsiedereien von Salins in Burgund, von Rosières in Lothringen, die Salzgärten von Porto Cesenatico und die Salinen von Hall in Tirol, die er auf seiner Italienreise 1599/1600 besuchte. Nach Schwäbisch Hall begab er sich 1617 und 1620, nach Schönfelden (Bad Dürkheim) in der Pfalz ebenfalls 1620. In seinen Aufzeichnungen erwähnt er weitere Salzwerke: Salornes in Lothringen, Allendorf (Bad Sooden) in Hessen, wo Kohle schon seit 1576 Verwendung fand, und Bochnia und

Wielitza in Polen. Informanten unterrichteten ihn über die neuesten Erfindungen. So fiel sein Besuch in der Siederei von Rosières genau in die Zeit, in der hessische Ingenieure eine Erfindung testeten, durch die Holz gespart werden sollte. Schickhardt war somit ein regelrechter Vorläufer im Bereich der Werkspionage, wie man aus seiner Zeichnung einer französischen Erfindung, mit der man den Brennstoffverbrauch in den Siedereien herabzusetzen hoffte, erkennen kann.

Aus seinen zahlreichen Besuchen und seinen Erfahrungen in den württembergischen Salzwerken zog Heinrich Schickhardt Folgerungen, die er 1634 niederschrieb. Neben den Gradierteichen, deren großer Raumbedarf ihm mißfiel, gab es seiner Ansicht nach zwei erfolgreiche Wege, um *Salz mit wenig Holz zu sieden*: einerseits mittels der Brennstoffe Kohle oder Torf bei entsprechenden Vorkommen in der Umgebung; andererseits durch die Techniken zum Auffangen der Abwärme, die der württembergische Architekt meisterlich beherrschte, wie seine Pläne für die Siedeteiche mit Erhitzung im Zentrum zeigen. Es dauerte bis ins 18., ja sogar 19. Jahrhundert, bis diese Verfahren in Europa Verbreitung fanden.

#### LITERATUR UND QUELLEN:

- André Bouvard, Les économies de bois de chauffage dans les salines européennes à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle et au début du XVII<sup>e</sup> siècle. In: Bulletin de la Société d'Emulation de Montbéliard 111 (1989), S. 255-307.  
 Ders., Heinrich Schickhardt, technicien des salines. Les techniques de fabrication du sel vers 1600. Les salines de Salins et de Saulnot à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle. In: Bulletin de la Société d'Emulation de Montbéliard, Nr. 106 (1983), S. 55-115.  
 Walter Carlé, Die Geschichte der altwürttembergischen Saline zu Sulz am Neckar, die Herkunft ihrer Solen und die Salinentchnik. In: ZWLG 22 (1963), S. 91-172.

Hauptstaatsarchiv Stuttgart N 220 T 56-T 69, T 256, T 257  
 Archives départementales de la Meurthe et Moselle B 883 no 91  
 Archives départementales de la Haute-Saône E 157, E 196-226



**STADT  
SULZ**  
AM NECKAR

die alte Stadt am jungen Neckar, bietet als staatlich anerkannter Erholungsort ein vielseitiges Angebot für einen ruhigen und erholsamen, aber auch aktiven Aufenthalt.

**Besonders sehenswert:**

- Evangelische Stadtkirche
- Wehrkirche in Bergfelden
- Klöster Kirchberg und Bernstein
- Wasserschloß in Glatt mit Bauernmuseum.

Prospekte sowie weitere Auskünfte erhalten Sie beim  
**Städt. Verkehrsamt, Postfach 1180, 72172 Sulz a. N.**  
**Tel. 0 74 54/9 65 00, Fax 0 74 54/96 50-12**

# Sönke Lorenz Haus und Herrschaft Württemberg zur Zeit Heinrich Schickhardts

Bei Heinrich Schickhardts Geburt 1558 hatte das Alte Reich im Augsburger Religionsfrieden von 1555 einen Ausgleich gefunden, der Württemberg nach dem schmachvollen Ende des Schmalkaldischen Bundes und den Wirren des Interims eine Phase relativ stabiler politischer und religiöser Verhältnisse bescherte. Als Schickhardt Anfang 1635 in Stuttgart bei dem Versuch, eine Nichte vor der Soldateska zu schützen, getötet wurde, lag das Land ausgeblutet und entvölkert darnieder. Bekanntlich wurde Württemberg im Verlaufe des Dreißigjährigen Kriegs derart heimgesucht, daß der Begriff «Katastrophe» in seinem allgemeinen Gehalt eher noch verharmlosend wirkt. Haus und Herrschaft Württemberg waren nicht mehr präsent, die Bevölkerung wurde in unvorstellbarer Weise dezimiert: Statt geschätzter 450 000 im Jahr 1618 lebten 1635 bloß noch rund 100 000 Menschen im Herzogtum Württemberg.

Die Anzeichen der Krise, die im Dreißigjährigen Krieg ihren Austrag fand, mehrten sich seit dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Sie zeugten von einer zunehmenden Brüchigkeit des Konsenses von Kaiser und Reichsständen in Sachen Religion. Von besonderem Nachteil für die Herrschaft Württemberg mußte sich dabei im Kontext der damaligen politischen Geographie die exponierte Lage des Herzogtums erweisen: Nahe den großen Wasserstraßen Rhein und Donau und durchzogen von mehreren wichtigen Verkehrswegen, deren herausgehobene militärische Bedeutung auf der Hand lag, war das Land sowohl Nachbar der österreichischen als auch – durch Mömpelgard – der spanischen Habsburger, aber auch Frankreichs sowie der katholischen Vormacht Bayern und dem Haupt des Calvinismus im Reich, der Kurpfalz. Eine längerdauernde Klimaver schlechterung zwischen 1565 und 1602/1629 wurde zudem spürbar von negativen Folgeerscheinungen begleitet: Das Getreide reichte nicht mehr aus, der Ernährungsspielraum für die wachsende Bevölkerung wurde immer enger.

*Herzog Friedrich, ein machtbewußter Herrscher – Aktive Wirtschaftspolitik im Geist des Merkantilismus*

Als Herzog Christoph von Württemberg 1568 starb, lebte von seinen vier Söhnen nur noch Herzog Ludwig (1554–1593). Doch Christoph hatte es verstanden, Graf Georg (1498–1558), den in Mömpelgard



*Porträt des Herzogs Friedrich I. von Württemberg, das dieser 1602 Heinrich Schickhardt geschenkt hat.*

residierenden ehelosen Halbbruder seines Vaters, so zu bedrängen, daß dieser 1555 als 57jähriger noch Barbara von Hessen (1536–1597), die 19jährige Tochter des Landgrafen Philipp des Großmütigen, heiratete. Knapp ein Jahr vor Georgs Tod gebar ihm seine Frau am 19. August 1557 in Mömpelgard einen Sohn – Friedrich. Es war anfangs ein schwächliches Kind, von Krankheiten geplagt, von der Mutter mit übermäßiger Strenge bedacht, das da in Mömpelgard und Reichenweier heranwuchs. Herzog Christoph holte den elfjährigen Knaben an seinen Hof nach Stuttgart, um ihn gemeinsam mit dem vierzehnjährigen Ludwig erziehen zu lassen. Mehr noch, der weitsichtige Herzog bestimmte in seinem Testament für den Fall, daß sein Sohn Ludwig kinderlos sterben sollte, Friedrich zum Nachfolger im Herzogtum, damit Württemberg nicht – wie im Kaadener Vertrag von 1534 vorgesehen – an das Erzhaus Österreich fiel. Als Herzog Ludwig tatsächlich 1593 unerwartet und ohne Nachkommen starb, gelangte Friedrich in den Besitz von Württemberg.

Der neue Herzog stand den Regierungsgeschäften nicht unerfahren gegenüber. Im Gegenteil, er hatte sich seit 1581 als regierender Graf in den «pays de Montbéliard» und den linksrheinischen Besitzungen bereits einen Namen gemacht, der freilich manchen in Württemberg, besonders aber die Landstände, mit Sorge in die Zukunft blicken ließ. Als die Landstände die Gültigkeit der gegenüber der erloschenen Linie abgegebenen Finanzausgaben in Frage stellten, konterte Friedrich, indem er die Anerkennung der Landesgesetze einschließlich des Tübinger Vertrags bis 1595 hinauszögerte. Während seiner Regierung bewahrten die Landstände ein Gefühl des Mißtrauens und der Fremdheit gegenüber dem Herzog, dessen von frühabsolutistischen Vorstellungen geprägter Regierungspraxis sie ablehnend gegenüberstanden. Friedrich seinerseits reagierte auf Forderungen der Landstände zumeist schroff, oft mit ungewohnter Schärfe und schreckte auch vor Gewalt nicht zurück.

Seinen politischen Handlungsspielraum sah er aber nicht nur durch die Stände eingeengt, sondern auch durch den Kaadener Vertrag. Bereits Herzog Ludwig hatte versucht, diese Fessel abzustreifen. Aber erst Friedrich gelang es nach langen und zähen Verhandlungen mit Kaiser Rudolf II., dem Chef des Hauses Österreich, 1599 im Prager Vertrag die Afterlehnsherrschaft abzuschütteln. Gegen Zahlung von immerhin 400 000 Gulden wurde sie in eine Anwartschaft Österreichs für den Fall des Absterbens des württembergischen Mannesstammes umgewandelt. Fortan sollte der Herzog von Württemberg (wieder) vom Kaiser mit dem Herzogtum belehnt werden – und nicht mehr vom Erzherzog von Österreich. Damit gewann Friedrich keinesfalls seine außenpolitische Handlungsfreiheit zurück, mußte er doch zugestehen, daß Württemberg sich stets eines guten Einvernehmens mit dem Hause Österreich zu befleißigen habe. Das mag wie eine banale Leerformel klingen, in Stuttgart wie in Wien hat man es anders verstanden, wie die Wiener Rhetorik im Umgang mit Württemberg vielfach belegt.

Der finanziellen Abhängigkeit von den Landständen suchte Friedrich sich nicht nur durch zeitgemäße Investitionen in die Goldmacherei zu entziehen, sondern auch durch eine überaus aktive Wirtschaftspolitik im Geiste des Merkantilismus. Mit ihm setzte in Württemberg zum ersten Mal eine planvolle Wirtschaftspolitik von größtem Ausmaße ein, mit ihm begann eine neue Epoche in der Wirtschaftsgeschichte des Landes. Handel und Wirtschaft standen im Mittelpunkt von Friedrichs Interesse, er führte neue Gewerbe und Wirtschaftsformen

ein, die es ermöglichen sollten, den lokalen Umsatz zu einem gewinnbringenden Ausfuhrgeschäft zu entwickeln.

Stark beeinflusst von dem französischen Staatslehrer Jean Bodin (1530–1596) – dessen *Res publica* 1592 in Mömpelgard/Montbéliard erstmals in deutscher Übersetzung erschienen war – und der in Frankreich aufgekommenen merkantilistischen Ökonomik erwies sich der Herzog als der herausragende landesfürstliche Verfechter des Merkantilismus-Kameralismus unter den südwestdeutschen Territorialherren des 16. Jahrhunderts. Fast zwei Jahrhunderte folgte von da an die Wirtschafts- und Finanzpolitik der württembergischen Herzöge mit mehr oder weniger Nachdruck den Leitlinien des merkantilistischen Wirtschaftsverständnisses. So förderte Friedrich mit nachhaltigem Gewinn das Textilgewerbe, das in Urach ein Zentrum erhielt, um den auf der Alb angebauten Flachs zu verarbeiten und das Herzogtum von Leinwandeneinfuhren unabhängig zu machen. Dabei bewegten ihn bereits auch Überlegungen zum Arbeitsmarkt: Für die Flachsweberei ließe sich das geschätzte Potential von 100 000 Bettlern und Müßiggängern auf der Grundlage von 290 Arbeitstagen jährlich gewinnbringend einsetzen. 1598 gründete er in Urach eine überregionale Leinweberei und ließ die Weberbleiche bauen. Dem Versuch, 1601 in Stuttgart die Seidengewinnung anzusiedeln, war letztlich kein Erfolg beschieden.

Vielerlei Förderung ließ Friedrich dem Handel des Landes zuteil werden, den er zugleich ausbauen und durch ein merkantilistisches Zollsystem vor *Außländischen* schützen wollte. Er scheute nicht den erbitterten Widerstand der Geistlichkeit und holte Juden ins Land, um durch ihre Niederlassung Handel und Gewerbe zu fördern. Besonders wichtig war Friedrich die Verbesserung und Erschließung von Verkehrswegen. So griff er beispielsweise Pläne von Herzog Christoph auf, den Neckar bis Cannstatt schiffbar zu machen. Nachdem sich niederländische und italienische Spezialisten vergeblich an den Planungen beteiligt hatten, wurde die Aufgabe 1598 Heinrich Schickhardt übertragen. Aber auch sein Plan ließ sich, bedingt durch die technischen Probleme und die hohen Kosten, nicht realisieren.

*Salz und Erz, Alaun und Silber –  
forcierte Suche nach Bodenschätzen im Land*

Neben der Alchemie und dem Außenhandel galt Johann Joachim Becher (1635–1682), dem geistigen Bahnbrecher des frühen deutschen Merkantilismus, noch der Bergbau als das nützlichste Instrument für

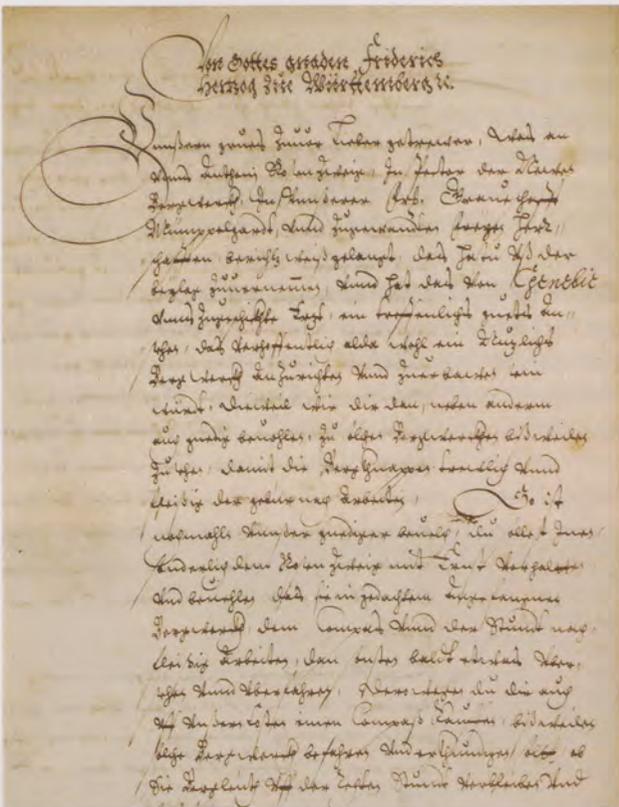
die Edelmetallvermehrung. Diesem Wirtschaftssektor sowie der Metallverarbeitung hat Herzog Friedrich wohl seine größte Aufmerksamkeit geschenkt. *Kein Herzog vor oder nach ihm hat je mehr solche Energie darauf verwendet* (Wilhelm Söll). So ließ er 1596 durch die Pfarrer von der Kanzel die Untertanen auffordern, gegen Belohnung nach Erzfunden Ausschau zu halten. Systematisch wurden die Bodenschätze im Herzogtum erfaßt; man notierte nicht weniger als 37 Plätze und ließ Schürfungen vornehmen, so bei Balingen, Dornstetten, Bulach, am Hohenberg unweit Schiltach, Gutenberg, Reichenbach an der Fils, Metzingen, Pfullingen, Boll,

Heubach, Horrheim, Frickenhofen, Kirchenkirchberg, Sulz, im Sulzbach bei Hornberg, im Gutachtal am Bühlerstein, Schabenhäusern, im oberen Schiltachtal bei Tennenbronn, im Heilighölzlein im Welzheimer Wald, im Murgtal bei Klosterreichenbach und unterhalb der Königswart.

Um Steinkohle ging es in Feuerbach, Geisingen, Walddorf, Hohengehren, Herrenberg, Illingen, Kuppingen, Kleinbottwar, Mittelbronn, Plochingen und bei Welzheim. Auch Heinrich Schickhardt grub auf Befehl des Herzogs *auff dem Kriegsparg* bei Stuttgart und in Saulnot nach Steinkohle. In Zuffenhausen gewann man Kalk, in «Murrbach»



Die regelmäßige Anlage Freudenstadts mit dem zentralen Marktplatz ist gut zu erkennen. Vorne die Winkelhaken-Kirche, das von Schickhardt für die Mitte des Platzes entworfene Schloß wurde nie gebaut.



Herzog Friedrich I. beauftragt 1605 Schickhardt, das neue Bergwerk in der Grafschaft Mömpelgard zu beaufsichtigen.

Schwefel, Alaun und Salz. Man suchte in Eglosheim, Degerloch, am Eisberg bei Esslingen, in Gröningen, Altweiler und im Brenztal, Rechentshofen, Sersheim, Hohenhaslach, Rudersberg, im Stockwald bei St. Georgen, Pforzheim und am Behrentobel bei Kirnbach. Als der Herzog 1605 Schickhardt zur Beaufsichtigung des neuen Bergwerks nach Mömpelgard beorderte, beauftragte er ihn zugleich, weitere Förderungsmöglichkeiten in der Herrschaft Cémont zu erkunden. Während die Zuwendungen für den Bergbau auf Edelmetalle wohl bei weitem die Erträge überstiegen, erbrachten die im Brenz- und Kochertal – vor allem durch die florierende Ofenplattenherstellung – beachtliche Gewinne.

In besonderer Weise hat sich Herzog Friedrich um die Schwarzwälder Gruben im Forbachtal und am Schöllkopf gekümmert, wo schon seit dem Spätmittelalter Silberbergbau betrieben wurde und sich bereits Herzog Christoph engagiert hatte. Friedrich, der das Revier anscheinend gut kannte, begann schon 1594, unterstützt vom Bergrat Dr. Georg Gadner, mit dem Ausbau der Gruben, Stollen und Verhüttungsanlagen. Man warb neue Bergbaufachleute an und nahm den Abbau in den alten Gruben wieder auf. Gadner arbeitete eine neue «Bergfreiheit» aus, eine Bergordnung, die 1597 in Kraft trat und das gesamte württembergische Bergbau- und Verhüttungswesen regelte. In elf Artikeln wurden den Bergleuten weitreichende Privilegien erteilt und sogar Prämien für die Ausschürfung neuer Erzgänge versprochen.

Die Aktivitäten Friedrichs umfaßten den Aufbau eines Bergamtes, besetzt mit zahlreichen Spezialisten, und den Ausbau bestehender sowie die Errichtung neuer Verhüttungsplätze. Eine Schmiede, ein Pochwerk zum Zerkleinern und ein Waschwerk zur Scheidung von erzhaltigem und taubem Gestein wurden gebaut. Man errichtete eine Röste und eine Kupfer- und Silberschmelze mit wasserradgetriebenen Blasebälgen zur Verhüttung der Erze. 1597 empfahl ein aus Basel herbeigeholter Bergmeister dem Herzog, den Bergleuten Grundstücke auf der Allmende zum Bau eines Hauses und zur Führung einer eigenen Landwirtschaft zu überlassen. Der Vorschlag scheint dem Herzog eingeleuchtet zu haben, wohl auch unter dem Aspekt, daß die Bergarbeiter durch den Bau eines Hauses und den Erwerb von eigenem Grund und Boden Anreize zur Gründung einer Familie und damit zu einer dauerhaften Sesshaftigkeit erhalten würden und ihre Subsistenz in investitions- oder erzarmen Krisenzeiten durch Ackerbau und Viehhaltung sichern könnten (Dagmar Kraus). Wie es scheint, führten nicht zuletzt solche Überlegungen zur Errichtung von Freudenstadt, einer von Schickhardt auf

## Europäische Kulturstraße Heinrich Schickhardt Itinéraire Culturel Européen Heinrich Schickhardt



Befehl des Herzogs entworfenen Planstadt oberhalb von Christophstal. Nachdem Schickhardt 1599 in Gegenwart Friedrichs den Bauplatz abgesteckt hatte, begann man umgehend mit der Besiedlung der Parzellen.

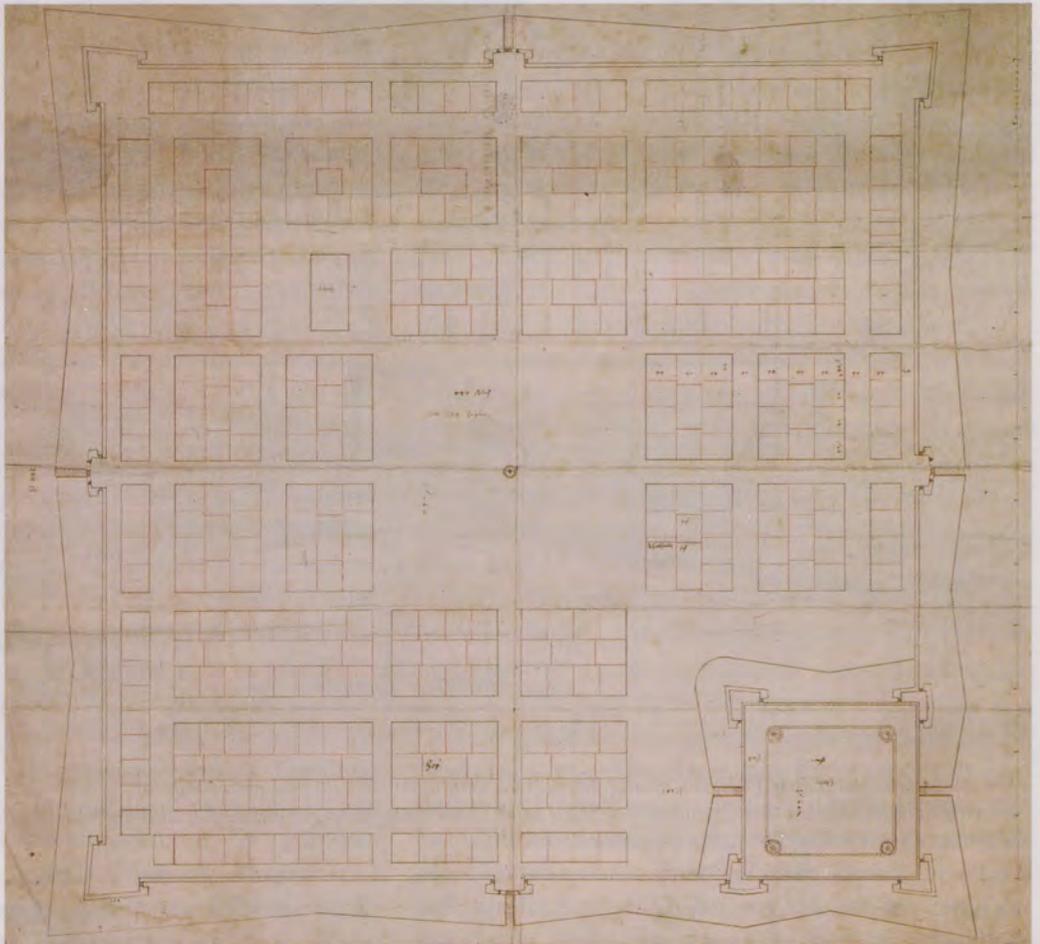
*Freudenstadt: Keine Sperrfestung, sondern Handelsplatz – Herzog Friedrich korrigiert Schickhardts Entwürfe*

Freudenstadt ist im südwestdeutschen Raum das früheste Beispiel einer neuzeitlichen, auf dem Reißbrett entworfenen Stadtanlage. Es ist mit guten Gründen vermutet worden, daß die Reise, die der Herzog Ende 1599 mit Heinrich Schickhardt nach Italien unternahm, dem Ziel diene, die Bauten der Antike und der Renaissance kennenzulernen, um die gewonnenen Erkenntnisse beim Bau von Freudenstadt zu berücksichtigen. Die Konzeption geht von dem antiken und in der Renaissance wieder aufgegriffenen Ideal des geometrischen Musters aus. Das Baugelände lag mitten in einer Wildnis auf der Buntsandsteinplatte zwischen den Tälern von Forbach und Glatt unweit der alten Kniebis-Straße.

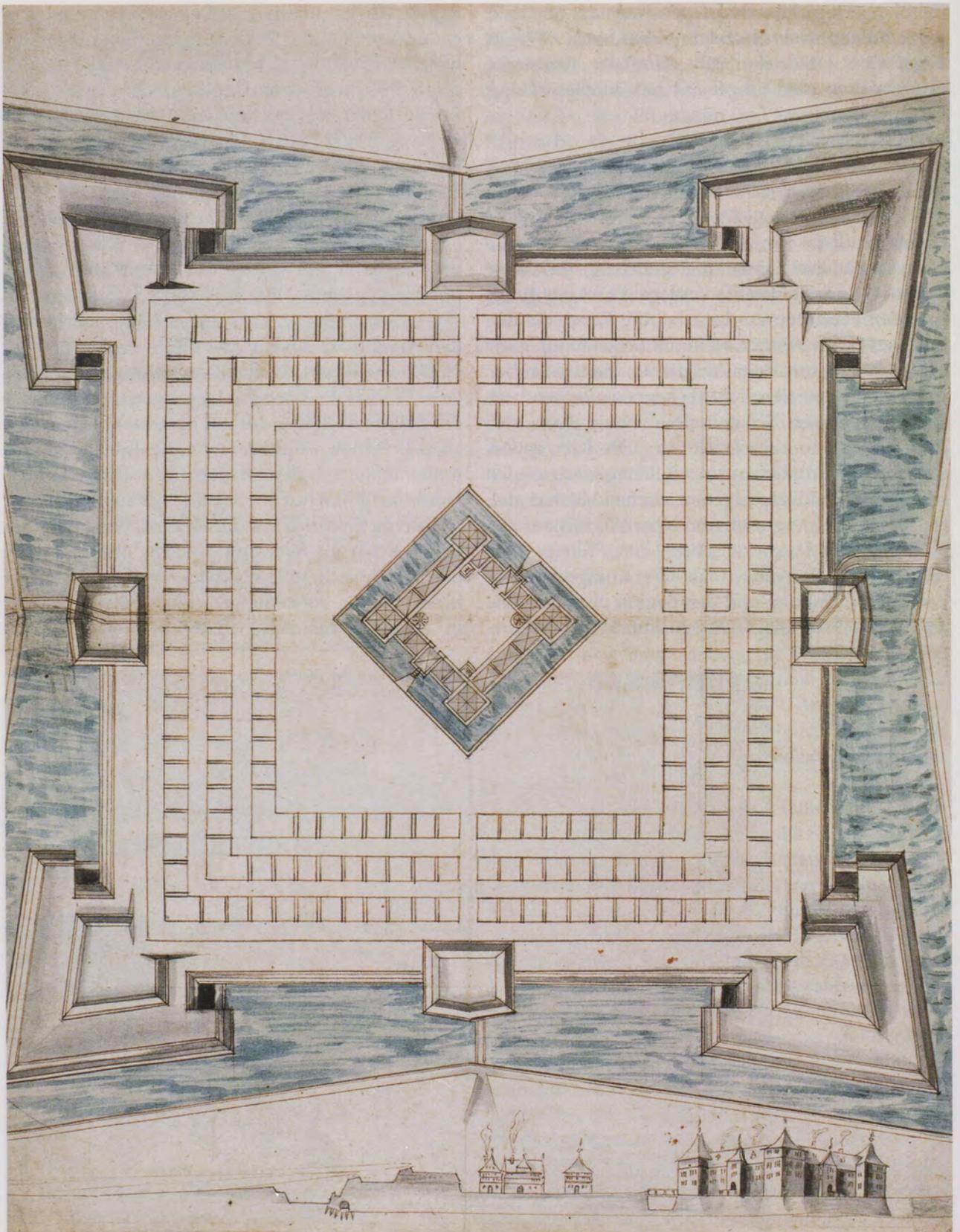
Über die Planung und den Beginn der Bauarbeiten 1599 hat Schickhardt 1632 rückblickend nüchtern

notiert, daß er zunächst nach einer Geländeuntersuchung vom Bau der Stadt an dieser Stelle abgeraten habe. Auf Befehl des Herzogs mußte er aber die Planung aufnehmen, deren Genese etliche Pläne – Adolf Schahl kennt acht vorhandene Planzeichnungen – nachvollziehen helfen. Ein erster Abriß – ein auf Papier gezogener, mit der Feder gezeichneter großer Baublockplan – ging von einem quadratischen Stadtgrundriß aus, aufgeteilt in 22 rechteckige Baublöcke. Die Baublöcke von unterschiedlicher Länge enthalten insgesamt 338 Häuser, die Häuser sind jeweils um innenliegende Höfe oder Gärten gruppiert. Ein axiales Straßenkreuz durchschneidet die Anlage. Für den Marktplatz sind in der Mitte etwa vier Baublöcke ausgespart, diagonal dazu steht an der Stelle eines Blockes die Kirche, entgegengesetzt in der Ecke der Stadtbefestigung das mit Spitzbastionen ausgestattete Schloß. Außerdem säumt das Ganze eine umlaufende, von den Straßenzügen durchbrochene Häuserzeile, die nur am Schloßplatz aussetzt.

Herzog Friedrich hat diesen Plan, von dem noch eine weitere Ausfertigung existiert, nicht gebilligt, wie Schickhardt 1632 rückblickend notiert. Ausgehend von den Vorstellungen seines Fürsten löste er in einem abgeänderten Entwurf von 1599 die



*Heinrich Schickhardts erster Entwurf für die Anlage von Freudenstadt, der nicht die Billigung des Herzogs Friedrich fand.*



Eine teilweise aquarellierte Federzeichnung des «Dreizeilenplans», der im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart aufbewahrt wird. Heinrich Schickhardt hat den Grundriß der Stadt samt Befestigungsanlagen entworfen und am unteren Bildrand einzelne Gebäude und das Schloß im Aufriß gezeichnet.

Baublöcke in je fünf im System des Mühlbrettspiels parallel zu den Seiten des Marktplatzes verlaufende Häuserzeilen auf. Bei dieser *etwas befremdlichen Alternative* ging Schickhardts Idee einer Zuordnung von Haus und Garten verloren, die Ansiedlung von Ackerbürgern war damit ausgeschlossen. Die Seiten des Marktplatzes sollten nach dem ersten Plan 440, nach dem zweiten 450 Schuh, die der äußeren Stadtbegrenzung jeweils 1300 Schuh lang sein (1 Schuh oder Fuß = 0,286 m).

Der Herzog war gleichwohl auch mit diesem zweiten Planentwurf nicht zufrieden. Ihm mißfiel die fortifikatorisch durchaus zweckmäßige Ecklage des Schlosses, die aus dem ersten Plan beibehalten worden war. Er wollte stattdessen das Schloß ins Zentrum gerückt und die Platzmitte entsprechend erweitert sehen. Friedrichs Wünsche finden sich in zwei weiteren Entwürfen berücksichtigt, dem «Dreizeilenplan» und einem als großen Schauplan ausgeführten «Fünfzeilenplan». In beiden Plänen wird der quadratische Marktplatz auf 780 Schuh (223 m) Seitenlänge erweitert – mit nur geringen Abweichungen (220 m x 215 m) hat man den Markt tatsächlich angelegt. Die Außenlängen betragen beim «Dreizeilenplan» 1418 Schuh, beim «Fünfzeilenplan» 1798 Schuh.

Nicht ausgeführt aber wurde das auf dem Marktplatz übereck eingezeichnete Schloß, ein quadratischer Baublock mit vier vor die Fluchtlinien tretenden Ecktürmen und je einem Mittelrisalit auf den beiden Zugangsseiten, umgeben von einem breiten Wassergraben. Drei beziehungsweise fünf gleichartige Häuserzeilen sind in der Form eines Mühlbretts um den Markt herumgeführt. Die Kirche und das multifunktionale Kaufhaus, der sogenannte Schickhardtbau, werden als Winkelhakenbauten um zwei Ecken des von einer Arkadenstellung eingefassten Marktplatzes errichtet.

Von dem «Dreizeilenplan», der nach den Untersuchungen von Hans Rommel vor dem «Fünfzeilenplan» entstand, existieren eine als Arbeitsunterlage benutzte Ausfertigung, der starke Gebrauchsspuren aufweisende sogenannte «Leinwandplan», und eine teilweise aquarellierte Federzeichnung mit interessanten Details. Der Leinwandplan enthält Eintragungen von Elias Guntzenhauser, bei dem die örtliche Bauleitung lag. Er teilt bei 30 Hofstätten die Namen der Besitzer mit. Bevorzugt wurden die Grundstücke an den Hauptausfallstraßen. Die Befestigungsanlage verzichtet auf Bastionen und ist zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken: In gänzlich veralteter Art sind lediglich gerade Mauern mit Rundtürmen vorgesehen. Anders die teilweise aquarellierte und lavierte Federzeichnung; hier ist die

Stadt mit einer verstärkten Befestigung und vier großen Eckbastionen umgeben. Am unteren Rand des Blattes findet sich neben der Abbildung einiger Häuser der Aufriß des Schlosses, das sich als regelmäßige Vierflügelanlage in die süddeutsche Bautradition eingefügt hätte.

Aber so wie das Schloß nie gebaut wurde, blieb auch die wehrhafte Befestigungsanlage nur ein Plan. Anscheinend hat der Herzog wohl nur anfänglich erwogen, Freudenstadt als württembergische Sperrfeste zum Schutz der Verbindungswege in die ober-rheinische Tiefebene auszubauen. Die diesbezüglich ungünstige Lage der Stadt und vielleicht auch stärker vom Merkantilismus geprägte Vorstellungen Friedrichs mögen einen Sinneswandel herbeigeführt haben: *Die Verkehrsfrage Freudenstadts war für einen Handelsplatz besonders günstig. Die wirtschaftliche Bedeutung der Neugründung mit einer Bevölkerung von Gewerbetreibenden, von Bergleuten aus dem nahen Christophstal, von Arbeitern und Angestellten des Messinghandels, der Eisen- und Sensenfaktorei – die Ansiedlung von Ackerbürgern war durch die Zeilenanlage ohne Hof und Garten ausgeschlossen – mag dem Herzog dann doch wichtiger erschienen sein als eine Festungsstadt* (Werner Fleischhauer).

*«Ein Hofstatt zur Erbauung eines Hauß samt Bawholz»  
Nach zehn Jahren hat Freudenstadt 2000 Einwohner*

Der Name der neuen Stadt begegnet erstmals in einer am 1. Mai 1601 ausgestellten Dienstanweisung für den ersten Forstmeister in Freudenstadt. Der Herzog verlangt von ihm, *auf die Gebäu der neuen Stadt ob dem St. Christofstal, die Freudenstatt genannt, gute Achtung [zu] geben* und alles gemäß den erteilten Plänen und Anweisungen verrichten und bauen zu lassen sowie den Fortschritt des Unternehmens laufend zu melden. Einen Tag später, am 2. Mai 1601, war Friedrich bei der Grundsteinlegung der Stadtkirche zugegen, und im Mai 1602 wurde mit den Bauarbeiten am Kaufhaus begonnen. Das Kaufhaus umfaßte zwei große Keller für die Lagerung von Wein und anderen Vorräten, ein offenes, säulenge-tragenes Erdgeschoß mit Verkaufsständen und Metzgerbänken, ein Obergeschoß mit repräsentativen Versammlungsräumen, wo auch das Gericht und der Rat tagten, sowie Speicherräume für die Lagerung von Getreide und Früchten im Dachstuhl. Noch 1601 fingen bereits etliche Einwohner mit dem Bau ihrer Häuser an, so der Wirt David Dreher, der mit Hilfe eines vom Herzog vermittelten Baukredits die Gastwirtschaft *Zum goldenen Barben* errichten ließ. Ein Bäcker aus Owen, ein Maurer, ein Zimmermann, der Erzknappe Hans Staiger, der Schmelzer

Hans Gritz und der Bergwerksgeschworene Caspar Ott gehörten zu den ersten, die eines der 244 Grundstücke von etwa 60 Schuh mal 40 Schuh (etwa 17 Meter mal 11,5 Meter) erwarben und sich an den Bau eines Hauses machten.

1601 ließ der Herzog aus der Nagolder Waldvogtei einen riesigen Waldkomplex herauslösen, der fortan als Freudenstädter Forst firmierte und in Freudenstadt seinen Verwaltungsmittelpunkt erhielt. Ebenfalls auf die neue Stadt ausgerichtet war ein Amtsbezirk, den Friedrich in den Jahren 1602 und 1603 etablieren ließ. Eine kommunale Stadtverwaltung gibt sich erstmals 1603 zu erkennen. Vom 3. November 1601 datiert ein Ausschreiben des Herzogs, mit dem er für Freudenstadt um Neubürger warb. Er versprach jedem Zuziehenden *ein Hofstatt zur Erbauung eines Hauß sambt notwendigen Bawholz, auch etliche Morgen Velder zue Bawgütern umbsonst oder ohne Bezallung wiederfahren zu lassen*. Die Ausschreibung scheint in verstärktem Maße auch Glaubensflüchtlinge angesprochen zu haben, vor allem aus der Steiermark, Kärnten und Krain, wo der Erzherzog und spätere Kaiser Ferdinand II. 1599 mit der Zwangskatholisierung begonnen hatte. Ihre Niederlassung ist quellenmäßig gut zu fassen; unter ihnen sollen sich auch erfahrene Bergleute befunden haben. Zum ersten provisorischen Pfarrer wurde am 3. Dezember 1602 ein Glaubensflüchtling ernannt, Johann Leban.

Der Tübinger Professor Martin Crusius (1526–1607) hat in seinen Tagebüchern nicht nur den Zuzug der Vertriebenen festgehalten, sondern zum 10. August 1602 auch notiert, Freudenstadt habe nach Hörensagen bereits 80 Häuser. Im Februar 1603 waren es schon etwa 220 Bürger, also mit ihren Familienangehörigen gut tausend Einwohner, und 1604

verzeichnete das Taufbuch 102 Taufen. 1609 sollen in Freudenstadt bereits 550 Bürger und Beisitzer gewohnt haben, alles in allem also rund zweitausend Seelen.

Das starke Anwachsen der Stadtbevölkerung war vielleicht – wie Hans Rommel einleuchtend vermutet – der Grund für eine wohl von Herzog Friedrich angeordnete Vergrößerung der Stadtanlage, wie sie in dem schon angesprochenen, von Heinrich Schickhardt vermutlich um 1604 tuschierten «Fünfzeilenplan» faßbar wird. Ausgehend von 490 Hofstätten bot dieser Plan annähernd fünftausend Einwohnern Platz. Der «Fünfzeilenplan» entspricht bis auf die erhöhte Zeilenzahl im großen und ganzen dem dreizeiligen Leinwandplan. Wie dieser zeigt er ein fast nutzloses Befestigungssystem, das bloß gegen Überfälle, nicht aber gegen ernsthafte Angriffe zu schützen vermochte.

Die angeordnete Erweiterung aber ließ sich nicht mehr durchführen. Bereits kurz nach dem Tod des Herzogs Friedrich (1608) richteten die Freudenstädter Bürger ein Gesuch an seinen Sohn und Nachfolger, Herzog Johann Friedrich (1608–1628), die fünfte Zeile möge wieder aufgegeben werden, da die Stadt doch etwas zu weitläufig geplant, die vier inneren Reihen aber noch nicht fertig ausgebaut worden seien.

*Evangelisch-katholisch: Straßburger Dom-Kapitelstreit – Versuch einer Landbrücke hinüber nach Mömpelgard*

Bei den Überlegungen, die zum Bau von Freudenstadt führten, scheinen aber nicht nur die nahen Silbergruben, sondern auch andere Aspekte eine Rolle gespielt zu haben. So lassen sich neben dem Merkantilismus-Kameralismus als weitere

### HEINRICH SCHICKHARDT – BAUMEISTER DER RENAISSANCE

*Leben und Werk des Architekten, Ingenieurs und Städteplaners.* In diesem großen Bild- und Textband schildert Prof. Dr. Wilfried Setzler den Werdegang Schickhardts, beschreibt dessen Wirken für Württemberg als Architekt, Stadtplaner, Ingenieur und Techniker. Prof. Dr. Sönke Lorenz beschreibt die Geschichte des Herzogtums um 1800 einschließlich seiner heute französischen Gebiete im Elsaß und den „Länden von Mömpelgard“. Harald Schukraft geht auf die Entwicklung der Renaissance-Baukunst im deutschen Südwesten ein. Ca. 40 Autoren, namhafte Wissenschaftler, Fachleute und Kenner lokaler Gegebenheiten, gehen dem Wirken Schickhardts vor Ort nach und beschreiben Zeugnisse seines Schaffens. (Weitere Infos über: <http://www.DRW-Verlag.de>)

*Ca. 320 Seiten mit über 250 Bildern, großteils in Farbe. Großformat 24,5 x 30,5 cm. DM 98,-. ISBN 3-87181-411-3. Einführungspreis bis 20.11.99 DM 79,-. Erscheint im Oktober 1999. Schon jetzt vorbestellen!*

Am 18. November veranstaltet der DRW-Verlag einen Diavortrag zum Thema Heinrich Schickhardt mit den Referenten Prof. Dr. Wilfried Setzler, Prof. Dr. Sönke Lorenz. S.K.H. Carl Herzog von Württemberg spricht ein Grußwort. Bitte Termin vormerken: 18.11.1999, 18.00 Uhr.

In der L-Bank, Friedrichstraße 10, Stuttgart. Sie sind herzlich eingeladen.  
DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co., Fasanenweg 18, 70771 Leinfelden-Echterdingen

## SCHLOSS LUDWIGSBURG

das größte erhaltene Barockschloß Deutschlands lädt ein!

Täglich geöffnet. Schloßführung Tel. 071 41 - 18 64 40



## LUDWIGSBURGER PORZELLAN

Verkauf in der Galerie der Porzellan-Manufaktur Ludwigsburg, im Schloß.  
Handgeformtes und handbemaltes edelstes Porzellan in reicher Auswahl.  
Tel. 071 41 - 97 50 40 im Schloßhof an der B 27



Ansicht des Mömpelgarder Schlosses aus dem 18. Jahrhundert. Links oben erkennt man das von Heinrich Schickhard erbaute «Junker-Losament».

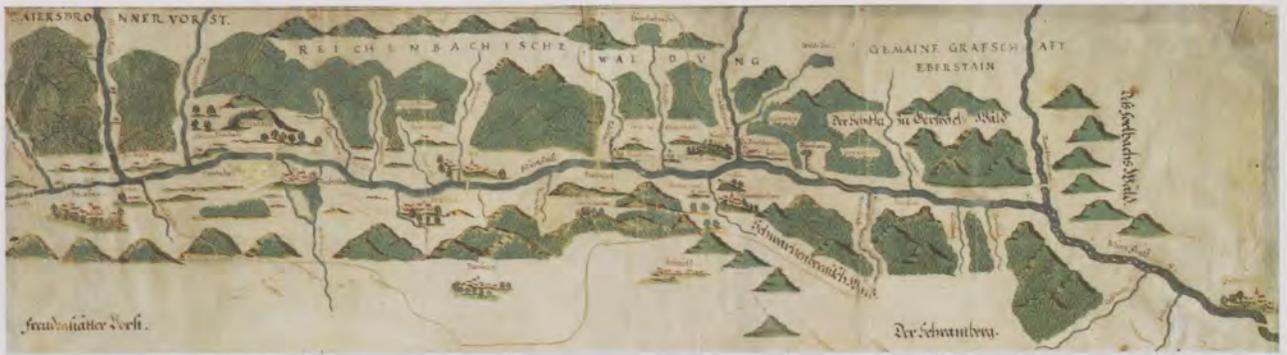
Impulse für das Agieren des Herzogs wohl auch geopolitische Pläne anführen, die aus der Eigenart seines Herrschaftsbereiches resultieren. Es ging um den alten Wunsch der Württemberger, eine Landbrücke nach Mömpelgard herzustellen (Robert Uhlend). Tatsächlich gibt es Hinweise, die solchen Ambitionen des Herzogs das Wort zu reden scheinen. Er hat das württembergische Territorium tatkräftig nach Westen ausgebaut. Dabei war er sogar bereit, Militär einzusetzen, wie die Okkupation des Hirsauer Priors Klosters Reichenbach an der Murg 1595 – mit anschließender Zwangsevangelisierung – belegt. Die «Weitreiche» des unter badischem Schirm stehenden Klosters schloß sich fast nahtlos an das württembergische Amt Dornstetten an und erweiterte die territoriale Basis des Herzogtums im Nordschwarzwald. Dem gleichen Ziel diente auch der Erwerb von Altensteig und Liebenzell, zweier badischer Ämter, die sich Markgraf Ernst Friedrich in einer prekären Situation zu verkaufen gezwungen sah (1596/1603).

Einen wichtigen territorialen Gewinn, wenn auch nicht auf Dauer, brachte Herzog Friedrich der Straßburger Domkapitelstreit. Das konfessionell gespaltene und seit längerem zerstrittene Straßburger Domkapitel war 1592, nach dem Tod Bischofs Johann von Manderscheid, zu einer zwiespältigen Wahl geschritten: Während sich die evangelischen Domherren für den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg entschieden, wählte der katholische Teil des Domkapitels den Kardinal Karl von Lothringen aus dem Haus Guise zum Bischof. Der Streit, in den sich sowohl der Kaiser als auch der König von Frankreich einschalteten, eskalierte rasch zum Krieg und führte schließlich – nachdem es zeitweilig so aussah, als ob Herzog Friedrich seinen Sohn Ludwig

Friedrich im Domkapitel installieren und sogar dessen Wahl zum Bischof erreichen könnte – zum Sieg der katholischen Partei.

Als Ausgleich für den württembergischen Verzicht erreichte Friedrich 1600 die pfandweise Abtretung des Straßburger Amtes Oberkirch, das im Osten an Württemberg grenzte. Damit verfügte er nicht nur über ein großflächiges und walddreiches Amt, das sich von den Höhen des Schwarzwaldes in die ober-rheinische Tiefebene erstreckte, das Renchtal und die Städte Oberkirch und Oppenau eingeschlossen, sondern Württemberg konnte nunmehr auch einen weiteren Abschnitt der wichtigen Verkehrsverbindung von Straßburg an den mittleren Neckar kontrollieren, der über die Oppenauer Steige und den Kniebis unmittelbar an Freudenstadt vorbeiführte. Tatsächlich ordnete Friedrich umgehend nach der Inbesitznahme des Amtes Oberkirch den Ausbau der schwierigen Oppenauer Steige an und ließ die Straße auf der Kniebishöhe erneuern. So wird immerhin in Umrissen erkennbar, wohin die Politik des Herzogs möglicherweise zielte. Eine Darstellung seiner Regierung gehört jedoch zu den Desideraten der württembergischen Geschichtsschreibung, folglich muß manche Frage (noch) offenbleiben.

Als der Herzog am 8. Februar 1608 plötzlich starb, hinterließ er seinem Nachfolger ein nicht unproblematisches Erbe. Wie ernst die Lage nach dem Waffenstillstand des Hauses Österreich 1606 mit den Türken war, zeigte 1607 der Fall der Reichsstadt Donauwörth. Ein Gewaltakt des evangelischen Rates gegen eine Prozession führte zur Reichsexekution durch bayerische Truppen und zur anschließenden Zwangskatholisierung. Donauwörth lag im Schwäbischen Kreis, und so hätte der Herzog von Württemberg die Exekution durchführen müssen.



Das Territorium des Priorats Klosterreichenbach an der Murg, das Friedrich I. 1595 okkupieren ließ. Diese Karte hat vermutlich Johannes Oettinger um das Jahr 1609 aufgenommen.

Diesem eindeutigen Bruch des Reichsrechts durch den Kaiser folgte eine Reihe wohlkalkulierter Provokationen auf dem Regensburger Reichstag von 1608, die schließlich zu dessen Sprengung führten. Im Mai 1608, keine drei Monate nach Friedrichs Tod, trat Württemberg im ansbachischen Auhausen der von der Kurpfalz geführten evangelischen Union bei. Im Juli 1609 formierten sich die katholischen Stände zur Liga unter der Führung Bayerns. Durch die konfessionellen Bündnisse war die Situation im Reich nicht nur unzweifelhaft gefährlicher geworden, das Jahr 1608 markiert den Beginn der Vorkriegszeit.

#### *Herzog Johann Friedrich strebt an die «neutralitet» – Im Strudel des Dreißigjährigen Kriegs*

Zu Beginn der Vorkriegszeit trat in Württemberg ein junger, fünfundzwanzigjähriger Regent die Regierung an, der den Zeitgenossen alsbald als einer der besonnensten und – ja, so anachronistisch dies klingen mag, friedliebendsten Fürsten des Reiches gelten sollte: Johann Friedrich von Württemberg (Axel Gotthard). Eine überzeugende Analyse der württembergischen Außenpolitik unter Johann Friedrich gelangte zu dem die Ansichten der bisherigen landesgeschichtlichen Forschung konterkarierenden Ergebnis, daß der Herzog beileibe nicht irgendein Unionsfürst war, sondern rasch zur Leitfigur der prononciert reichstreuen, friedensliebenden Mehrheit der Auhausener emporwuchs. Nach äußerst mißlichen Erfahrungen zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges suchten der Herzog und seine Mitarbeiter fortan mit Hilfe einer durchaus schöpferischen Außenpolitik, der *neutralitet* verschrieben, Württemberg im Niemandsland zwischen den feindlichen Lagern zu behaupten.

Aber die Situation des Landes wurde immer kritischer. Zwar kann keinesfalls von einer Stagnation der wirtschaftlichen Aktivitäten ausgegangen werden, im Gegenteil, die steigenden Zolleinnahmen

dürften eher ankurbelnd gewirkt und eine wirtschaftliche Scheinblüte hervorgebracht haben. Aber die Münzverschlechterungen, an denen der Herzog gut verdiente, bescherten der großen Zahl der lohnabhängigen Schichten einen Kaufkraftschwund, der für ihr Lohneinkommen etwa dem einer schlechten Ernte entsprach. Angesichts einer relativen Überbevölkerung führten in Württemberg mittlerweile breite Schichten eine Existenz, die von permanenter Unterbeschäftigung und Unterernährung sowie akuter Not und Massensterben bei eintretenden Erntekrisen geprägt war (Wolfgang von Hippel).

Im Juli 1627 verlegte Wallenstein seine Truppen in den Schwäbischen Kreis, um Anfang 1628 16000 Kaiserliche ausschließlich in protestantischen Gebieten einzuquartieren. Die militärischen Erfolge der katholischen Seite gipfelten schließlich in Forderungen, die geeignet waren, die Herrschaft Württemberg in ihren Grundfesten zu erschüttern und das Land einem Auflösungsprozeß preiszugeben. Ferdinand II. verfügte über eine Machtstellung wie kaum ein Kaiser vor ihm. Den Kampf für die katholische Kirche sah er als wichtigste Herrscherpflicht an (Volker Press). Nach dem Sieg über Dänemark begann der Kaiser 1627, die konfessionelle Neuordnung Deutschlands und die Restitution der nach katholischer Auffassung widerrechtlich entzogenen Kirchengüter anzupeilen. Am 6. März 1629 schließlich erging das Restitutionsedikt, das an der Substanz zahlreicher evangelischer Territorien rührte. Besonders hart war Württemberg betroffen, das 14 Mönchs- und 36 Nonnenklöster wieder herstellen mußte. So befand sich das Herzogtum beim unerwarteten Tod Johann Friedrichs am 28. Juli 1628 in einer prekären Situation. Württemberg war dem Sieger auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Das Haus Habsburg entschied sich fürs Verderben (Axel Gotthard).

Für den noch nicht vierzehnjährigen Herzog Eberhard III. regierten bis zu seiner Mündigkeitser-

klärung im Mai 1633 zwei Brüder seines Vaters – Ludwig Friedrich und Julius Friedrich – nacheinander als Administratoren. Fast ein Drittel des Landes wurde 1630 unter dem Schutz kaiserlicher Truppen «restituiert», d. h. den Benediktinern und Zisterziensern zurückgegeben. Der Versuch des Administrators Julius Friedrich, im Sommer 1631 militärischen Widerstand zu leisten, scheiterte kläglich und brachte das Land vollends um seine politische Handlungsfähigkeit.

Anfang 1631 hatte Gustav Adolph mit einem schwedischen Heer das Reich betreten und im September nahe Leipzig die Armee Tillys vernichtend geschlagen. Als sich die Schweden Süddeutschland näherten, zögerte man in Stuttgart lange, mit ihnen ein Bündnis einzugehen. Erst nachdem die katholischen Truppen – und mit ihnen ein Großteil der Mönche aus Württemberg abgezogen waren und der Schwedenkönig im Mai 1632 München erobert hatte, wagte der Administrator das Zusammengehen mit Schweden, um prompt über die katholischen Nachbarn herzufallen. In Mömpelgard, das den Pressionen kaiserlicher Truppen ausgesetzt war, sah man

den einzigen Ausweg in einer Unterstellung unter französische Protektion, die mit der Einquartierung französischer Truppen verbunden war.

*Schweden und Württemberger verlieren bei Nördlingen – Seuchen und Gewalt dezimieren die Bevölkerung*

Wenig länger als ein Jahr nach Eberhards III. Regierungsübernahme besiegte am 6. September 1634 ein kaiserliches Heer bei Nördlingen die Schweden und deren Verbündete. Die Verluste waren entsetzlich; von den sechstausend Württembergern, dem Landesaufgebot, fielen zwei Drittel. Die kaiserlichen Truppen unter Führung des Thronfolgers Erzherzog Ferdinand III., König von Ungarn und Böhmen, bemächtigten sich Württembergs, der Herzog floh Hals über Kopf nach Straßburg. Ein gleiches tat der Landschaftsausschuß, der mit Kasse und Akten kurzerhand über den Rhein flüchtete.

Waiblingen, Böblingen, Besigheim, Calw, Kirchheim, Nürtingen, Plieningen, Echterdingen und die Vorstädte Cannstatts wurden zerstört. Am 9. September 1634 zog König Ferdinand in Stuttgart ein,



«Das Amt und Forst Oberkirch», das Herzog Friedrich I. von Württemberg vom Hochstift Straßburg als Pfand erhielt. Karte von Johannes Oettinger.

nahm die Huldigung der Bürgerschaft entgegen, setzte Statthalter zur Regierung des Landes ein, die bald im Sinne des Restitutionsedikts zu wirken begannen. Rasch wurden die Mönche nach Hirsau, Blaubeuren, Reichenbach an der Murg, Bebenhausen, Königsbronn, Murrhardt, Herrenalb, St. Georgen und Alpirsbach zurückgeholt, diesmal flankiert von den Jesuiten, die in den Stiftskirchen von Stuttgart, Tübingen, Backnang, Göppingen, Herrenberg und Urach den katholischen Gottesdienst übernahmen.

So befand sich – hundert Jahre, nachdem Herzog Ulrich die Österreicher aus Württemberg vertrieben hatte – das Land wieder im Besitz Habsburgs. Sowohl die kaiserlichen Truppen als auch die der Liga quartierten sich in Württemberg ein und plünderten das Land aus. Die Existenzgrundlagen des Herzogtums, der Weinbau und die Landwirtschaft, sowie wichtige Produktionszweige wie die Tuchfabrikation in Calw, die Leinwandherstellung in Urach, der Bergbau und die Eisenverarbeitung wurden vernichtet.

Die Menschen flüchteten ins benachbarte Ausland – vor allem an den Bodensee, nach Bayern, in die Schweiz und ins Elsaß. Der Hunger und die von der Soldateska eingeschleppten Seuchen dezimierten die Bevölkerung. Während die Seuchen früherer Jahre gewöhnlich nur kurze Zeit andauerten und die Menschenverluste ziemlich schnell wieder ausgeglichen werden konnten, folgte nun eine mehrjährige Zeit stark überhöhter Sterblichkeit. Schickhardts Neffe, der Tübinger Orientalist, Astronom, Mathematiker und Kartograph Wilhelm Schickhardt (1592–1635), der Erfinder der ersten Rechenmaschine, hat das Elend, das seine Familie – und schließlich auch ihn – auslöschte, schriftlich festgehalten. Seine ergreifenden Schilderungen zeigen, wie menschliches Leben, das zwischen Krieg, Pest und Hunger gefristet werden mußte, tatsächlich aussah. 1635 soll – wie schon gesagt – die Bevölkerung Württembergs weniger als ein Viertel des Bestandes von 1618 betragen haben.

Heinrich Schickhardt starb Anfang Januar 1635 in einer der dunkelsten Stunden, die Württembergs Bevölkerung erleiden mußte. Er erlebte nicht mehr die Demütigungen des Herrscherhauses, das vom Prager Frieden vom 30. Mai 1635 ausgeschlossen blieb und lediglich auf den Gnadenweg verwiesen wurde. Eberhard III. schickte sich in das Unvermeidliche und erlangte mit Unterstützung der evangelischen Reichsstände, daß ihm Ferdinand II. auf dem Regensburgener Kurfürstentag Ende 1636 die Wiederherstellung des Herzogtums Württemberg in Aussicht stellte – allerdings mit erheblichen territo-

rialen Einbußen. Mittlerweile hatte nämlich das Haus Österreich aus der Position des Siegers heraus die Ämter Balingen, Tuttlingen, Ebingen, Rosenfeld, Weinsberg, Neuenstatt und Möckmühl an seine Klientel veräußert. Zudem ließ sich die Innsbrucker Linie, geführt von der Erzherzogin Claudia von Tirol (1632–1646), im Interesse einer Abrundung des vorderösterreichischen Territorialkomplexes 1637 nicht nur die Tiroler Lehen – die Ämter Gerhausen, Ruck und Blaustein mit Blaubeuren – überstellen, um hier sofort die Gegenreformation durchzusetzen, sondern Claudia erhob auch Ansprüche auf die angeblichen Reichspfandschaften Achalm und Hohenstaufen mit Göppingen. Zur Achalm gehörte nach Ansicht der vorderösterreichischen Regierung die Grafschaft Urach, die Ferdinand III. 1638 noch unter Sequester stellen ließ. Wenn man bedenkt, daß die vierzehn ehemals landständischen Klöster der Herrschaft Württemberg entfremdet waren, Bayern Heidenheim zugesprochen erhielt und auch die Ämter Neidlingen und Plummern, Poltringen und Oberndorf vom Kaiser verschenkt worden waren, dann gewinnt man eine Vorstellung von dem, was Eberhard III. im Oktober 1638 als Herzogtum zurückerhielt. Es war weniger als die Hälfte dessen, was er 1634 verlassen hatte, und dies mit einer völlig dezimierten Bevölkerung, einer ruinierten Wirtschaft und einer Schuldenlast von nicht gekannten Ausmaßen. Erst der Westfälische Frieden 1648 brachte der Herrschaft Württemberg dank eines unbedingten Anschlusses an Schweden und des Verhandlungsgeschicks seiner Diplomaten die vollständige Wiederherstellung seines Territoriums und die Anerkennung als reichsunmittelbares Fürstentum.

#### LITERATUR:

- Werner Fleischhauer: Renaissance im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1971.
- Axel Gotthard: Konfession und Staatsräson, Die Außenpolitik Württembergs unter Herzog Johann Friedrich (1608–1628). (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 126), Stuttgart 1992.
- Wolfgang von Hippel: Bevölkerung und Wirtschaft im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Das Beispiel Württemberg. In: Zeitschrift für Historische Forschung 5 (1978), S. 413–448.
- Dagmar Kraus: Freudenstadt und Christophstal. In: Festschrift 400 Jahre Freudenstadt. Freudenstadt 1999, S. 40–74.
- Volker Press: Kriege und Krisen. Deutschland 1600–1715. Neue Deutsche Geschichte, Bd. 5. München 1991.
- Hans Rommel: Zur Gründung Freudenstadts 22. März 1599. In: Freudenstädter Heimatblätter 6 (1949), Sp. 2ff.
- Adolf Schahl: Heinrich Schickhardt – Architekt und Ingenieur. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 18 (1959), S. 15–85.
- Wilhelm Söll: Die staatliche Wirtschaftspolitik in Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert. Diss. phil. Tübingen 1934.
- Robert Uhlend: Herzog Friedrich I. (1593–1608). In: 900 Jahre Haus Württemberg. Hrsg. von Robert Uhlend. Stuttgart 1984, S. 174–182.

# Achim Frick/ Ralf Spicker

## Das Handwerk der Feilenhauerei in Esslingen am Neckar

Feilen und Raspeln sind Werkzeuge, deren Existenz bis weit in die Vergangenheit des Menschen zurück nachweisbar sind. Zur Formgebung von Werkstücken und zur Bearbeitung von Oberflächen durch Abtrennen von Schichten waren sie von alters her ein wichtiges Werkzeug.

Technisch gesehen bedeutet Feilen ein Spanen mit mehreren Schneiden, den Feilenzähnen. Das entsprechend zugehörige Werkzeug wird als Feile bezeichnet. Die einzelnen Feilenzähne (Schneiden) wurden ursprünglich ausschließlich handwerklich durch Meißeln (Hauen) hergestellt, wobei die Zahnreihen der Feile unter einem bestimmten Winkel, dem Hiebwinkel, zur Feilenlängsachse geneigt sind. Damit wird im Gebrauch der Feile eine bessere Schnittwirkung erzielt und die entstehenden Feilspäne lassen sich vorteilhafter abführen. Man unterscheidet einhiebig sowie Doppel- oder Kreuzhiebfleilen. Letztere besitzen einen Unterhieb, auch Grundhieb genannt, und einen quer dazu stehenden Oberhieb. – Die Raspel ist eine andere Art eines solchen spanenden Werkzeuges; sie besitzt einzelne große, reißende Zähne und dient damit besonders für die Bearbeitung von Holz, Horn und anderen weichen Materialien.

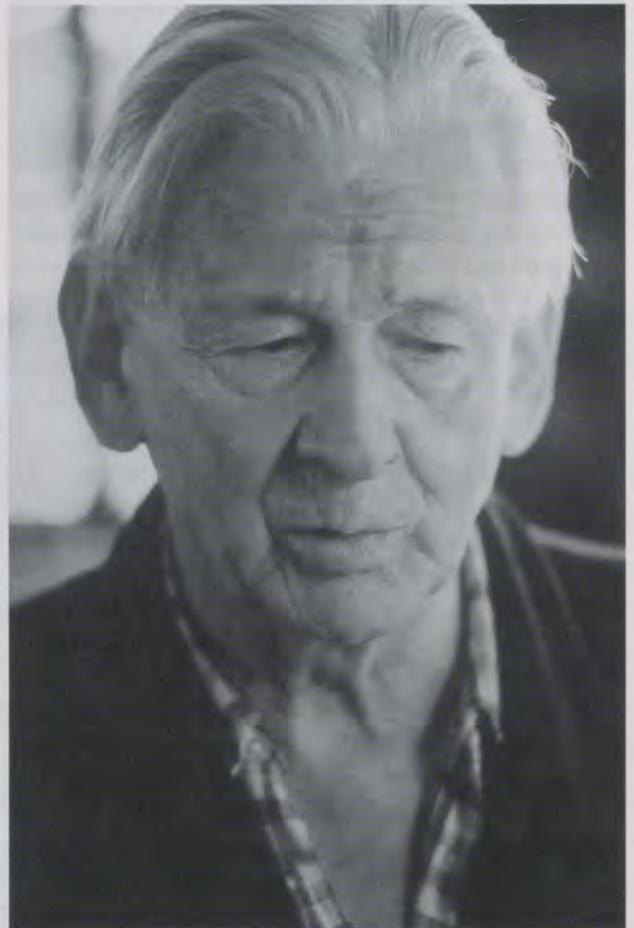
Das Herstellen von Feilen und Raspeln, als Feilenhauerei bezeichnet, war ein wichtiges und technologisch anspruchsvolles Gewerbe und hat sich deshalb früh als eigenes, anerkanntes Handwerk herausgebildet, von dem wir seit dem Spätmittelalter wissen. Neben Nürnberg, Schmalkalden und dem Remscheider Raum bildete sich auch in Esslingen am Neckar ein Zentrum der Feilenhauerei im deutschsprachigen Raum.

In der Blütezeit von 1876 bis etwa 1901 gab es in der Stadt Esslingen rund zehn Feilenhaubetriebe. Diese beschäftigten im Jahr 1907 57 Personen. Im gesamten Königreich Württemberg arbeiteten um diese Zeit gerade 350 Menschen als Feilenhauer; mehr als ein Sechstel war also in Esslingen beschäftigt. Diese Zahlen zeugen von der einst großen Bedeutung dieser Stadt in der Feilenherstellung. Mittlerweile finden sich hier jedoch kaum mehr Spuren dieses Gewerbes. Im nunmehr letzten Jahrzehnt des ausgehenden 20. Jahrhunderts ist der Meister Albert Hamm mit seiner Feilenhauerwerkstatt der letzte Vertreter dieses Handwerkerstandes in Esslingen. Selbst die für ihre Feilen weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus bekannte Firma Dick, ein

Industrieunternehmen, hat ihre Fertigung am Standort bereits seit Jahren eingestellt und dies, interessanterweise, zeitlich noch vor Meister Hamm. Auf Initiative des Fördervereins Freilichtmuseum Beuren e.V. wurde das alte, im Abgang befindliche Handwerk im Rahmen einer Magisterarbeit dokumentiert.

### *Der handwerkliche Werdegang einer Feile*

Eine Feile bestand aus einem unlegierten, gut im Wasser härtbaren Werkzeugstahl mit einem Kohlenstoffgehalt von etwa 1 bis 1,5%. Der Kohlenstoffgehalt des Stahls der Raspeln lag niedriger und betrug etwa 0,6%. Im ersten Schritt wurde die Form der Feile – der Feilenkörper samt Angel – aus einem Stahlrohling vorgeschmiedet. Anschließend daran erhielt der grobe, schwarz verzünderte Feilenrohling



*Albert Hamm, Feilenhauermeister, Jahrgang 1911, Lehrzeit 1926–1929, Meisterprüfung 1937.*

dann seine endgültige Form durch Schleifen. Auf mannshohen und etwa doppelhandbreiten, meist wasserbetriebenen Sandsteinrädern wurde hierbei seine Oberfläche eben- und blankgeschliffen. Derart vorbereitet kamen die Feilenrohlinge dann aus dem Bergischen Land für die weitere Bearbeitung und Fertigstellung in die Werkstatt des Feilenhauers Albert Hamm nach Esslingen.

Der Feilenhauer wählte aus seinem Vorrat von Rohlingen, entsprechend der vom Auftraggeber gewünschten Form, einen aus, zog dessen Oberfläche zum Einebnen mit einer großen Feile ab und versah dann den Körper mit dem vom Kunden geforderten Hieb.

Dieser Arbeitsschritt des Hauern erfolgt auf dem sogenannten Haustock. Der Haustock war ein starker, in den Werkstattboden eingelassener Holzklotz, auf dessen oberem Ende ein rechteckiger Amboß saß. Auf diesem Amboß hielt der Hauer den Körper des Feilenrohlings mit einem endlosen Lederriemen fest, den er mit seinen Füßen spannte. Die Feilenangel war dabei in ein Holz eingelassen und ruhte auf dem Oberschenkel des Hauern als Gegenlager. Mit Hammer und Meißel schlug der Feilenhauer jetzt den Hieb in die Oberfläche, beginnend von der Feilenspitze zur Angel hin. Der Meißel wurde stets so gewählt, daß er die Feilenbreite nach beiden Seiten knapp überragte. Die Hiebe folgten einander in gleichem Abstand. Der Takt der Schläge war gleichmäßig und ging fort und fort. War der Feilenhauer mit seinen Hieben am Ende bei der Angel angelangt, hatte er den sogenannten Unterhieb fertiggestellt. Der Oberhieb wurde anschließend auf dieselbe Art, jedoch über Kreuz zum Unterhieb in die Oberfläche des Feilenkörpers eingehauen. Albert Hamm führte dabei seinen Meißel schräg zur Längsachse des Feilenkörpers und neigte ihn gleichzeitig etwas nach vorn, von sich weggerichtet, so daß die entstehenden Feilenzähne nach vorwärts zur Spitze hin geneigt waren und später beim Gebrauch der fertigen Feile «giftig» wirkten. Das handwerkliche Können des Meisters bestimmte die Gleichmäßigkeit der eingehauenen Hiebe und die Regelmäßigkeit ihrer Abstände und ist für den Laien erstaunlich. Das regelmäßige Bild der eingebrachten Meißelhiebe zeugt von der Kunst und Qualität des jeweiligen Handwerkers.

Beim Hauen der Kehrseiten der flachen Feilen oder auch zum Hauen der Dreikant- oder halbrunden Feilen legte der Feilenhauer entsprechend geformte Gesenke aus weichem Blei zwischen die harte Oberfläche des Amboßes (Amboßbahn) und die zu hauende Feile. Dadurch ließen sich bereits gehauene Feilenzähne schützen.

## Werkzeuge und Technologie des Feilenhauers

Charakteristische Werkzeuge des Feilenhauers waren seine speziell geformten Hämmer unterschiedlichen Gewichts und seine Haumeißel. Je nach gewünschter Hiebstärke und Breite der zu hauenden Feile oder Raspel betrug das Gewicht des auszuwählenden Hammers zwischen wenigen hundert Gramm und mehreren Kilogramm. Der Hammerstiel besaß beim Feilenhauerhammer eine typische Krümmung und erleichterte damit die gleichmäßige Arbeitsbewegung aus dem Handgelenk. Für das Hauen von Feilen wurden flache, messerscharfe Meißel mit schlankem Schaft und kleiner Schlagfläche benutzt. Die Meißel für Raspeln dagegen waren spitz zulaufend. Der Feilenhauer besaß von beiden ein großes Sortiment, um die unterschiedlichen Feilen und Raspeln fertigen zu können. Er hat seine Meißel in der Regel selbst geschmiedet, gehärtet und – ganz wichtig – ihre Schneiden am Ölstein fein abgezogen.

Entscheidend für die Güte einer Feile und ihre Ausdauer im Gebrauch ist ihre Härte. Daher kommt



Albert Hamm am Haustock.

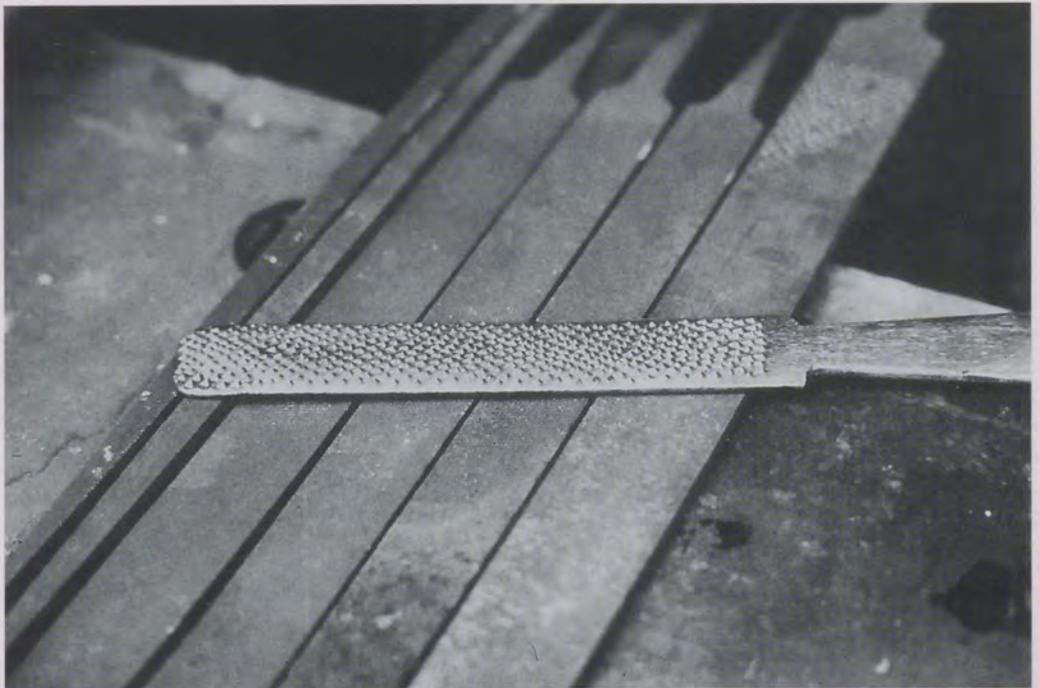
dem Härteprozeß der gehauenen, noch weichen Feile eine besondere Bedeutung zu. Jeder Feilhauer hatte dazu seine eigene Technologie, entwickelt aus Tradition und Erfahrung. Als besonderes Betriebsgeheimnis wurde in diesem Zusammenhang das für die Härtung der Feilen und Raspeln erforderliche Härtepulver gehütet. Albert Hamms Härtepulver mit der Bezeichnung «CD» war berühmt und wurde von ihm weit über die Grenzen Württembergs hinaus vertrieben. Sein Härtepulver lieferte besonders harte, hellfarbige Feilen.

Um Stähle härten zu können, müssen sie kirschrot geglüht und anschließend möglichst rasch, beispielsweise in Wasser, abgeschreckt werden. Beim Glühen der Feilen im gemauerten und mit Koks befeuerten Härteofen hätten die feinen Zähne der Feilen allerdings Schaden genommen: ihre scharfen Kanten wären in der Glühhitze abgebrannt. Deshalb war es notwendig, diese zu schützen, und das erfolgte mit Hilfe des bereits erwähnten Härtepulvers. Die fertig gehauene, weiche Feile wurde mit einem wäßrigen Brei aus selbigem umhüllt und der Überzug zunächst am warmen Ort, meist am Ofen, getrocknet. Jetzt konnten die Feile und deren Hiebe geschützt in den Glühofen eingebracht werden; das Härtepulver ummantelte die empfindlichen Feilenzähne. Zudem wirkten seine Bestandteile einer schädlichen Entkohlung der oberflächennahen Randschichten entgegen und verhinderten damit eine spätere Härtereduzierung der Zähne infolge mangelhaftem Kohlenstoffgehaltes im Eisen.

Nach Erreichen der vorgesehenen Glühtemperatur entnahm der Feilhauer Albert Hamm die eingepackte Feile dem Ofen, bürstete das Härtepulver rasch mit einem Strohbesen ab und härtete die Feile in einem großen, hölzernen Bottich mit Salzwasser. Reste noch anhaftenden Härtepulvers entfernte er später mit einer Bürste und warmem Wasser. Die trockene, nun gebrauchsfertige Feile bestrich er schließlich vor dem Verkauf noch mit etwas Öl, um sie vor Rost zu schützen. Auf diese Weise wurden bis zur Einführung der modernen Feilenhaumaschinen Feilen und Raspeln hergestellt; angefangen von den kleinsten Feilen für die Uhrmacher bis zu den größten Armfeilen für mechanische Werkstätten.



*Kleine Feilen*



*Raspel und Feilenrohlinge*

*Aufhauen, Wiederherstellen alter Feilen – in den 50er Jahren Feilenhauer als Ausbildungsberuf gestrichen.*

Der Feilenhauer verstand es, nicht nur neue Feilen aller Art herzustellen. Eine seiner wichtigsten Tätigkeiten war auch das Aufhauen, das Wiederherstellen von alten, im Gebrauch stumpf gewordenen Feilen. Der Kundenkreis der Werkstatt Hamm ging hier ehemals bis nach Backnang und in den Schwäbischen Wald nach Murrhardt. Die Schmiede, Schlosser, Wagner, Windenmacher, Schuhmacher, kleine Fabriken, aber auch die berühmte Maschinenfabrik Esslingen ließen ihre stumpfen Feilen bei Meister Hamm wieder aufarbeiten.

Die den jeweiligen Besitzern zugehörigen Feilen wurden nach der Übernahme vom Feilenhauer auf den weichen Angeln durch unterschiedliche Kombinationen von Meißelhieben gegen Verwechslung gekennzeichnet, anschließend wurde der Feilenkörper weichgeglüht. Jetzt konnte der alte, stumpf gewordene Hieb abgeschliffen werden. Die Firma Hamm ließ dies bei Esslinger Schleifern am Kesselwasen, an ihren mannshohen, wassergetriebenen Sandsteinrändern, bewerkstelligen. Nach dem Schleifen wurden die Feilen und Raspeln in der bereits beschriebenen Weise wieder aufgehauen und gehärtet. Ein bis fünf Mal konnten die Werkzeuge, je nach Größe, so wieder aufgearbeitet werden. Alte, aufgehauene Feilen sind an ihrem «Kropf» erkenntlich: Ihre Angeln sind infolge des Abschleifens des ursprünglichen Hiebs jetzt dicker als die Feilenkörper.

Wie bei so vielen klassischen Handwerkskünsten bedeutete die Industrialisierung auch für das Feilenhauerhandwerk einen tiefgreifenden Wandel. Der Bedarf an Feilen stieg in der Folge der aufstrebenden Metall- und Maschinenbauindustrie in der Region zunächst stark an. Die wachsende Nachfrage konnte nur noch durch den Einsatz von Feilenhaumaschinen gedeckt werden. Bereits um die Wende zum 19. Jahrhundert wurden deshalb in England die ersten, ansatzweise brauchbaren Maschinen eingesetzt. Im Jahr 1880 stand in Deutschland die erste Feilenhaumaschine in Esslingen bei der Firma Dick. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts war die maschinelle Hauerei allerdings in der Lage, die Vielfältigkeit und Qualität der zuvor von Hand gehauenen Feilen zu erreichen. Nach und nach ging damit die Feilenherstellung von den kleinen Handwerksbetrieben auf die Fabriken über; sie konnten jetzt mit Hilfe der Maschinen die Standardprodukte in weit größerer Menge und zu geringeren Preisen liefern als zuvor der Handwerker. In der Hammschen Werkstatt wurde aus Gründen der wettbewerblichen Situation daher verstärkt neben der Neuproduktion das Aufhauen stumpf gewordener Feilen betrieben, wobei auch Albert Hamm sich einer Reihe kleinerer Haumaschinen bediente.

Zwischen 1920 und 1937 reduzierte sich die Zahl der in Esslingen gemeldeten Feilenhauer stetig. Nach dem Zweiten Weltkrieg war nur noch ein handwerklich produzierender Betrieb vorhanden: die Feilenhauerei Hamm. Der Meister Albert Hamm



*Das Feilenhauen mit Hammer und Meißel.*

fertigte in den letzten Jahren nur noch Spezialfeilen für chirurgische Zwecke und solche für den Musikinstrumentenbau; allesamt Feilen, die mit Maschinen nicht hergestellt werden konnten.

Als Folge der allgemein immer geringeren Bedeutung der handwerklichen Herstellung von Feilen und Raspeln wurde bei uns im Land das Handwerk der Feilhauer in der 50er Jahren aus der Liste der Handwerksberufe gestrichen und war fortan kein Lehrberuf mehr. Die Feilhauerei Hamm, bereits in der dritten Generation betrieben, konnte daher keine Fortführung finden. Mit der Abmeldung seines Betriebs Ende der 80er Jahre aus der Handwerksrolle markierte Albert Hamm, zugleich der letzte baden-württembergische Obermeister dieses ehrbaren Handwerks, dann schließlich das Ende eines wichtigen Stücks Esslinger Handwerks- und Gewerbegeschichte.

#### LITERATUR:

Dick, Otto: Die Feile und ihre Entwicklungsgeschichte. Berlin 1925.

Hamm, Albert: persönliche Mitteilungen. Esslingen 1995–1997.

Hugger, Paul; Mutz, Alfred: Der Feilhauer. Basel 1969.

Siemen, Wilhelm: Handwerkliche Feilhauerei. Hrsg.: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Landesbildstelle Westfalen. Münster 1984 (= Westfälische Handwerksgeschichte Bd. 2).

Spicker, Ralf: Das Handwerk der Feilhauerei und die Feilhauerei Hamm in Esslingen (eingereichte Magisterarbeit). Universität Stuttgart, Institut der Geschichte der Naturwissenschaften und Technik 1997.



*Albert Hamm prüft die Güte des Hiebs.*

## Leserforum

In der Januar/März-Ausgabe der «Schwäbischen Heimat» veröffentlichten Sie dankenswerter Weise den interessanten Bericht von Andreas Reck über den zu Unrecht vergessenen Maler **German von Bohn**.

Auf Seite 41 ist ein Foto des Malers wiedergegeben «German von Bohn – ohne Jahresangabe». Ich erlaube mir den Hinweis: Das Bild aus dem Atelier Brandseph ist ziemlich genau zu datieren: nämlich auf 1887. Hermann Brandseph hat das Atelier von seinem Vorgänger (Vater?) erst im Laufe des Jahres 1886 übernommen, ab 1888 signiert er als «Hofphotograph» H. Brandseph.

Eine weiterer Hinweis ist die Ausstattung des Visitenkarten-Fotos und das Schriftbild der Signatur; beide Kriterien sind einem starken modischen Wechsel unterworfen.

Die bedruckte Rückseite könnte eventuell weitere Hinweise und genauere Bestätigung der Datierung geben; obwohl eine noch engere Einkreisung wohl kaum erforderlich ist. German von Bohn ist auf dem Bild also um die 75 Jahre alt.

*Dr. Hans Huber,  
Echterdingen*

In Heft 1998/1 informierte die «Schwäbische Heimat» über das Projekt eines «**Biographischen Handbuchs der württembergischen Landtagsabgeordneten 1815/16 bis 1933**» bei der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. In diesem Zusammenhang wurde auch ein Aufruf an die Nachfahren ehemaliger Abgeordneter veröffentlicht, die Recherchen zum Handbuch zu unterstützen.

Ich kann Ihnen heute berichten, daß sich seither mehr als 50 Personen schriftlich oder telefonisch bei mir gemeldet haben. Vielfach konnten dabei entscheidende Hinweise gegeben werden, in manchen Fällen waren noch persönliche Papiere aus der Hinterlassenschaft ehemaliger Abgeordneter vorhanden wie etwa von Karl Immendorfer (Heimerdingen), die den Dokumentationsstand ebenfalls komplettierten.

Für diese überraschend große Resonanz und die vielfache Unterstützung meiner Arbeit darf ich an dieser Stelle herzlichen Dank sagen.

*Dr. Frank Raberg,  
Kommission für geschichtliche  
Landeskunde in Baden-Württemberg,  
Eugenstraße 7, 70182 Stuttgart*

## Karl Kempf Eine Dorfschulmeisterwahl im 18. Jahrhundert

Ein kleines abgeschiedenes Dorf von weniger als zweihundert Einwohnern im württembergischen Nordschwarzwald zwischen Altensteig und Wildberg. Da ist ruhige, heile Welt – auch heute noch. Wie ruhig mag es da erst vor 250 Jahren gewesen sein?

Auch diese abgeschiedene Welt war trotzdem von der emsigen und eifrigen württembergischen Verwaltungsmaschinerie in Stuttgart erfaßt, registriert, überprüft und zum Behuf ihres jetzigen und künftigen Heils versorgt mit Pfarrherr, Schultheiß und Schulmeister, einer klassischen württembergischen Trias.

In diesem dörflichen Triumvirat hatte der Schulmeister das geringste Ansehen; es lag oft sogar unter dem Durchschnitt der männlichen, d. h. der bestimmenden Ortsbevölkerungshälfte. Aber die Rolle des Schulmeisters brachte es auch mit sich, daß seiner Person das besondere Interesse oder auch das absichtsvolle Desinteresse der Mitglieder der Dorf-familie entgegenschlug. Und wenn ein neuer Träger die Aufgabe übernahm, den alten verbrauchten, verdorbenen oder verstorbenen Schulmeister nach vielen Jahren abzulösen, so mußte in dieser an äußeren Ereignissen armen Zeit die Woge der Neugier, der Anteilnahme, der besorgten oder sensationsgenüßlichen Gespanntheit besonders hoch aufschäumen; und die rare Erscheinung einer «action», wie der

heutige Duktus dafür wäre, wurde in ihrer dörflichen Bedeutungsschwere durch die hohe Obrigkeit und ihr Walten legitimiert und erhöht.

Wenden heißt das stille, ruhige Dörflein, wo man noch heute die Mäuse in ihre Feldlöcher huschen hören kann und wo die Kinder keine zwei Hände brauchen, um die Autos zu zählen, die in den Vormittagsstunden das freundliche, saubere Ortssträßchen durchzurollen sich die Ehre geben.

Trügerische Stille, trügerische Friedlichkeit – die 250 Jahre alten, behaglich verrunzelten Papierbögen im Pfarrarchiv des Wendener Mutterorts Rotfelden sind so alterstot nicht, daß nicht einige Lebenströpflein jener Zeit aus ihnen zu saugen wären, – dem, der die richtige Saugkunst versteht.

*Zahlungsunwillige Witwen verkürzen  
das Leben des Schulmeisters Eitel*

*Bestie, machst dich hinaus!* Umsonst brüllte der Schulmeister. Die Bestie fiel ihn an, er gab ihr Ohrfeigen, während sie ihn *ins Gesicht gekrätzt, haar ausgerupft, das hemmet aus den hosen gezogen* hatte. Was Schillers sprachliche Kunst zu sprichwörtlichem Gebrauchsschatz bildete, das hatten manche Schulmeister schon viele Jahrzehnte vor der klassischen Formgebung persönlich verspürt und sinnhaft erlebt. Das



*Blick auf das kleine Dorf Wenden, das zwischen Wildberg und Altensteig am Rande des Schwarzwalds liegt.*

galt auch für die Schulmeister in dem kleinen Calwer Amtsflecklein Wenden, und besonders galt es für den Schulmeister Georg Friedrich Eitel. Über sein Leben könnte man einen tragikomischen Roman schreiben. Nicht nur bei dem soeben zitierten Raufhandel mit Anna Raischin anno 1745 hatte er am blutig zerkratzten und geschlagenen Leib erfahren, was es bedeutet: *Da werden Weiber zu Hyänen*. Dagegen war das, was er etwa zwei Wochen vor Weihnachten 1751 dem Pfarrer klagte – daß nämlich einige Witfrauen zu Wenden ihm die zu seiner Besoldung gehörenden sechs Heller verweigerten – weniger körperlich schmerzhaft. Aber es schmerzte innerlich und zehrte an ihm: sowohl leiblich, weil der arme Schulmeister das bißchen Geld dringend brauchte – die armen Witfrauen brauchten es übrigens auch! –, als auch psychisch infolge der nervenaufreibenden Hartnäckigkeit der Wendener Witwen, die das schuldige Schulgeld schon seit zwei Jahren dem Dorfschulmeister Eitel vorenthielten.

Es ist heute nicht mehr nachprüfbar, ob dieser Kampf mit den Wendener Witwen der Grund war, der Schulmeister Georg Friedrich Eitel gegen Anfang des Jahres 1752 den Geist aufgeben ließ. Sicher könnte man aber über seine Lebensgeschichte als Motto die 25. und die letzte Strophe des Liedes vom *Armen Dorfschulmeisterlein* setzen, das sein humorvoller Standeskollege Samuel Friedrich Sauter erst ein halbes Jahrhundert später zu Papier brachte:

*Doch ist ihm noch der Trost beschert,  
Daß seine Not nicht ewig währt.  
Im Grabe – Gott, wie wohl wird's sein,  
Dem armen Dorfschulmeisterlein.*

Pfarrer und Schultheiß schickten an den zuständigen Dekan in Wildberg den Bericht über das Ableben des Schulmeisters Eitel in Wenden. Nach «wol Hergebrachtem» altem Recht durfte auch hier die Gemeinde ihren jeweiligen Schulmeister selbst wählen, nachdem der Dekan grundsätzlich die Wahlgenehmigung erteilt hatte.

*Vier Bewerber um das Schulamt in Wenden: ein Zeugmacher, ein Kuhhirte, ein Barbier und ein armer Bursche*

Wenden war, wie bereits erwähnt, ein kleiner Ort. Nur etwa 22 Schüler gab es hier, da kam natürlich wenig Schulgeld zusammen. Und während es in den größeren Orten der Nachbarschaft unter der Bürgerschaft zum Teil schon recht gesittete und kultivierte Zeitgenossen gab, herrschten in Wenden in vielen Familien Sitten und Lebensweisen, die dem rauheren Klima da oben entsprachen oder manchmal noch rauher waren.

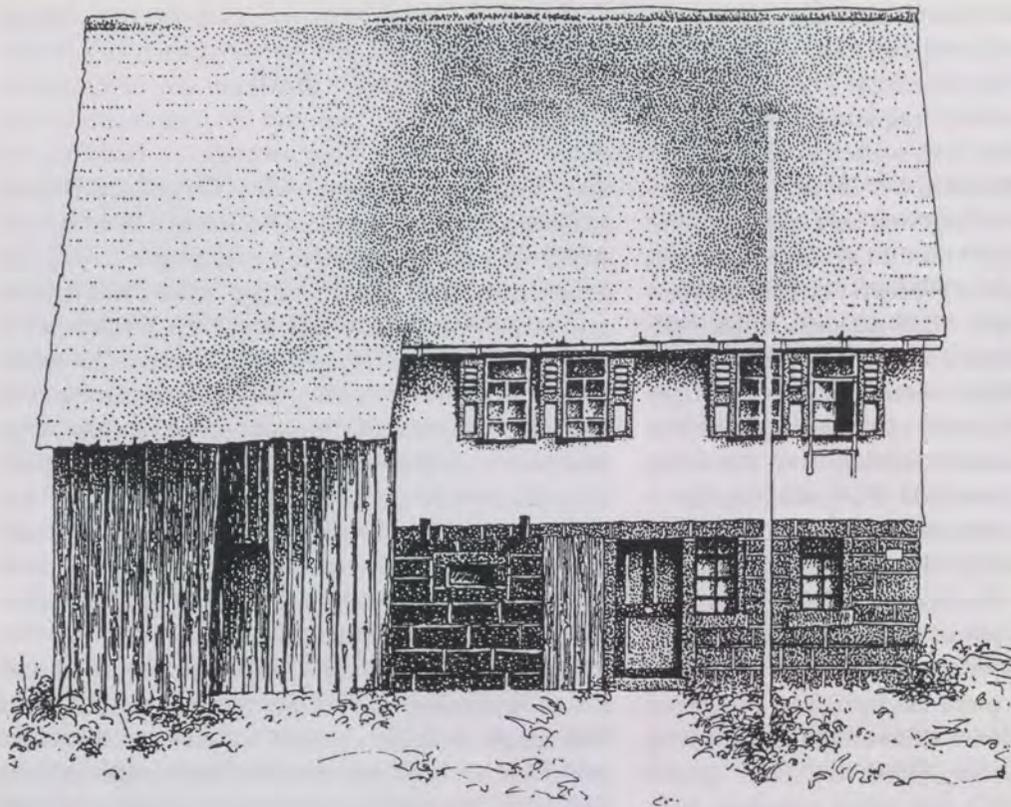
Trotzdem hatten sich auf den freigewordenen Schulmeistersposten von Wenden gleich vier Bewerber als «Competenten» gemeldet: ein Zeugmacher, ein Kuhhirte, ein Barbier und ein junger, armer und anscheinend berufs- oder arbeitsloser Bursche, wie man aus dem Fehlen einer Berufsbezeichnung schließen kann. Das war eine schöne Bewerbergesellschaft – lauter ärmliche Leute, lauter Laien, von denen man nicht wußte, ob sie selbst richtig lesen und schreiben, geschweige so etwas ähnliches wie einen Gesang zu erzeugen fähig waren. Da mußte natürlich geprüft werden, bevor man einem von ihnen ein lebenslängliches Amt gab. Der zuständige Pfarrer und Dienstvorgesetzte des Schulmeisters, der gestrenge Magister Hoffsess von Rotfelden, war keiner von denen, die fünf gerade sein ließen. Hoffsess war *in der Zucht ernstlich*, und er hatte *gute studia* vorzuweisen, wie der Dekan in den Synodusprotokollen über ihn berichtete.

Nach den erhaltenen Kirchenkonvents-Protokollen zu schließen, war er streng und anspruchsvoll und führte in seinen beiden Gemeinden Rotfelden und Wenden wohl ein straffes Regiment. Gebürtig war er aus Mägerkingen auf der Schwäbischen Alb, er zählte damals 46 Jahre.

Am Sonntag Estomihi, dem 13. Februar 1752, war die gesamte Gemeinde Wenden in ihrer kleinen Kirche versammelt. Ein außerordentliches Ereignis war angesagt. Da stellte auch das unfrömmste Wendener Weibsbild seinen Kochhafen mit Habermus vom Herd und zog im besten Häs zur Kirche. Denn erstens war der Kirchenbesuch Pflicht, und zweitens konnte es unter Umständen ja wieder Jahrzehnte dauern, bis wieder einmal ein gleichartiges Schauspiel zu erleben war. Ein Schauspiel und Erlebnis, von dem besonders die gesprächsfreudigere Hälfte der Einwohnerschaft, die weibliche, noch lange beim Brotbacken und Wäschewaschen, beim Rübenhacken und Ährenlesen sowie beim winterlichen Stubengang in der Kunkel zehren konnte.

Das Glöcklein bimmelte, jung und alt strömten in die Kirche. Schultheiß und Dorfrichter von Wenden hatten mit den gehörigen wichtigen Mienen auf den ihnen vorbehaltenen privilegierten Kirchenstühlen Platz genommen, und nun sperrten alle Anwesenden nicht nur die Augen, sondern auch die Ohren sperrangelweit auf. Heute verzichtete auch der trägste und müdeste Besucher auf den erquicklichen Kirchenschlaf, denn da vorne standen die vier Kandidaten für das Schulmeisteramt in Wenden.

Zwei der Kandidaten waren in der Gemeinde wohlbekannt, aber nur der eine von ihnen war ein gebürtiger Wendener. Dieser Lokalfavorit war der Zeugmacher Andreas Braun. Er war nicht mit dem



*Im Erdgeschoß dieses kleinen Wohnhauses in der Ortsmitte von Wenden wurde im 18. Jahrhundert, bevor man ein eigenes Schulhaus bauen konnte, die Jugend unterrichtet. Bei der Beschießung des Dorfes, die dem Einmarsch der Franzosen am 16. April 1945 vorausging, brannte ein Viertel des Dorfes ab, darunter auch dieses Schulmeisterhaus.*

*Zeichnung von Peter Dorn nach alten Fotografien.*

gleichnamigen Schultheiß Andreas Braun identisch, wahrscheinlich aber ein naher Verwandter. Das andere in Wenden bei Mensch und Vieh bekannte Gesicht gehörte dem Kuhhirten Johann Martin Höfer. Er war nicht einmal im Besitz des Bürgerrechts von Wenden, sondern ihm war dort nur das Beisitzerrecht, ein Aufenthalts- und Wohnrecht auf Widerruf, gestattet. Von den vier «Competenten» war er sicher der Ärmste und Bedürftigste. Vermutlich hoffte er, über das Schulmeisteramt in den Genuß des Bürgerrechts zu kommen. So schlecht waren seine Chancen nicht einmal, hatte er doch viel mehr Zeit als seine Konkurrenten gehabt, sich durch Selbsttraining als Autodidakt das Lesen, Schreiben und Singen beizubringen, indessen seine tägliche Gesellschaft gleichzeitig mit stundenlangem Käuen und Wiederkäuen beschäftigt war und ihn in seiner Vorbereitung auf das Amt nur wenig behelligt haben dürfte.

Der dritte «Competent» war ein Bürger aus dem Nachbardorf Wart namens Cunrad David Hayl. Seine bisherige berufliche Tätigkeit bestand im Haare- und Nägelschneiden, im Rasieren und Zahnreißen, im Blutschröpfen und im Einrenken verrenkter Leibesglieder, im Verabreichen von Fiebermitteln und Salben und weiteren derartigen nützlichen Diensten an seinen Mitmenschen. Ähnlich wie auch viele heutige Dienstleistungsanbieter auf dem freien

Arbeitsmarkt strebte er nach Höherem, zumindest in der Titulatur, und er ließ sich somit nicht mehr als «Balbier» der hergebrachten Art, sondern modisch anspruchsvoll als «Chirurgus» bezeichnen. Bei der geschilderten vielseitigen praktischen Tätigkeit erschien ihm das Geschäft eines Schulmeisters im Nachbarort wohl als Chance für brancheninterne Geschäftserweiterung, mit der er seine bisherigen Dienste bei der neuen schulischen Klientel und deren elterlichem Anhang anbringen konnte.

Auch der vierte Bewerber war von auswärts. Es war der 27jährige Johannes Roller von Roffelden, der sich schon durch seinen Ledigenstand als Wenig- oder Unbemittelter auswies.

*In der Kirche und im Haus des Schultheißen öffentliche Prüfung der vier Kandidaten in fünf Fächern*

Da nun keiner der vier Bewerber irgendwelche Erfahrungen im Lehramt besaß, mußte in einem Leistungswettbewerb festgestellt werden, wieweit sie die Kenntnisse, die sie den Schulkindern vermitteln sollten, selbst besaßen. Der Test geschah vor der Bürgerschaft, er sollte die Grundlage der Schulmeisterwahl sein. Prüfung und Wahl waren öffentliche Vorgänge; in kurzer Zeit war so aus einem armen, geringgeachteten Gesellen ein wohlbestallter Amtsinhaber gemacht.

In fünf Prüfungsfächern wurden die Kandidaten geprüft. Zuerst war das wichtige Singen an der Reihe. Es war nicht nur Schulfach, sondern auch sonntägliches Dienstgeschäft des Schulmeisters als Vorsänger für die Gemeinde in der Kirche, die keine Orgel und auch sonst kein Instrument besaß, von einem Singchor ganz zu schweigen. Für den Ernst und die Feier des sonntäglichen Gottesdienstes war es äußerst wichtig, daß der Vorsänger das, was hundert rauhen und heiseren Kehlen entströmte, auf den richtigen Ton brachte. Woher hätte auch jemand im Dorf wissen können, was ein rechter Klang war, wie eine Melodie richtig lautete?

Jeder der vier Kandidaten mußte also vor der versammelten Gemeinde in der Kirche vorsingen, und zwar jeder nacheinander das gleiche Lied. Man hatte dafür ein schönes Lied ausgewählt, in das man viel Ausdruck und Gefühl hineinlegen konnte: *Befehl du deine Wege*. So sangen laut der Zeugmacher, der Kuhhirte, der Barbier und der berufslose Geselle, *und war Hayl unstrittig der beste*, wie Pfarrer Hoffsess protokollierte. Die Redensart, «vorsingen» zu müssen, die man scherzhaft für eine Bewerbungsvorstellung gebraucht, rührt von diesem Vorstellungs- und Prüfungsverfahren für Schulmeisterkandidaten her.

Nach diesem wichtigen Prüfungsteil, in dem sich der Warter Barbier den ersten Platz gesichert hatte, ging es zum zweiten Teil der Wahlprozedur. Alles verließ die Kirche, die Jungen und die Frauensleute wurden heimgeschickt. Die gesamte Bürgerschaft wurde in das Haus des Schultheißen Braun einberufen, ein Rathaus gab es in Wenden damals noch nicht. Man kann hieraus schließen, daß das Schultheißenhaus recht groß oder die Bürgerschaft recht klein gewesen ist. Diese «Bürgerschaft» – so wurde sie im Schwäbischen genannt – bestand aus den über 25 Jahre alten Männern, die das Bürgergeld entrichtet hatten. Da die Wendener Einwohnerzahl noch unter 130 lag, dürften auch die «Bürger» die Zahl 30 nicht oder nur gering überstiegen haben.

Von den bei Schultheiß Braun versammelten «Bürgern» wurden nun vier Deputierte als Wahl-Glieder gewählt. Diese hatten ihrerseits, zusammen mit den Mitgliedern des örtlichen Kirchenkonvents, den Schulmeister zu wählen, auf Grund der fachlichen Prüfung den Geeignetsten für das Amt zu bestimmen. Es war also eine indirekte Wahl durch zwei Gremien! Die für die Schulmeisterwahl gewählten Deputierten hießen Andreas Roller, Johannes Tod, Andreas Weber und Johann Georg Gauß. Das andere

## LANGENARGEN, MÜHLENGÄRTEN

# Anlegen am Bodensee

**Attraktive Seniorenwohnanlage mit schönen 2- bis 3-Zimmer-Wohnungen – zur sofortigen Nutzung oder als interessante Kapitalanlage mit der Option, später selbst einzuziehen. Im Rohbau.**

### Unser Preisbeispiel: \_\_\_\_\_

Helle, gut geschnittene 2-Zimmer-Wohnung, ca. 60 m<sup>2</sup> Wohnfläche, geschützte Terrasse, Kaufpreis

**DM 316.000,-.**



**Telefon-Information 0 75 22/9 72 40**

Herr Birk berät Sie gerne.



LEG Neubau-Gesamtangebot: RTLText, Seite 711 und <http://www.immoline.com/LEG>

LEG Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg mbH  
Katharinenstr. 20 · 70182 Stuttgart · Tel. 07 11/21 77-220 · Fax -394

**BAUEN AUF SICHEM GRUND**

Wahlmännergremium, der Kirchenkonvent, bestand aus ebensoviel Männern, nämlich Pfarrer Hoffsess, Schultheiß Andreas Braun, Bürgermeister (= Gemeindepfleger) Cunrad Herr und Konventsrichter Cunrad Großmann.

Nachdem die Deputierten gewählt waren, wurden die vier Schulamtsbewerber wieder vorgerufen. Nun kam die Prüfung in den anderen Fächern an die Reihe. Die Kenntnisse in der *Heyls-Ordnung*, d. h. Bibel- und Katechismusfestigkeit, wurden getestet. Die Prüflinge erhielten in diesem zweiten Teil des Examens auf Grund ihrer *Capacité* die folgende Platzordnung: 1. Hayl, 2. Roller, 3. Höfer, 4. Braun. Hayl siegte auch in der Heils-Lehre, machte seinem Namen also Ehre und baute seine Position aus. Drittes Prüfungsfach war «Lesen». Auch hier ergab sich die gleiche Rangfolge, jedoch wurde bemerkt, daß Hayl und Roller gleich gut waren.

Nun kam das vierte Prüfungsfach, das «Buchstaben» dran. Zwischen flottem Zungendreschen und mühevolem Gazgen mit langen Denkpausen scheint hier eine große Spannbreite geboten worden zu sein. Hayl und Roller schnitten gut, der Kuhhirte Höfer *so zimlich* und der Zeugmacher Braun schlecht ab. Fünftes und letztes Prüfungsfach war das «Schreiben». Pfarrer Hoffsess protokollierte den Leistungsbefund mit folgenden Worten: *Im Schreiben war Roller der beste, dann Hayl, hernach Höfer und Braun sehr schlecht.*

*Johannes Roller, Bürgerssohn aus dem Pfarrdorf Rotfelden, wird zum neuen Schulmeister in Wenden gewählt*

Es ergab sich also ein klares Leistungsbild und ein deutliches Urteil, das übrigens die Objektivität der acht Wahlmänner bezeugt: Die beiden Auswärtigen wurden gut beurteilt, die beiden Einheimischen schlecht. Der einzige Wendener Vollbürger unter den Kandidaten, der Lokalfavorit, Namensvetter und wahrscheinlich auch echte Vetter des Ortschaftultheißen, wurde unmißverständlich als der mit Abstand ungeeignetste Mann für das Schulmeisteramt beurteilt. Pfarrer Hofsess las nun den Wahlmännern das von ihm geführte Protokoll vor, und nach Verlesung *des Unterschiedes der erfundenen Capacité der Competenten* fragte er sie nach ihrem Urteil.

Schultheiß Andreas Braun durfte kraft Amtes zuerst sein «Votum», seine Stimme, abgeben. Diese Stimmabgabe geschah mündlich, es war also eine wirkliche «Stimme», die geäußert und im Protokoll festgehalten wurde. Schultheiß Braun entschied sich nicht für den einzigen Wendener Kandidaten und Bürger Andreas Braun, aber er stimmte auch nicht für den Prüfling mit dem zweifellos besten Ergebnis,

sondern er sprach sich für den armen Johannes Roller von Rotfelden aus, *weil er, außer dem Haylen, in allem am besten bestanden hätte.* Gegen den Erstplatzierten bei der Bewerberprüfung konnte der Schultheiß ein gewichtiges Argument vortragen. Der Barbier Hayl hätte vorgehabt, die Schule in Wenden von Wart aus zu versorgen, weil er dort ein Haus und Güter besitze. Das sei jedoch *wegen vorfallender Täufern, Privat-Communien tags und nachts und allerhand Inconvenientien (= Unvorhersehbarem) nicht thunlich, noch ohne hochfürstlichen Befehl zulässig.*

Das war eine überraschende Wende in der Prozedur der Schulmeisterwahl. Der Vorhalt des Wendener Schultheißen hatte zur Folge, daß der Chirurgus seine Kandidatur zurückzog und auf das Schulmeisteramt in dem so nahe gelegenen Wenden verzichtete. Er war nicht gewillt, seinen Wohnsitz in Wart aufzugeben und nach Wenden zu ziehen. Auch die anderen sieben Wahlmänner, einschließlich des Pfarrers, stimmten nun für Roller.

So wurde der Rotfelder Bürgerssohn Johannes Roller neuer Schulmeister in Wenden und – wie es sich für einen rechten Rotfelder gehörte – zeichnete sich durch Fleiß, Treue und Gewissenhaftigkeit im Amt aus, wie die Zeugnisse und Protokolle der folgenden Jahre belegen.

So waren die Leistungen der Schüler in Wenden noch mittelmäßig, als zwei Monate nach der Schulmeisterwahl die gewohnheitsmäßige Frühlings-Schulprüfung vonstatten ging. Aber bereits bei der nächsten Schulprüfung, der sogenannten «Spätlings-Visitation» zu Anfang Dezember 1752, konnte der örtliche Kirchenkonvent bei den Schulleistungen einen *guten Fortgang* feststellen. Der einzige Mangel bestand in der Schreibfähigkeit der Mädchen; aber die Schuld daran lag weniger bei dem neuen Schulmeister als bei den alten Gewohnheiten der Eltern, ihre Töchter als Arbeitskräfte in Haus, Hof und Feld zu gebrauchen, weshalb dem Schulmeister aufgetragen wurde, *alle Les-Mädlen – des gewöhnlichen Protestirens der Eltern ungeachtet ! – zum Schreiben anzuhalten.*

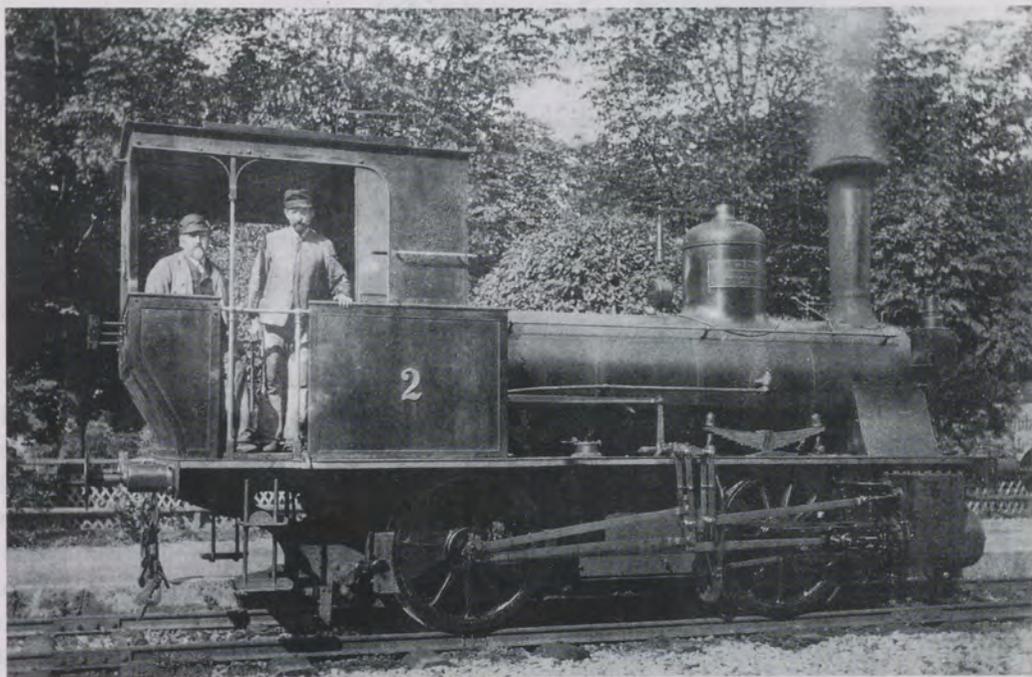
Im Protokollbuch des Evangelischen Synodus zu Stuttgart wird Schulmeister Roller von Wenden noch nach zehn Jahren mit folgenden Worten beurteilt: *Hat gute Schulgaben, Fleiß und lebt ordentlich.* Und 1772 – zu seinem 20. Schulmeisterjubiläum, das er aber wahrscheinlich kaum festlich begangen haben dürfte, heißt es, allerdings etwas bescheidener: *Hat gnugsame gaben, führt sich still auf.* Ein braver, eingezogener Biedermann: Auf einem solchen Schullehren ruhte wohlgefällige das Auge der Obrigkeit, und ein solcher war auch in der etwas derben Dorffamilie zu Wenden mehrheitlich wohl gelitten.

# Jürgen Schedler Wandern mit der Ermstalbahn Metzingen–Dettingen–Bad Urach

Die Geschichte der Ermstalbahn ist ein Beispiel für die Ausdauer, um nicht zu sagen für eine zielgerichtete Sturheit der Ermstäler. Jahre hat es gedauert, bis sie eine Privatbahn erhalten haben, über zwei Jahrzehnte brauchte es, bis es ihnen gelang, die fast totgesagte Ermstalbahn wieder auf die Schienen zu bringen. Auf einer Wanderung mit der Bahn und zu Fuß möchten wir zusammen das Ermstal kennenlernen.

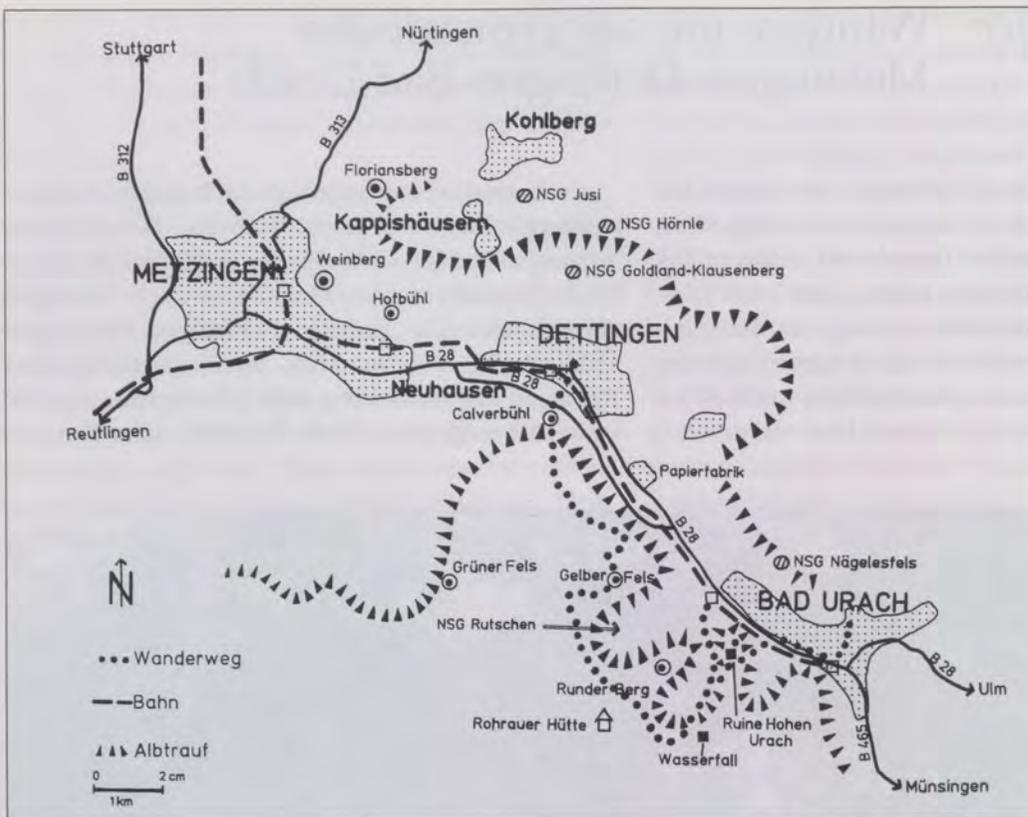
Im Zuge des Eisenbahnbaus im Königreich Württemberg wird in den Jahren 1859 bis 1861 die obere Neckarbahn der Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen von Plochingen nach Tübingen verwirklicht. Die Strecke Plochingen–Reutlingen wird am 20. Oktober 1859, die Fortsetzung über Tübingen bis Rottenburg zwei Jahre später und die Weiterführung über Horb–Rottweil nach Immen-

Lok 2 der «Ermstalbahn-Gesellschaft» auf der Station Urach. Lokführer: Melchior Huber, Foto um 1900. Die Lok ging 1904 an die Königlich Württembergische Staatseisenbahn über.



Der erste Regio-Shuttle auf der Ermstalbahn am 18. Juli 1998 anlässlich der Aktionärsversammlung der ENAG. Die Triebwagen sind von der Hohenzollerischen Landesbahn ausgeliehen und stehen hier am ausgedienten Bahnhof in Bad Urach. Im Hintergrund das Schloß und der Turm der Amandus-Kirche.





Zwischen Metzingen und Bad Urach verlaufen rechts und links der Erms zahlreiche markierte Wanderwege. Hier ist – punktierte Linie – der Weg von Bad Urach nach Dettingen oberhalb des Albtraufs markiert, so wie er im Text beschrieben wird.

Zeichnung: Otilie Ulbrich.

dingen am 26. Juli 1870 eröffnet. Um auch die bedeutenden Städte Metzingen und Reutlingen an die Bahn anzuschließen, verläßt sie bei Nürtingen den Neckar und erreicht diesen erst wieder bei Kirchentellinsfurt.

Zwei wichtige württembergische Residenzstädte und Amtsorte, Kirchheim/Teck und Urach, letztere damals noch nicht Badestadt, bleiben, sicherlich aufgrund der Topographie, ohne direkten Bahnanschluß. So ist es nur zu verständlich, daß diese Städte über Stichbahnen Verbindungen an das neue Verkehrsnetz suchen. Daher realisiert Kirchheim 1864 die erste Privatbahn Württembergs mit Einführung in die Staatsbahnstrecke bei Wendlingen und späterer Verlängerung nach Oberlenningen und Weilheim.

#### Von der Privatbahn ...

Dem Kirchheimer Beispiel folgend wird man nun auch in Urach, dem Zentrum des Ermstales, aktiv. Kapitel eins einer langen Bahngeschichte beginnt. Als die Uracher Initiativen, eine Staatsbahn als Verbindung ins Neckartal zu erhalten, scheitern, bildet sich ein Komitee, das um die Konzession für eine Bahn nachsucht. Mitte Juni 1872 wird als Aktiengesellschaft eine *Ermsthalbahn Gesellschaft* gegründet. Ein «Konsortium» aus Stuttgarter Banken und der

Stadt Urach finanziert den 10,43 km langen Schienenweg von der oberen Neckarbahn am Bahnhof Metzingen, der Erms entlang über Neuhausen und Dettingen nach Urach. Bereits am 16. September 1872 erfolgt der erste Spatenstich, am 27. Dezember im folgenden Jahr wird die Strecke für den Personenverkehr eingeweiht. Die Inbetriebnahme für den Güterverkehr kommt am 9. Januar 1874. Als «Zugpferde» dienen zwei Zweikuppler-Dampflokomotiven aus der Maschinenfabrik Esslingen. Von Anfang an werden Pläne geschmiedet, die Bahn nach Münsingen – aus strategischen Gründen wegen des dortigen Truppenübungsplatzes – und über die Schwäbische Alb ins Donautal zu verlängern. Überhaupt waren die Anlieger in den Seitentälern des Albtraufs bemüht, über später erbaute Stichbahnen den Anschluß an die weite Welt zu erhalten und diese über die Albhochfläche hinaus zu verlängern. Als bisher einzige Überquerung der Alb besteht seit 1850 die Geislinger Steige der Strecke Plochingen–Ulm. 1878 kommt dann die Verbindung über Balingen nach Sigmaringen hinzu. Im Jahr 1900 wird die «Tälesbahn» von Nürtingen nach Neuffen gebaut, 1901 die Verbindung Hechingen–Gammertingen, 1902 die Strecke Reutlingen–Gomaringen–Gönnlingen.

Im Falle der Ermstalbahn interessiert sich der Staat für eine Verlängerung nach Münsingen sehr

wohl, aber nur, wenn aus der Privatbahn eine Staatsbahn würde. Aus Gründen einer möglichen Weiterführung ist Urachs Bahnhof bis 1937 auch nur eine provisorische Holzbaracke. Eine herbe Niederlage für eine durchgehende Strecke von Urach nach Münsingen ist die verwirklichte Staatsbahnverbindung von Reutlingen dorthin. Reutlingen–Honau wird am 2. Juni 1892, Honau–Münsingen mit seinem Zahnradabschnitt vom Echaztal bis hinauf nach dem Traifelberg am 1. Oktober 1893 dem Verkehr übergeben. Der Schienenweg von Stuttgart durch das Neckartal nach Münsingen führt nun über Reutlingen und macht Urach endgültig zur Endstation.

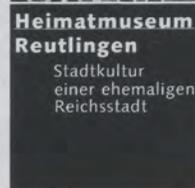
... über die Staatsbahn

Im Jahr 1903 gibt die *Ermsthalbahn Gesellschaft* auf. Zum 1. April 1904 geht das gesamte Sachvermögen auf die Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen über, ein Jahr später wird die Gesellschaft aufgelöst. 1920 übernimmt die Deutsche Reichsbahn die Strecke, baut 1935 in Urach – Ende des dortigen jahrzehntelangen Provisoriums – den Bahnhof im damaligen sachlichen Stil aus Ermstaler Tuffstein. Noch heute ist das Stationsgebäude – zwar anderweitig genutzt – nicht zu übersehen. Bis in die 50er Jahre bedient der liebevoll «Urächerle» genannte Zug mit der Länderbahnlok der Reihe T 5/BR 75.0 das beliebte Wander- und Erholungsgebiet und die aufstrebende Kurstadt. Eigens am Eingang zum Maisental wird ein Haltepunkt «Wasserfall» eingerichtet. Viele Ausflugszüge dampfen ins Ermstal, auch den Schreiber dieses Artikels bringt anfangs der 60er Jahre anlässlich eines Schulausflugs der Sonderzug von Heilbronn nach Urach. Selbst «Eurovapor», ein Verein für den Betrieb von Museums-Dampfzügen mit Sitz in der Schweiz, führt zu Beginn der 70er Jahre Touristikfahrten ins Ermstal durch.

Im Jahr 1969 erfährt das Ermstal eine Art «später Rache» an der Reutlinger/Münsinger Bahn: Die Zahnradbahn auf der Honauer Steige wird aufgegeben und abgebaut. Der Gesamtverkehr zwischen Honau und Kleinengstingen wird am 28. Juli 1969 und der Personenverkehr zwischen Reutlingen und Honau am 1. Juni 1980 eingestellt. Die ehemaligen Zahnrad-Schienenbusse übernehmen den Verkehr auf der Ermstalbahn, teilweise auch den Güterverkehr nach Urach. Übrigens ist die Papierfabrik zum Bruderhaus in Dettingen von Anfang an bis heute treuer und bester Güterkunde der Bahn und garantiert eine tägliche Bedienung mit eigenen Übergabezügen. Wie bei anderen Strecken läutet die Automobilisierung und der konkurrierende Bahnbus auch

Das **Heimatismuseum Reutlingen** vermittelt Einblicke in die Stadtgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert.

Zu sehen sind u.a. eine geheime Kapelle aus der Reformationszeit, originale Zunftstube der Weingärtner, Gerber- und Zinngießerwerkstatt, ein 150 Jahre alter Einkaufsladen, Marktplatzszene um 1900, ein Luftschutzkeller aus dem Dritten Reich.



Heimatismuseum  
Reutlingen  
Oberamteistraße 22  
72764 Reutlingen  
Tel. 07121/303-2050  
Fax 07121/303-2768

Dienstag bis Sonntag  
10–17 Uhr  
Donnerstag  
10–20 Uhr  
Eintritt ist kostenlos  
Führungen für  
Schulklassen  
nach Vereinbarung

## WÜRTEMBERGER

DEUTSCHE WEINWERBE GMBH / D. J. E. C. R. E. W.



## LEBENSART

*Wie könnte man sich nach einem langen Arbeitstag besser erholen als mit einem Glas Würtemberger? Gerade die spritzig leichten Weißen wissen da zu begeistern. Ob Müller-Thurgau, Kerner, Silvaner oder Riesling – mit solch guten Tropfen findet jeder Abend seinen krönenden Abschluß.*

WÜRTEMBERGER WEIN, TELEFON 07141/2446-0  
TELEFAX 07141/2446-20 ODER WWW.WWG.DE

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

bei der Ermstalbahn das Ende ein. Am 30. Mai 1976 beendet die Deutsche Bundesbahn den Personenverkehr auf der Schiene. Kapitel zwei der Bahngeschichte ist zu Ende.

Wie in ähnlich gelagerten Fällen ergreifen nun engagierte Bürger die Initiative. Kapitel drei wird aufgeschlagen. Für die Ermstalbahn aktiv wird der Uracher Reisebürounternehmer Roland Hartl, der schon im Juli 1976 die Vision eines straßenbahnähnlichen Betriebs mit kurzen Haltestellenabständen auf den Gleisen der Deutschen Bundesbahn hat, lange bevor dieses als «Karlsruher Modell» nun europaweit vorbildhafte System Schule macht. Er organisiert zunächst Touristik-Sonderzüge zum Uracher Schäferlauf, der seit genau 275 Jahren in zweijährigem Turnus an Jahren mit ungerader Zahl hier stattfindet. Roland Hartl ruft mit anderen Bahnfreunden 1983/84 die Initiative *Pro Ermstalbahn* ins Leben, die erste Studien zur Reaktivierung der Bahn vorlegt und aus der 1988 die *Ermstal-Verkehrsgesellschaft GmbH* (EVG) hervorgeht.

Neue Gutachten des Regionalverbands Neckar-Alb und des Landkreises Reutlingen besagen: *Die Ermstalbahn ist volkswirtschaftlich zu befürworten, betriebswirtschaftlich wird sie sich nicht rechnen.* Der 1992 neu antretende Verkehrsminister Hermann Schaufler jedoch unterstützt das Vorhaben und sagt Investitionszuschüsse zu. Nun stellt Roland Hartl die Weichen zur Bürgerbahn: Seine GmbH wandelt er in die *Verkehrsgesellschaft zur Förderung des Schienenverkehrs im Ermstal AG*, kurz *Ermstal-Verkehrs AG* (EVG) um. Die Wiederinbetriebnahme scheint in greifbare Nähe gerückt, Ende 1992 sind schon über tausend Aktien verkauft, im folgenden Jahr sind es über 1500 Anleger und Interessenten weit über das Land hinaus. Ende 1993 wird der Privatisierungsvertrag zwischen der Deutschen Bundesbahn und der *Ermstal-Verkehrs AG* geschlossen. Die EVG übernimmt zum 1. Januar 1994 das gesamte Bahngelände zum Symbolpreis von 1 DM plus Mehrwertsteuer. Die Gesellschaft hat sich zwischenzeitlich ausgediente Triebwagen beschafft, doch nun kommt die Absage aus Stuttgart: Die 50 Prozent Zuschuß werden nur für den Kauf neuer Fahrzeuge gewährt!

Doch die Ermstähler geben nicht auf. Die Gesellschaft ändert ihren Kurs, beabsichtigt den Regionalverkehr Urach–Metzingen–Plochingen bzw. Tübingen innerhalb eines regionalen Alb-Neckar-Schienenverkehrs zu übernehmen und benennt sich folgerichtig im August 1995 in *Erms-Neckar-Bahn AG* (ENAG) um. Die ENAG und das Land planen für den Herbst 1996 einen «ÖPNV-Versuchsbetrieb», der leider nicht zustandekommt. In der örtlichen Presse ist bereits zu lesen: *Ermstalbahn soll aufs Abstellgleis!* Der Gemeinderat von Dettingen/Erms sperrt jedoch mit einer mutigen, klugen und weitsichtigen Ent-

scheidung im Sommer 1997 das Abstellgleis: Die Gemeinde erklärt sich bereit, für zunächst zwei Jahre Betriebszuschüsse für die Bahn zu gewähren. Bad Urach schließt sich an, ebenso, zwar nach hartem Ringen, Metzingen. Nun kann sich der Landkreis Reutlingen nicht mehr verschließen, die zweite Hälfte der Zuschüsse beizusteuern: Die Ermstalbahn ist gerettet. Die in die ZugBus GmbH umgewandelte Bahnbusgesellschaft Regionalbus Alb-Bodensee (RAB) ist bereit, den Zugverkehr im Auftrag der inzwischen gegründeten Nahverkehrsgesellschaft des Landes (NVBW) zu übernehmen, weil damit die Konzession für Zug und Bus in einer Hand bleibt.

Am 23. Mai 1998 beginnt die provisorische, aber erfolgreiche Wiedereröffnung, zunächst nur mit alten DB-Schienenbussen als Nostalgiefahrzeugen für den Wochenend- und Feiertagbetrieb. Bereits im Spätherbst desselben Jahres – gewissermaßen ein Geschenk zum 125jährigen Jubiläum – starten die Bauarbeiten entlang der Strecke unter der Leitung der Karlsruher Albtal-Verkehrsgesellschaft (AVG), die der Leser aus unseren Beiträgen zur Kraichgaubahn und zum Klosterstadt-Express bereits kennt.

Mit dem 1. August dieses Jahres nimmt die Ermstalbahn mit Regio-Shuttles, bekannt von der Schönbuchbahn, nach 23jährigem Dornröschenschlaf den Regelbetrieb im Stundentakt auf. Es ist vorgesehen, den Bahnverkehr über Reutlingen nach Tübingen, zeitweise über die zum gleichen Zeitpunkt wiedereröffnete Ammertalbahn sogar bis nach Herrenberg und in der Gegenrichtung über Nürtingen bis nach Plochingen «durchzubinden».

#### *Metzingen – Stadt mit sieben Keltern*

Wir möchten uns für diesen Ausflug ins Ermstal, an den Uracher Wasserfall und auf die Höhe der Schwäbischen Alb einen ganzen Tag Zeit nehmen, schauen uns zunächst Metzingen an, nach etwa einer viertelstündigen Fahrt durch das Ermstal Bad Urach und beenden die Wanderung in Dettingen.

Ein Rundgang durch Metzingen, am Ausgang des von Weinbergen und Hängen mit Obstwiesen gesäumten Ermstales im Schwarzjura-Albvorland gelegen, lohnt sich in jedem Fall, und sei es nur ein Besuch des Kelternplatzes. Welch andere Stadt besitzt ein solch beeindruckendes Ensemble von gleich sieben Keltern! Hier wird die einstige Bedeutung Metzingens im Weinbau deutlich, mit der ältesten, der Äußeren Heiligenkelter, 1281 erstmals erwähnt, 1512 instand gesetzt, heute als offene Markthalle genutzt, der Äußeren Stadtkelter, ebenfalls 1281 erwähnt, 1525 neu erbaut, heute die Festkelter. Wo gibt es eine Stadtbücherei, die in einer



Von den sieben Kelter, die in Metzingen auf einem Platz beieinander stehen, sind auf diesem Foto drei erkennbar. Die linke Kelter wird noch von der Weingärtnergenossenschaft Metzingen-Neuhausen genutzt.

ehemaligen Kelter untergebracht ist, wie hier in der Kalebskelter oder Neuen Heiligenkelter von 1690? Herrschaftskelter von 1653 sowie Innere Stadtkelter von 1553 haben heute noch etwas mit dem Wein zu tun: Erstere beherbergt das Weinbaumuseum, letztere Lager und Verkaufsstelle der Weingärtnergenossenschaft Metzingen-Neuhausen e. G.

Die Innere Heiligenkelter von 1634/1668 enthält heute Ladengeschäfte. Die siebte Kelter ist die Ochsenkelter, nach dem Brand von 1634 um 1700 neu erbaut. Die Kelter, über die in der «Schwäbischen Heimat» (1993/4) berichtet wurde, sind denkmalgeschützt und vorbildlich – auch dank des Engagements einer Bürgerinitiative – restauriert, die neuen Nutzungen mustergültig eingefügt. Dem «Förderkreis Metzinger Kelter e. V.» ist die Trägerschaft für das Weinbaumuseum anvertraut, in dem die alte Baumkelter zu sehen ist sowie über den Weinbau in Metzingen informiert wird.

Vier weitere historische Bauten runden das Ensemble ab: das *Zehnthäusle* neben dem Weinbaumuseum, der *Offenhäuser Pfleghof*, das *Weingärtnerhaus* neben der Festkelter sowie das *Klostermännerhaus* an der Nordwestecke des Kelterplatzes. Waren die Kelter im 19. Jahrhundert noch am Ortsrand auf dem «Kelterwasen», so befinden sie sich heute inmitten der Stadt. Sehenswert ist in Metzingen ferner die

Martinskirche, erbaut um 1500, mit dem 1613 durch Heinrich Schickhardt erhöhten Turm, sowie das Alte Rathaus.

#### *Bahnwandern mit dem Regio-Shuttle ermsaufwärts*

Wir beginnen unsere Bahnreise am Bahnhof Metzingen, wo die Ermstalbahn die Gleise der Neckarbahn verläßt und wo nach dem Geologen und Verfasser des Buchs *Württembergs Eisenbahnen – mit Land und Leuten an der Bahn*, Oscar Fraas (1824–1897), *das ganze Innere der Alb sich öffnet und in dem Thal der Erms, die nun mehr aus ihrer Geburtsstätte hervortritt, die ganze Fülle von Naturschönheit, Geschichte und Poesie ahnen läßt, die gewissermaßen an den Bergen und Felsen klebt*. Die Erms mündet wenige Kilometer weiter unten bei Neckartenzlingen in den Neckar. Die Talflanken sind hier weit auseinanderliegend, im Süden am Rande der Stadt über Felder und Streuobstwiesen sanft bis an den bewaldeten Steilabfall der Alb mit den Weißjurastotzen Wiesfels, Roßfels und Olgafels hinziehend, im Norden auf den Resten der Schlote des Schwäbischen Vulkans inmitten der weichen Formen des Braunjuras mit Reben bestockt – die bekannten Lagen des Metzinger Weinbergs und des Hofbühls. Dies war das bedeutende Weinland der Grafen von Urach, von Achalm und



Schloß Urach mit dem Palmensaal des Grafen Eberhard im Bart und die spätgotische Amandus-Kirche.

der Klöster Schussenried, Zwiefalten, Offenhausen und Bebenhausen, wie die alten Aufschriebe der Mönche seit 1089, der Zeit der Gründung des Klosters Zwiefalten, verraten. In diese Zeit fallen auch die ersten Erwähnungen der Ermstalgemeinden. Der Weinbau erreichte im 16. und 17. Jahrhundert mit 164 Hektar in Metzingen und 65 Hektar in Neuhausen seine Blütezeit. Der weiße oder rote Metzinger war ein weithin geschätzter Wein, und es erklärt sich nun, weshalb in Metzingen sieben und in Neuhausen drei Keltern nötig waren.

Man kann es sich leicht vorstellen, wie es den Mönchen aus Zwiefalten zumute war, nachdem sie die raue Alb gequert hatten und in das untere Ermstal zogen: *...ein Land gleich dem Land der Verheißung, fruchtbar, reich an Wein* soll in einer Mönchschronik niedergeschrieben sein. Wer mehr über den Weinbau, der heute nur auf einem Bruchteil der ehemaligen Fläche hier betrieben wird, erfahren möchte, lese den Beitrag von Robert Fritz in der «Schwäbischen Heimat» 1993/4. Inzwischen sind wir an Neuhausen vorbeigefahren, dessen größter Teil mit den Weinbergen als Stiftung der Grafen von Achalm 1089 an das neugegründete Benediktinerkloster Zwiefalten kam. Erst 1750 kaufte Herzog Karl Eugen von Württemberg den Ort zurück.

Der Zug quert nun die Erms, um zuerst in den Haltepunkt Dettingen-Lehen, dann in den städtebaulich Akzente setzenden neuen Bahnhof von Dettingen einzufahren. Nördlich des Ortes schließen sich die obstbaumbestandenen Hänge des Sommer-

bergs an. Die oberen Hänge sind als Naturschutzgebiet «Goldland – Klausenberg» geschützt, zusammen mit dem Naturschutzgebiet «Jusi – Auf dem Berg» und dem abgewandten ehemaligen Steinbruch und Naturschutzgebiet «Hörnle» ein idealer Verbund von Schutzgebieten. Rechts taucht zu Füßen des bewaldeten Steilhanges ein kleiner Bergkegel auf: der Calverbühl, ebenfalls Rest eines Vulkanschlots, von dem wir am Schluß unserer Wanderung den Blick ins Tal genießen werden.

Bei Dettingen macht das nun sich verengende Ermstal eine leichte Biegung nach Südosten. Das um die Papierfabrik zum Bruderhaus der Gustav-Werner-Stiftung entstandene Industriegebiet wird durchfahren, und nun gilt das, was in der Uracher Oberamtsbeschreibung von 1831 zu lesen ist: *Das Tal gehört zu den schönsten und anziehendsten des Landes und kann sich mit manchen gepriesenen Schweizertälern messen.* Der Zug fährt die Streuobstwiesenhänge entlang, und vor uns erscheint der Bergkegel mit den mächtigen Mauerresten von Hohenurach.

Es wird vermutet, daß die Grafen von Urach die Burg dort oben errichteten, erstmals erwähnt wird sie 1235. Die wichtige Fernstraße vom Neckarland durch das Ermstal über die Albaufstiege hinauf auf die Hochfläche konnte von hier gut kontrolliert werden. Die Grafen von Württemberg erwarben die Trutzburg im Jahre 1264, die verschiedenen Belagerungen widerstand. In der Folgezeit wurde die Festung immer wieder, je nach dem Stand der damaligen Kriegstechnik, erweitert und ausgebaut und im

16. Jahrhundert mit Hohenasperg, Hohenneuffen, Hohentübingen und Hohentwiel sowie den Städten Schorndorf und Kirchheim/Teck wichtiger Teil eines Landesverteidigungskonzeptes. Neue Wehrtechniken machten die Burg, die auch Staatsgefängnis war, später überflüssig, und Herzog Karl Eugen von Württemberg ließ sie seit 1765 abbrechen.

Gleich öffnet sich rechts das Maisental zum Wasserfall hin mit einem weiteren markanten Bergkegel, dem «Runden Berg», den wir später von der Höhe aus nochmals sehen und kurz besprechen werden. Nach wenigen Minuten und nach kaum spürbaren 110 Höhenmetern ist die neue Endstation der ehemaligen Residenzstadt Urach erreicht.

#### *Bad Urach: Alte Residenzstadt – moderne Kurstadt*

Schon bei der Einfahrt in die Endstation geht der Blick sogleich auf das gegenüberliegende Residenzschloß und die Stiftskirche St. Amandus, die Würde und Bedeutung ausstrahlen. Die ganze Stadt besitzt heute noch den Charme einer kleinen spätmittelalterlichen Residenzstadt, die sie einmal von 1442 bis 1482 war, als die Grafschaft Württemberg geteilt war. Urach war bis zur «Wiedervereinigung» im Zuge des Münsinger Vertrags Hauptstadt des südlichen Teils Württemberg/Urach. Der neue Herr von Württemberg/Urach, Graf Ludwig I., ließ 1443 neben einer Wasserburg der Grafen von Urach dieses Schloß nach Stuttgarter Vorbild erbauen. Hier wurde am 11. Dezember 1445 der sicherlich bis heute populärste Landesherr, Graf Eberhard V. im Bart, geboren, Gründer der Universität Tübingen und erster Herzog von Württemberg. 1474 fand hier die prächtige Hochzeit von Eberhard mit Barbara Gonzaga von Mantua mit zahlreichen Gästen statt. Zu diesem Fest wurde das Schloß umgebaut und der «Goldene Saal» eingerichtet, der heute noch zu bewundern ist. Bei einer Schloßbesichtigung sehen wir die 1968 bei Renovierungsarbeiten wieder entdeckten Wandmalereien mit den Palmenmotiven und Eberhards Wahlspruch «ATTEMPTO» – ich wag's. Wer mehr über das Schloß und seine Geschichte erfahren möchte, sollte die dort angebotene Literatur studieren. Wer die Stadt besser kennenlernen möchte, nehme sich einen Stadtführer zur Hand oder folge den zwei «Residenz-Rundwegen». Rundweg A führt durch die «herrschaftliche», Rundweg B durch die «bürgerliche» Stadt. Er lasse sich informieren über die Reste der Stadtbefestigung, die alten Mühlen, die zahlreichen Fachwerkhäuser sowie das Rathaus oder das «Haus am Gorisbrunnen», worüber in der «Schwäbischen Heimat» 1996/2 zu lesen ist.

Unsere Wanderung auf «Schusters Rappen» beginnt für den Burgenfreund nahe der Endstation der Ermstalbahn und geht vorbei an der Jugendherberge und der Schulmeistersbuche den Pfad direkt – oder durch das Seltbachtal über die Kreuzhütte, untere und obere Schloßsteige – zur Festung Hohenurach hoch, später wieder ins Brühlthal hinab. Wen die Burg nicht interessiert, fahre mit der Bahn bis zur Station «Wasserfall» zurück. Dort entläßt uns der Zug ins Maisental, das sich nach Westen zum Gütersteiner Hof hinzieht.

Diesen Hof, der heute zum Württembergischen Haupt- und Landgestüt Marbach gehört, ließ König Wilhelm I. von Württemberg 1819 auf alten Mauern errichten. Im Talschluß liegen die Gütersteiner Wasserfälle mit ihren Kalktuffterrassen. Eine heute nicht mehr vorhandene Terrasse verschaffte Platz für ein Kloster, dessen Geschichte bis in die Anfänge des 13. Jahrhunderts zurückreicht. Die Grafen Ludwig I. und Ulrich V. von Württemberg wandelten es 1439 in ein Kartäuserkloster um. Die Grafen hatten eine solche Vorliebe für diesen Ort, daß sie ihn als Grablege auswählten. Graf Eberhard im Bart übergab dem Kloster Güterstein vor seiner Wallfahrt in das Heilige Land sein Testament und erhielt dort den Reise-segen.

Eine um 1500 von der Klosteranlage gemalte Altartafel wird im Germanischen Museum in Nürnberg aufbewahrt. Mit der Reformation begann auch das Ende des Gütersteiner Klosters. Herzog Ulrich V. von Württemberg hob das Kloster auf, sein Sohn Herzog Christoph ließ es abbrechen. Die Sarkophage wurden 1554 in die Gruft der Tübinger Stiftskirche überführt. Der Dichter Rudolf Friedrich Heinrich Magenau (1767–1846) faßt 1823 seine Eindrücke in folgende Worte zusammen:

*Im Tal hier, wo nur Trümmer  
der Wanderer noch erblickt,  
in das nur kargen Schimmer  
die Morgensonne schiebt,  
hier zwischen Waldeshöhen  
und wildem Felsgestein  
versteckt war einst zu sehen  
das stille Klösterlein.*

#### *Naturerlebnis Uracher Wasserfall*

Wer den Uracher Wasserfall bereits kennt, nehme den Weg über Güterstein und die sogenannte Fohlensteige auf die Albhochfläche. Wir aber halten uns links und gehen unmittelbar am Brühlbach auf dem schmalen, von alten Eschen, Linden und Ahornen beschatteten Pfad. Das Hinweisschild des Schwäbischen Albvereins gibt 1,5 km zum Wasser-



Aufstieg zum Uracher Wasserfall am Albtrauf.

fall und 3 km zu den Rutschenfelsen an, die Naturschutzgebietstafel weist auf das 1983 verordnete Naturschutzgebiet «Rutschen» hin. Bald rücken rechter Hand die mächtigen Rutschenfelsen – *besonnte Felsen, alte Wolkenstühle* – um mit Eduard Mörike (1818–1822 Seminarist in Urach, aus seinem Gedicht *Besuch in Urach*, 1827) zu sprechen – ins Bild, über deren Kante hinweg wir später den Weitblick genießen. Nach etwa einer halben Stunde gelangen wir an die Aufschlagstelle des Uracher Wasserfalls.

Den mächtigen, moos- und algenüberzogenen, wasserdurchrieselten, vielfach von Hirschezungenfarn bewachsenen Kalktuffmassen entlang führt ein Aufstieg von 337 Stufen auf die Hochwiese. Dieser ist aber äußerst abwechslungsreich und läßt den Wanderer die Mühen vergessen. Wir wollen uns an der Schilderung im Albführer von 1823 des Dichters Gustav Schwab begeistern, an den hier oben auch ein Denkmal erinnert: (*Der Beschauer*) *klimmt unmittelbar an der Seite des Wassers das Felsengestein hinan, so hoch es ohne Gefahr geschehen kann, bis er etwa auf der Mitte des Berges, angeschäumt und benetzt vom Wasserfall, in seinem Staubregen steht ... bei hellem Himmel und günstigem Sonnenstand ... schlingen sich durch den*

*Wassertau die Edelsteine eines oft wiederholten Regenbogens ... Die Wand selbst, über welche der Bach hinabstürzt, ist eine durch Jahrhunderte gebildete Tuffsteinmasse ... Klettert man etwas seitwärts vom Falle noch weiter an der steilen Bergwand hinauf, so gelangt man an den Rand des Gebirgsabsatzes, von welcher der Sturz herabkommt, und sieht sich unerwartet auf einer schönen Wiese, die vom klarsten Bache durchwässert ist. Verfolgt man den Lauf des Wassers, so verliert sich bald die Spur unter den Felsen, und nur ein Getöse, dem entfernten Donner ähnlich, läßt uns seinen Ursprung erraten. Es bietet sich eine Ruhepause an der Rasthütte an, ein Blick über die «Schnauze» des Wasserfalls, der früher freiweg über die Hangkante zu Tal stürzte, die Burgruine Hohenurach vor Augen.*

Auch die Uracher Oberamtsbeschreibung von 1831 schildert den Wasserfall in den herrlichsten Farben: *Der Bach stürzt hier in äußerst malerischer Umgebung über eine 80 bis 100 Fuß hohe Felswand herab. Der Fall teilt sich in drei Äste: den vorderen, den mittlern und den hintern Fall. (...) Besonders schön ist der Anblick des Falls, wenn er beim Sonnenschein eine Stunde vor Mittag gesehen wird, wo sein Wasserstaub in den herrlichsten Regenbogenfarben gleich Millionen von Edelsteinen schimmert.* Heute bietet sich, auch durch das Zusammenführen der drei Wasserfälle zu einem, nicht mehr dieses romantische Bild wie im vorigen Jahrhundert.

Die Quelle des Wasserfalls entspringt über den wasserundurchlässigen Tonschichten des Weißjurafelsens in 623 m Höhe, tritt aber einige Meter tiefer als Schuttquelle aus. In einem Gerinne fließt das Wasser über die Hochwiese und stürzt dann über dreißig Meter in die Tiefe. Woher kommt dieses Wasser? Geologen stellten mit Hilfe von Färbversuchen ein etwa zwanzig Quadratkilometer großes Einzugsgebiet fest, das bis ins 4,5 km entfernte Würtingen reicht. Dort versickert der Niederschlag im Marienloch, am Saraisenbrunnen und im Gänseloch und erreicht nach 28 Stunden an der etwa hundert Meter tieferen Quelle das Tageslicht.

Das Wasser fließt wohl durch unterirdische Gänge und löst dabei zusammen mit Kohlendioxid den Kalk. Dieser wird beim Austritt des Wassers durch ansteigende Temperatur, Verdunstung, Abnahme des Drucks und andere Faktoren ausgeschieden. Er lagert sich ab, überzieht wie Zuckerguß Pflanzenteile und andere organische Reste. So bauten sich im Laufe von Jahrtausenden gewaltige Terrassen aus Kalktuff oder Kalksinter auf, hier im Bereich des Uracher Wasserfalls nach Meinung von Experten auf einer Länge von etwa 175 m, 300 m Breite und 60 m Höhe. Der Kalktuff wurde in historischer Zeit hier auch gebrochen – in frischem

Zustand ist er leicht zu bearbeiten – und beispielsweise an der Burg Hohenurach oder an der Amanuskirche verbaut.

#### *Von den Rutschenfelsen zu den Höllenlöchern*

Endlich verlassen wir die Hochwiese. Es geht auf einem Wanderpfad in Kehren und über weitere 123 Stufen den Hangwald hinauf in Richtung Naturfreundehaus Rohrauer Hütte, begleitet von gewaltigen Ausblicken auf die unmittelbar gegenüberliegenden, bis zu 90 m hohen Rutschenfelsen (Weißjura delta) oder steil hinab in den wilden Felsenkessel der «Hölle». Nach etwa 20 Minuten erreichen wir die Hochfläche, folgen dem Hans-Wittmann-Weg des Albvereins nach rechts und gelangen nun oberhalb der Rutschenfelsen in das Rutschenhof-Feld.

Nach einem Aufstieg von insgesamt 311 Höhenmetern – voller Abwechslung und Spannung – nun die Belohnung: ein befreiender Blick vom Hohenurach rechts zum Runden Berg links, über das Brühltal in der Mitte zu den Kuranlagen von Bad Urach, darüber im Hang das Wohngebiet Breitenstein, gekrönt von den Nägelesfelsen – Bannwald seit 1920 und Naturschutzgebiet seit 1937 – und weiter links gerade noch herausschauend, zur Festungsanlage des Hohenneuffen.

Deutlich wird hier, wie der Runde Berg nur über einen schmalen Grat mit dem Albkörper verbunden ist und welche strategische Stellung er während seiner langen Besiedlungsgeschichte hatte. Ausgrabungen in den Jahren 1967 bis 1984 durch die Kommission für Alamannische Altertumskunde der Heidelberger Akademie der Wissenschaften brach-



*Die Hochwiese  
oberhalb des Uracher  
Wasserfalls.*



Der Calverbühl bei Dettingen links der Erms ist geologisch ein alter Vulkan-schlot.

ten Licht in die Geschichte dieses Berges: erste Besiedlungsphase in der frühen Bronzezeit, zweite Besiedlung in der späten Bronzezeit, keltische Siedler in der Hallstattzeit und später in der Latènezeit, Römer als Besatzungsmacht, dann Adelssitze der Alamannen mit Mauern, Türmen und Bastionen. Dieser letzte Herrschaftssitz wurde aber nicht weitergeführt, die Nachfolgeburg wird wohl im 11. Jahrhundert auf dem näher dem Ermstal gelegenen Bergkegel gebaut, die Geschichte des Hohenurach beginnt. Über den Runden Berg als *Zeugenberg der alamannischen Geschichte* hat die «Schwäbische Heimat» in Heft 1991/3 berichtet.

In unserem Rücken erstreckt sich mit Wiesen und einigen Äckern und mit deutlichem Gefälle auf ein Feldgehölz zu das Rutschenhof-Feld, der Rest eines Vulkanmaares mit einer Doline in der Mitte und einer Quelle, dem Rutschenbrunnen. In dieser nie versiegenden Quelle, die wohl auch die Bewohner des Runden Berges damals versorgte, tritt das Sickerwasser der Umgebung zutage, das sich auf dem wasserundurchlässigen Basalttuff sammelt und nach wenigen Metern wieder in einem Schluckloch verschwindet. Von 1680 bis 1827 gab es hier einen Betriebshof, den heute verschwundenen Rutschenhof. Er diente der Unterbringung der Pferdegespanne, die das Holz aus den benachbarten Wäldern zu der von 1680 bis 1697 für die Flößerei auf der Erms betriebenen hölzernen Rutsche am Hannerfelsen oberhalb von Urach beförderten. Später wurde sie durch eine gußeiserne Rutsche ersetzt.

Für eine weitere gute Stunde folgen wir dem mit einem Dreibalk markierten Wanderweg des Albver-

eins, der sich entlang der oberen Hangkante, unmittelbar am Rande des Naturschutzgebietes, hinzieht. Dabei kommen wir am Fohlenhof vorbei. Hier zweigt die Fohlensteige hinunter zum Gütersteiner Hof ab bzw. etwas später ein Pfad zu den Gütersteiner Wasserfällen. Wer die Wanderung verkürzen will, biegt hier ab und kommt nach etwa fünf Kilometern zur Station «Wasserfall». Am nördlichen Ende der Weiden des Fohlenhofes geht es rechts in den Wald in Richtung Gelber Fels. Immer wieder eröffnen sich durch das Gehölz schöne Ausblicke zurück auf den Fohlenhof, auf die andere Seite des Runden Berges, hinab ins Maisental und nach Bad Urach. Nach einer Strecke durch den hohen Buchenwald führt uns, rechts ab vom Forstweg, ein Pfad auf den Kopf des Gelben Felsens (733 m NN).

Von hier zeigt sich das Ermstal aus neuer Perspektive: Bad Urach mit Kuranlagen und Breitenstein sehen wir aus nordwestlicher Richtung, unter uns liegt das Industriegebiet um die Bleiche und die Papierfabrik, alles klein und zierlich, wie eine Spielzeuglandschaft! Von links blickt wieder der Hohenneuffen herüber. Ein Wanderschild weist darauf hin, daß es noch sechs Kilometer bis nach Dettingen sind. Bald haben wir auch Ausblicke auf diesen Ermstalort, mal sehen wir unter uns wieder die Bleiche oder der Hohenneuffen taucht auf. Auch die Anhöhe der Gönninger Höhle ist ein idealer Aussichtspunkt.

Nach leichtem Abstieg erreichen wir bei einer Waldhütte die Dettinger Höllenlöcher. Diese Felsbildungen erstrecken sich auf etwa hundert Meter Länge. Im Fels sind sogenannte Zerrungsrisse entstanden, die durch Erosion erweitert sind. Tiefe und

breite Spalten haben von der Felswand einzelne Felstürme gelöst, die sich zu Tal neigen. *Höllennlöcher* werden sie im Volksmund genannt. Der Wanderweg führt durch einen solchen Schacht, *eine gewaltige Felskluft, eine Via mala im kleinen*, wie Julius Wais 1921 in seinem Albführer schreibt. Wer Lust hat, kann die Schächte auch auf Eisenleitern durchsteigen.

### *Vom Calverbühl nach Dettingen*

Unterhalb der mächtigen Felsen führt der Forstweg hinab, den wir an einer Spitzkehre verlassen. Auf einem Pfad in zahlreichen Serpentinaen steil hinunter, an einem Spielplatz mit einem erfrischenden Brunnen vorbei kommen wir an zwei alte Linden und den Hauserbrunnen – benannt nach dem ehemaligen Bürgermeister Johannes Hauser, einem Förderer des Schwäbischen Albvereins. Gleich daneben baut sich vor uns der Kegel des Calverbühls auf, ebenfalls der Rest des Schwäbischen Vulkans, der im Gebiet zwischen Kirchheim/Teck, Münsingen und Reutlingen rund 350 sogenannte *Durchschüsse* hinterlassen hat.

Die Geologen erklären dies wie folgt: Vor etwa 16 Millionen Jahren kam der in senkrechten Klüften absinkende Karstwasserspiegel mit glutflüssigem Magma in Kontakt. Es bildete sich ein Gemisch aus Dampf und Magma, das die darüber liegenden Gesteinsschichten in sogenannten *Schufskanälen* durchschlug. Dabei wurde das Gesteinsmaterial mit nach oben gerissen, fiel aber größtenteils in den Schlot zurück, erkaltete und verhärtete sich dort zum Basalttuff. Auf der Albhochfläche sind die Schlotte als wasserstauende Mulden erhalten, wie wir vorher am Rutschenhof-Feld gesehen haben. Im Albvorland widerstanden die Basalttuffe der Erosion und sind als Kegel, wie hier beim Calverbühl, herausmodelliert.

Der Calverbühl hat seinen Namen von einer Wallfahrtskapelle, die hier oben stand, und bedeutet Kalvarienberg. Aber auch die Herleitung aus dem Mittelhochdeutschen *kalwer buhil*, also kahler Buckel, wird diskutiert. Sei's drum – wir erfreuen uns wieder an einer herrlichen Weitsicht, die von Tübingens Hochhäusern auf Waldhäuser Ost über den Schönbuch, den Florian bei Metzingen, Kappishäusern, über Dettingen bis zum Breitenstein bei Urach reicht. Über Kappishäusern hinweg sind noch die Hochhäuser Stuttgarts auf der Filderebene zu erahnen. Beeindruckend ist der breite, noch intakte Streuobstgürtel zu beiden Seiten von Dettingen. Hier wird noch deutlich, was Oscar Fraas 1880 schreibt: *In Dettingen (...) haben wir eines der größten und wohlhabendsten Dörfer des ganzen Königreichs, auf dessen Markung 80000 Obstbäume stehen.*

In 20 Minuten sind wir unten im Ort. Dettingen hatte im frühen Mittelalter in dieser Gegend anscheinend eine dominierende Stellung. Es war die Heimat des Vaters der beiden Stifter des Klosters Zwiefalten, der Grafen Kuno von Wülfigen und Luitold, und dessen Bruder Egino von Achalm und damit Stammvater der Grafen von Urach. Mit dem Wegzug der Adelsfamilien von den Tälern auf die Höhen – Luitold zog auf die Achalm, Egino auf den Hohenurach – verlor Dettingen zugunsten von Urach, der späteren Residenzstadt, und Reutlingen, der späteren freien Reichsstadt, seine zentrale Stellung, behielt aber gewisse Bedeutung als Ort für Obstanbau, Gewerbe und Handel. Mit dem Bau von Mühlen an der Erms setzte auch später die Industrialisierung ein, insbesondere mit der Papierfabrik zum Bruderhaus der Gustav-Werner-Stiftung sowie mit Spinnereien und Webereien. Nach der Verlegung der Bundesstraße hinaus an den Ortsrand – zweifellos mit Eingriffen in den Streuobstgürtel verbunden – konnte der Ortskern sehr schön entwickelt und gestaltet werden. Der Besucher kann heute das Geviert um Stiftskirche, Rathaus «Schlössle», Bürgerhaus und Marktplatz vor allem an den verschiedenen Markttagen in Ruhe auf sich wirken lassen. Zu empfehlen ist ein Besuch des Heimatmuseums mit einer Bauernstube und einer Schmiede. Die Ermstalbahn bringt uns wieder zum Ausgangspunkt im Bahnhof Metzingen zurück.

### *Museen*

**Weinbaumuseum Metzingen** in der ehemaligen **Herrschaftskelter**. Öffnungszeiten: Ende April bis Ende Oktober, sonntags von 10.00–17.00 Uhr. Besichtigungen und Führungen außerhalb der Öffnungszeiten nach Vereinbarung

**Dettinger Heimatmuseum**, Dettingen, Metzinger Str. 27. Information: Arbeitskreis Dettinger Museum und Brauchtum, Tel. 0 71 23/70 63

**Residenzschloß-Museum Bad Urach** mit Dokumentation des Schwäbischen Albvereins; ganzjährig im Rahmen von Führungen geöffnet (Ausnahme montags), Tel. 071 25/158-220

**Stadtmuseum Klostermühle Bad Urach**, Bismarckstr. 9, montags geschlossen, Di.–So. 10.00–12.00, 13.00–17.00 Uhr, Tel. 071 25/156-155

**Sieben-Keltern-Fest**, veranstaltet vom Förderkreis Metzinger Keltern e. V., dritte Oktoberwoche. Auskunft: Zwerbachstr. 20, 72555 Metzingen-Glems, Tel. 07123/6944 oder 21605

**Schwäbischer Kunstmarkt** an Pfingsten auf dem Kelternplatz in Metzingen

**Neuhäuser Weinfest** des Liederkranzes Neuhausen e. V., Anfang November in der Neuhäuser Kelter

**Dettinger Backhaushocketse** im zweijährigen Turnus in den Straßen Dettingens, letztes August-Wochenende, wieder im Jahr 2000

**Dettinger Weihnachtsmarkt** am ersten Adventswochenende

**Herbstliche Musiktage Bad Urach** 1.–4. Okt. 1999

**Aquadrom Bad Urach**, Informationen Tel. 07125/1666 oder 1777

**Ermstaler Literatur- und Kulturtage** in Metzingen, Dettingen und Bad Urach, im November eines jeden Jahres

Knupfer, H.-J. & B. Weckler: Einmal Urach und retour! – Die erstaunliche Geschichte der Ermstalbahn Metzingen–Bad Urach, Knupfer Bahnbücher, Schorndorf 1999.

Landesanstalt für Umweltschutz, Führer Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württemberg, Bd. 20, Der «Rutschen», 236 S., Karlsruhe 1991.

Merten, Klaus. Schloß Urach, Hrsg. Staatl. Liegenschaftsamt Tübingen und Württ. Landesmuseum Stuttgart, Deutscher Kunstverlag München.

Röhm, Walter: Bad Uracher Wanderbuch, Arbeitsgemeinschaft Fremdenverkehr Bad Urach e. V. 1995.

*Dank*

Der Autor bedankt sich bei Herrn Hans-Joachim Knupfer, der für den «Bahnteil» Materialien und Fotos lieferte sowie den Text durchsah. Herr Knupfer hat zusammen mit Bernd Weckler das Buch «Einmal Urach und retour!» herausgebracht. Knupfer Bahnbücher, Schorndorf 1999, ISBN 3-934379-00-1. Danken möchte ich auch den Herren Heinz Kirchner und Dr. Manfred Steinmetz für die Durchsicht des gesamten Textes.



*Dettingen an der Erms: Das neue Zentrum vereint Moderne und Vergangenheit.*



Nicolas de Pigage (1721–1796), gemalt von Anna Dorothea Therbusch-Lisiewska.

Das 200. Todesjahr des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz gibt sicherlich genug Anlaß, des Schwetzingener Gartens zu gedenken. Im Garten selbst gibt es allerdings einen Ort, der mit Carl Theodors Person unmittelbar in Verbindung gebracht wird: das Badhaus. Das Badhaus – eigentlich ein bewohnbares Miniaturschloß mit Arbeits-, Ruhe-, Porzellan-kabinett und einem Baderaum – war für den Kurfürsten ein Ort der Ruhe in der Art einer Maison de Plaisance. Das Gebäude, von seinem Architekten Nicolas de Pigage entworfen, wurde zwischen 1769 und 1773 errichtet.

Auffallend ist, daß bei der Innenausstattung des Gebäudes auch Künstler aus Württemberg beteiligt waren. Die württembergischen Hofmaler Guibal und Harper fertigten Bilder an, die noch erhalten sind. Es ist gewiß richtig, daß Guibal auch andernorts in der Kurpfalz Arbeiten – nicht bloß für den

Kurfürsten – ausführte. Aber nur im Schwetzingener Badhaus blieben alle Bilder erhalten, und nur im Badhaus kulminieren alle drei Künstler durch ihre Schöpfungen auf kleinstem Raum.

Dieser Aufsatz möchte einmal die Biographien der Künstler und das Wirken der «Württembergers» in der Kurpfalz, beziehungsweise des «Kurpfälzers» Pigage in Württemberg in Erinnerung bringen. Außerdem soll ansatzweise der Frage nachgegangen werden, wie es überhaupt zu dieser mehrmaligen, engen Zusammenarbeit der Künstler kommen konnte.

*Nicolas de Pigage – kurpfälzischer Oberbaudirektor*

Nicolas de Pigages beruflicher Aufstieg entwickelte sich in der Kurpfalz unter der Regierung Carl Theodors. Insofern sind auch die Zeugnisse seines Schaffens überwiegend in den Territorien der ehemaligen Kurpfalz zu suchen. Pigage als Planer und Architekt von Gartenanlagen sowie von Kirchen- oder Herrschaftsbauten errang schließlich eine Reputation, die über die Grenzen seines eigentlichen Wirkungsraumes hinausreichte und ihm nicht nur in Südwestdeutschland Möglichkeiten eröffnete, sein Können unter Beweis zu stellen.

Pigage wurde am 2. August 1723 in Lunéville geboren.<sup>1</sup> Sein Vater Anselm Pigage, ein Steinmetz und Maurer, arbeitete sich zum Unternehmer und Architekten empor. Seine Mutter Anne-Marguerite Mathieu entstammte einer wohlhabenden Lothringer Goldschmiedefamilie. Das Metier Pigages stand nicht von Anbeginn fest. Im Alter von zwanzig Jahren begann er die militärische Laufbahn an der Ecole Militaire in Paris als Ingenieuroffizier – ähnlich wie andere seiner Zeitgenossen – beispielsweise Balthasar Neumann. Lange währte diese Karriere nicht.

Schon 1744 wurde Pigage Schüler der Pariser Académie Royale d'Architecture. Seine Lehrzeit dort endete offenbar zwei Jahre danach. Über seine folgenden Aktivitäten ist nichts Genaues bekannt. Möglicherweise unternahm Pigage 1747/48 eine erste Studienreise nach England, Holland, Italien und Frankreich. Sicher belegt ist erst wieder die Ernennung zum *Intendanten dero Gärthen und Waserkünstern* durch den Kurfürsten Carl Theodor am

10. Februar 1749. Auch wenn es zunächst nicht den Eindruck vermittelte, so sollte diese Anstellung für Pigage die Lebensstellung werden.

Der Titel eines Intendanten mag vielversprechend klingen, allerdings war es mangels einer anderen angemessenen Position eher eine Verlegenheitslösung.<sup>2</sup> Tatsächlich war Pigage vorerst mit Verwaltungsaufgaben beschäftigt und fühlte sich in dieser Stellung in der Kurpfalz weder sehr sicher noch besonders glücklich. Seine Versuche, im Jahre 1749 in Karlsruhe Fuß zu fassen, können vor diesem Hintergrund erklärt werden.

Carl Friedrich Markgraf von Baden beschloß in diesem Jahr einen Schloßneubau in Karlsruhe, zu dem Pigage neben anderen einen Entwurf lieferte, der aber erfolglos blieb.<sup>3</sup> Die Karlsruher Pläne zeigen konzeptionelle Parallelen zum Projekt Pigages für den Neubau des Schwetzingener Schlosses aus der gleichen Zeit. 1750 wurden allerdings diese Schwetzingener Neubauprojekte von Carl Theodor gestoppt, und Pigage verlor eine Chance, seine Pläne für ein neues Schloß mit neuen Gartenanlagen zu verwirklichen. Auch Carl Theodors Entschluß, seine Mannheimer Residenz zu vollenden, bot Pigage kaum Möglichkeiten für seine Ideen und Talente, denn in Mannheim war er konzeptionell und architektonisch weitgehend an die bestehenden Vorgängerbauten gebunden.

Erst 1751 eröffnete sich ihm eine erste Gelegenheit, als Pfalzgraf Michael von Pfalz-Zweibrücken in Oggersheim an sein Schloß einen Erweiterungsbau anfügen ließ, für den Pigage die Planungsarbeiten übernahm. Den Durchbruch schaffte er 1752 mit seiner Ernennung zum kurpfälzischen Oberbaudirektor. Dieses Jahr markiert seinen Aufstieg zum anerkannten Architekten, denn Pigage erhielt nun die gesamte Bauleitung über das Oggersheimer Schloß übertragen, die auch dann in seiner Hand blieb, nachdem das Schloß in den Besitz Elisabeth

Augustas, der Gemahlin des Kurfürsten, übergegangen war.<sup>4</sup> Ebenfalls 1752 wurde Pigage mit dem Theaterneubau in Schwetzingen beauftragt, der in nur zwei Monaten errichtet und noch im Sommer des gleichen Jahres bespielt wurde. Ein Baudenkmal, das nicht zuletzt durch die jährlich stattfindenden Schloßfestspiele noch gegenwärtig eine überregionale Bekanntheit besitzt.

Carl Theodor entschied sich 1755 zum Neubau eines Sommerschlusses in Benrath bei Düsseldorf.<sup>5</sup> In Benrath konnte Pigage seinen Ideen relativ unbehindert nachgehen. Er entwarf hier ein sehr erstaunliches und harmonisches Schloßgebäude, dessen Kongenialität mit dem später erbauten Badhaus im Schwetzingener Schloßgarten in mancherlei Aspekten auffällig ist.

Seine Erfahrungen als Gartenarchitekt sammelte Pigage bereits 1756 im Zusammenhang mit den Planungen für den Garten in Benrath. Sein Ruf als virtuoser Gartenplaner manifestierte sich allerdings erst in Schwetzingen. Nach den aufgegebenen Überlegungen zu einer Neugestaltung des Gartens wurde 1758 nun eine Erweiterung geplant. Pigage reiste dazu nach Frankreich, vermutlich um seine Kenntnisse zu erweitern und um sich Anregungen zu holen.

Im Juli 1762 folgte die Ernennung zum kurpfälzischen Gartendirektor. Diese Position eröffnete ihm ein breites Betätigungsfeld, in welchem er mit dem Schwetzingener Park eine noch heute sichtbare beeindruckende Schöpfung vollbrachte, die viele damalige wie heutige Besucher in ihren Bann zu ziehen vermag. Schließlich bietet der Garten nicht allein ein breites Spektrum der Gartenkunst vom französischen Formgarten bis hin zum frühen englischen Landschaftsgarten, sondern auch eine Sammlung verschiedener, teilweise extravaganter Gartenbauwerke, die gleichfalls von Pigage entworfen wurden, wie zum Beispiel die Moschee oder eben das Badhaus.

## Ein Standardwerk

Meinrad Schaab

### Geschichte der Kurpfalz Band 1: Mittelalter

2., verb. und aktual. Auflage  
1999. 248 Seiten mit 32 Abb.,  
37 Karten, 8 Stammtafeln  
Leinen DM 89,-  
ISBN 3-17-015673-X



## über Entstehung und Entwicklung der Kurpfalz

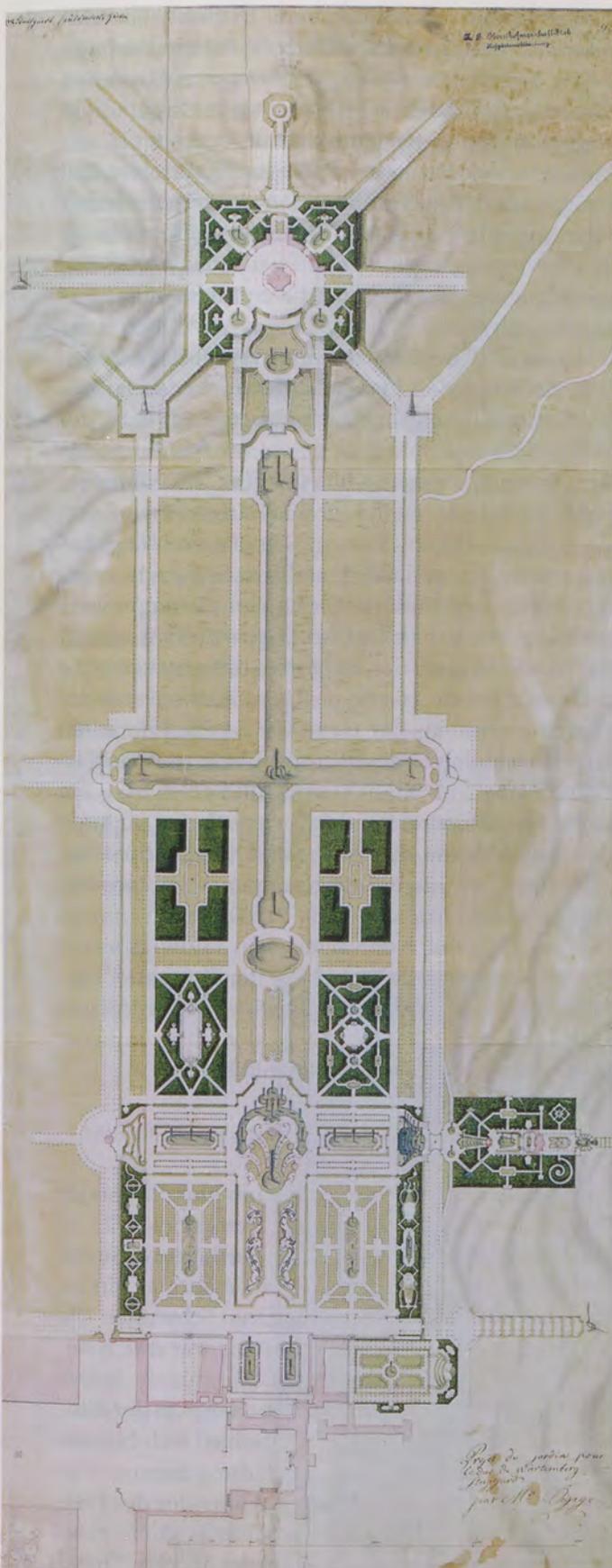
Band 1 widmet sich der Zeit der eigentlichen Herausbildung des Territorialstaates: dem fränkischen Ursprung der Pfalzgrafenwürde, der staufischen Hausmachtbildung am Oberrhein und dem Aufstieg der Wittelsbacher.

### Band 2: Neuzeit

1992. 322 Seiten, 34 Abb.,  
16 Seiten Kunstdruck-Teil,  
3 Stammtafeln  
Leinen DM 89,-  
ISBN 3-17-009877-2

**Kohlhammer**

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart · Tel. 0711/78 63 · 280 · Fax 0711/78 63 · 430



Gartenentwurf im Anschluß an das Neue Schloß in Stuttgart (unten). Ganz rechts die Unterschrift von Pigage.

Um diese Zeit – im Mai 1759 – heiratete Pigage Maria Cordula Pimpel, eine Kammerfrau der Kurfürstin. Schließlich erhielt Pigage das Recht, einen Adelstitel zu führen, und durfte sich seit 1768 Nicolas de Pigage nennen.

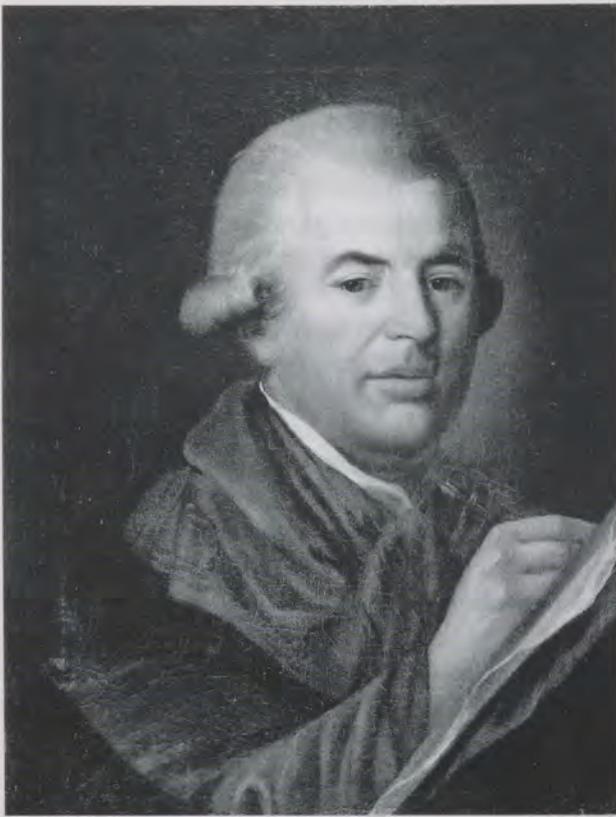
Außerhalb des kurfürstlichen Bereichs übernahm Pigage auch zahlreiche Aufträge kommunaler oder städtischer, geistlicher und adliger Bauherren, sowohl aus dem Territorium der Kurpfalz, als auch aus anderen Herrschaftsgebieten. Er war als Gutachter tätig für das Speyerer Domkapitel, er stand dem Fürstabt von St. Blasien als Berater zur Verfügung, und er war beratend oder planend tätig bei den Stadtkirchen in Sinsheim, Schwetzingen und Frankfurt. Diese Aufzählung ließe sich natürlich noch um etliche Objekte vermehren.

#### *Gartenentwürfe für Herzog Carl Eugen*

In diesem Zusammenhang interessanter sind allerdings Pigages Entwürfe für den Herzog Carl Eugen von Württemberg. Er lieferte Carl Eugen ausschließlich Gartenentwürfe, allerdings gleich für beide württembergische Residenzen Ludwigsburg und Stuttgart. Der Entwurf für Stuttgart blieb erhalten.<sup>6</sup> Die Zuordnung ist zweifelsfrei erwiesen durch eine Aufschrift auf dem Plan: *Project du jardin pour le duc de Wurtemberg Stuggard par Mr. Pigage.*

Probleme bereitet dagegen die Datierung. Wiltrud Heber ordnet den Plan in die Zeit zwischen 1763 und 1768 ein.<sup>7</sup> Die Hintergründe, die einen Gartenentwurf für Stuttgart sinnvoll machten, sind nur mittelbar zu eruieren: Im Jahre 1762 brach im Stuttgarter Schloß ein Brand aus, der erhebliche Zerstörungen verursachte. Philippe de la Guêpière begann 1763 mit Plänen zum Wiederaufbau, der aus finanziellen Gründen vorerst nicht ausgeführt wurde.

Carl Eugen wandte sein Interesse im Jahr darauf dem Bau der Solitude zu und beschloß, Ludwigsburg als Residenz zu halten.<sup>8</sup> Wiltrud Heber sieht hier den Anlaß zu einer Neugestaltung des Stuttgarter Gartens, zu dem Pigage einen Plan lieferte, der jedoch mit dem Sinneswandel des Herzogs seine Relevanz verlor und nicht realisiert wurde.<sup>9</sup> Dieser Stuttgarter Entwurf Pigages ist insofern interessant, als er der einzige Plan des 18. Jahrhunderts ist, in dem die Talsohle und die anschließenden Hänge über dem Nesenbachtal einbezogen wurden. Neben der üblichen Gliederung in Parterre- und Boskettzone fügte Pigage auf der Anhöhe einen Pavillon als Point de Vue und Abschluß des Gartens an. Dabei ließ er sich ganz deutlich von der französischen Gartenkunst inspirieren.<sup>10</sup>



Der württembergische Hofmaler Nicolas Guibal, um 1780 vermutlich von Josef Mellinger gemalt.

Bei Pigages Gartenentwurf für Ludwigsburg liegen die Probleme ähnlich wie in Stuttgart, lediglich mit vertauschten Vorzeichen. Der Ludwigsburger Entwurf wurde im letzten Krieg vernichtet. Wenn auch der Originalplan nicht erhalten ist, so doch wenigstens eine Beschreibung des Plans in Abschrift und eine genaue Datierung. Eine Tagebucheintragung des Freiherrn von Buinghausen-Wallmerode vom 29. Juli 1771 vermerkt: *Solitude. War der Ober-Bau-Direktor von Mannheim, Mrs. de Pegache, hier, welcher dem Herzog einige Risse von dem Schloßgarten zu Ludwigsburg fertiggestellt hatte und übergab.*<sup>11</sup> Es handelte sich hier um drei Pläne, die wegen fehlerhafter Angaben von seiten der Ludwigsburger Bauverwaltung nicht brauchbar waren.

Pigage entwarf daraufhin neue Vorschläge, die er am 31. Oktober 1771 in vier Plänen und einer Beschreibung von Mannheim nach Stuttgart sandte. Davon blieb nichts erhalten. Glücklicherweise existiert eine Abschrift der Originalbeschreibung, die sich seit 1987 im Besitz des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart befindet.<sup>12</sup> Die Beschreibung trägt die Überschrift: *Project d'un nouveau jardin pour le château de Residence de Louisbourg; Composé d'après les ordres et intentions de son Altesse Sérénissime Monseigneur Le Duc de Wurtemberg.* Die vier Pläne bestan-

den aus einem Gesamtplan, einer Übersicht über das gesamte Gartengelände südlich des Neuen Corps de Logis, der Parterre-Zone und einer perspektivischen Skizze. Aufgrund dieser Abschrift war es Szymczyk-Eggert möglich, den Ludwigsburger Entwurf von Pigage zu rekonstruieren. Es zeigt sich auch hier, daß Pigage mit dem *Fer à Cheval* im Parterre französische Vorbilder rezipierte, die er teilweise schon in Schwetzingen eingesetzt hatte, wie zum Beispiel den geschlängelten Bachlauf oder die umlaufenden *Berceaux*.

Eggers Planrekonstruktion verdeutlicht auch, daß der lange Zeit Pigage zugeschriebene Planentwurf zum Ludwigsburger Südgarten nicht zu der Beschreibung paßt und es sich somit auch nicht um den Entwurf Pigages vom Oktober 1771 handeln kann.<sup>13</sup> Weshalb überhaupt ein Gartenentwurf von Pigage zum Ludwigsburger Schloßgarten angefertigt wurde, ist unklar, jedenfalls so lange wie ungewiß bleibt, wie weit die vorherigen Gartenprojekte realisiert wurden. Unter Carl Eugen wurden sowohl der Nord- als auch der Südgarten umgestaltet, ohne daß heute bekannt ist, in welchem Zustand sich der Garten befand, als der Herzog 1764 die Prioritäten änderte und den Ludwigsburger Garten vernachlässigte. Klaus Merten hält eine Modernisierung im Sinne einer Erweiterung der Gartenanlagen für möglich, was bedeutet, daß der Anstoß für ein neues Projekt von Carl Eugen ausgegangen wäre, worauf Pigage dann reagiert hätte.<sup>14</sup> Was auch immer Pigages Tätigkeit verursachte, sein Ludwigsburger Projekt blieb eine Idee wie zuvor der Stuttgarter Entwurf. Erst um 1800 wurden beide Gartenanlagen neu angelegt. Zu spät für Pigage, der am 30. Juli 1796 in Schwetzingen einem Schlaganfall erlag.

#### *Nicolas Guibal – Premier Peintre Herzog Carl Eugens*

Nicolas Guibal war ein Landsmann von Nicolas de Pigage. Guibal wurde am 29. November 1725 in Lunéville geboren.<sup>15</sup> Sein Vater Barthélemy Guibal war ein recht bedeutender Bildhauer. Nicolas Mutter starb bei der Geburt seiner jüngeren Schwester. Die Künstlerkarriere des kleinen Nicolas war durch seinen Vater schon vorgezeichnet. Vermutlich unterrichtete der Vater seinen Sohn schon früh in der Bildhauerei. Mit dreizehn Jahren entschied sich Nicolas aber für die Malerei. Seine Ausbildung begann er in Nancy bei Claude Charles, dem Hofmaler des Herzogs Leopold von Lothringen. Charles malte zahlreiche religiöse Themen, die sich bei Nicolas Guibal in seinen Arbeiten für geistliche Auftraggeber auch finden. Den ersten entscheidenden Einfluß auf Guibals späteres Schaffen nahm Charles Natoire.

Guibal wechselte 1740 nach Paris, um fünf Jahre lang sein Studium bei Natoire fortzusetzen, dessen Ideale Boucher, Van Loo und Le Moine waren. Die antike Mythologie lieferte ihm die Themen für seine Bilder. Das hatte auf Guibal zweifellos einen starken Einfluß, wie einige seiner späteren Werke verraten. Einen ersten Erfolg feierte Guibal am 16. Januar 1745, als er in die Académie Royale de Peinture aufgenommen wurde.

Im Jahre 1749 tauchte Nicolas Guibal dann im Umkreis des Herzogs Carl Eugen von Württemberg auf. Die Arbeiten, die er für Carl Eugen ausführte, waren noch kleine Aufträge. Mit einigen Malerkollegen war Guibal gegen Taggeld damit beschäftigt, sieben Theatervorhänge und 58 Szenen für das Operntheater zu malen. Dennoch erkannte Carl Eugen wohl das Talent des jungen Malers. Als Guibal den Wunsch äußerte, nach Rom reisen zu dürfen, um dort seine malerische Ausbildung zu vollenden, wurde dies von Carl Eugen bewilligt samt einem Zuschuß von 200 Gulden Reisegeld. Guibal reiste am 12. Oktober 1750 nach Rom ab. Dort wurde er der Schüler von Anton Raffael Mengs, einem Maler von internationalem Ansehen.

Zwischen Schüler und Meister entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zum Tod von Mengs bestehen blieb. Carl Eugen besuchte seinen Schützling in Rom, als er 1753 nach Italien reiste. Offenbar war der Herzog mit Guibal zufrieden,



*Kurfürst Carl (IV.) Theodor von der Pfalz mit Rüstung, Zepter und Staatsrobe, gemalt 1792 von Johann Wilhelm Hoffnass nach einem Bild von Pompeo G. Badoni.*



*Das stilvolle Badezimmer mit Becken und Stuckvorhang im Schwetzingen Badhaus.*



Badhaus im Schwetzingener Schloßpark: Das Kuppelgemälde im Ovalsaal hat Nicolas Guibal geschaffen und behandelt das Thema «Aurora besiegt die Nacht».

Unten links: «Schlafende Putten». Supraporte im Schwetzingener Badhaus von Nicolas Guibal.



denn er verlängerte dessen Aufenthalt bis 1755 und setzte ein jährliches Gehalt von 750 Gulden aus. Gleichzeitig übertrug er Guibal den Auftrag zu seinen ersten vier Deckengemälden, die für das im Bau befindliche Residenzschloß in Stuttgart bestimmt waren. Im September 1755 befand sich Guibal wieder in Stuttgart und äußerte nun den Wunsch um Anstellung und Ernennung zum Hofmaler. Der Herzog gab seine Zustimmung, und Nicolas Guibal avancierte zum Premier Peintre.<sup>16</sup>

Nachdem die existentielle Zukunft geregelt war und der Unterhalt einer Familie gesichert schien, heiratete Nicolas Guibal die Stuttgarter Bürgerstochter Christiane Regina Juliane Greber im Jahre 1756. Anders als Pigage genoß Guibal die Freuden einer kinderreichen Familie: Drei Söhne und drei Töchter, wovon eine früh starb. Zu dieser Zeit war Guibal hauptsächlich bei der Ausmalung des Stuttgarter Schlosses beschäftigt. Aus seiner Hand stammen die Deckenbilder im Spiegelzimmer, im Mittelbau über

der Treppe und im Gartenflügel, der noch im 18. Jahrhundert durch Feuer vernichtet wurde. Von ihm stammen auf der Solitude das Gemälde im Kuppelsaal und Arbeiten in Ludwigsburg. Die Themen der Deckenbilder sind oft mythologischer oder religiöser Art.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden die Aufträge außerhalb des württembergischen Hofes immer häufiger. Auch außerhalb Württembergs fertigte Guibal Deckenbilder in Öl auf Leinwand oder Stuck, seltener als Fresco-Malerei. Er malte auch weniger bekannte Portraits von der herzoglichen Familie.<sup>17</sup> Für geistliche Auftraggeber schuf Guibal Altarbilder mit religiösen Bildinhalten. Im Jahre 1764 entstand so ein Bild für den Hauptaltar der Dominikanerkirche in Schwäbisch Gmünd. Danach folgten Altarbilder für die Klosterkirche in Zwiefalten und für das Ursulumünster in Solothurn.

*Schwetzingener Badhaus: Guibal malte für Carl Theodor*

In der Kurpfalz arbeitete Nicolas Guibal für Privatleute oder den Kurfürsten Carl Theodor. Die bekann-

testen Bilder, die auch heute noch zu sehen sind, fertigte er für das Badhaus in Schwetzingen an. Es handelt sich hier um drei Supraporten von Putten- und Amoretten in der Art von Amoretten im Ruhekabinett und um das große Plafondgemälde im Ovalsaal mit dem Thema «Aurora besiegt die Nacht». Das Leinwandgemälde ist auf 1772 datiert und signiert. Die Supraporten tragen keine heute erkennbare Datierung oder Signatur; sie dürften aber in der Entstehungszeit des Deckengemäldes liegen.<sup>18</sup> Die Schwetzingener Supraporten sind konzeptionell und thematisch ganz in der Art angelegt wie viele andere aus der Hand Guibals: Eine schlafende Venus, ein schlafender Adonis, schlafende Putti, Amoretten, Genien und ähnliches. Gerade bei solchen Arbeiten wurde Guibal auch von Adolf Friedrich Harper unterstützt.<sup>19</sup>

Die kompositionelle Entwicklung des Deckengemäldes läßt sich an einer Reihe von vier Skizzen verfolgen.<sup>20</sup> Die Entwürfe vermitteln den Eindruck, daß Guibal zunächst ein ganz anderes Thema vorgesehen hatte. Das erste Thema galt wohl der Darstellung einer allegorisch-aphoristischen Zusammenfas-

## Die Residenzen der Kurfürsten von der Pfalz

**Schloß  
Heidelberg**



Führungen täglich mehrsprachig,  
Hof und Großes Faß ohne Führung,  
Schloßgarten frei zugänglich

**Auskunft**

Schloßverwaltung 0 62 21 / 53 84 - 0

**Schloß  
Mannheim**



Führungen im "Corps de logis"  
täglich außer Montag im Sommer,  
am Wochenende auch im Winter.

**Auskunft**

Schloßverwaltung 06 21 / 2 92 28 90

**Schloß und Schloßgarten  
Schwetzingen**



Führungen im Schloß außer MO  
im Sommer, FR-SO im Winter  
Schloßgarten täglich geöffnet

**Auskunft**

Schloßverwaltung 0 62 02 / 8 14 81/2

In allen drei Schlössern stehen repräsentative Räumlichkeiten für Ausstellungen, Tagungen und Feierlichkeiten zur Verfügung.



Den historischen Zusammenhang versteht man am besten, wenn man sich für die Besichtigung aller drei Schloßanlagen Zeit nimmt.



Friedrich Adolf Harper, wie Nicolas de Pigage gemalt von Anna Dorothea Therbusch-Lisiewska. Vielleicht ist die Ähnlichkeit der Porträts durch ein und diesselbe Malerin zu erklären.

sung aller Taten des Herakles, die Kurt Martin als Sieg der Kultur über die ungeordneten Gewalten der Natur interpretiert oder als Sieg der Tugend über die Laster. Die erste Skizze zeigt noch keinen antiken Streitwagen, aber einen die Keule schwingenden Herakles und ihm zu Füßen erschlagene Gegner, sowie eine Minerva, die später durch den fackeltragenden Putto ersetzt wird. Auf den beiden letzten Skizzen sind Herakles samt den Erschlagenen durch Frauengestalten ersetzt, und die Nacht mit ihrem aufgeblähten Mantel findet Aufnahme in der Komposition, die sich nun in ihrer Thematik wandelt. Die letzte Skizze zeigt das Thema schon fast so, wie das Bild letztlich ausgeführt wurde. Das Gemälde im Schwetzingener Badhaus ist für den heutigen Betrachter stark nachgedunkelt. Vielleicht kann eine Restaurierung einige Einzelheiten wieder sichtbar machen, die für den heutigen Betrachter im Dunkeln bleiben.<sup>21</sup>

Über die Grisailen an der Außenfassade des Badhauses bestehen Zweifel bei der Zuordnung. Kurt Martin glaubte, in dem windgeblähten Mantel der dargestellten Flußnymphen den Entwurf Guibals wieder zu erkennen. Einen handfesten Beleg, aufgrund dessen eine sichere Zuweisung möglich wäre, bleibt er jedoch schuldig.<sup>22</sup>

Außer den Schwetzingener Bildern fertigte Guibal auch je ein Deckengemälde für Oggersheim und Mannheim an, die beide im letzten Krieg zerstört wurden. Bernhardt vermutet einen Aufenthalt Guibals in Mannheim im Juli 1778, währenddessen er im Haus des Barons von Castell eine Allegorie auf Carl Theodor als Protektor der Künste und Wissenschaften malte.<sup>23</sup> Das Deckengemälde für das Oggersheimer Schloß entstand als Auftragsarbeit für die Kurfürstin Elisabeth Augusta. Nachdem Carl Theodor das Schloß von seinem verstorbenen Schwager Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken erworben hatte, übergab er es seiner Gemahlin, die Oggersheim seit 1768 zunächst nur als Sommersitz, seit 1788 aber als ständigen Aufenthaltsort wählte. Vor der nahenden französischen Revolutionsarmee geräumt, wurde das Schloß durch Unachtsamkeit 1794 ein Raub der Flammen.<sup>24</sup>

Auch das Deckengemälde Guibals im Winterflügel wurde so zerstört. Das Gemälde zeigte die Stiftung des heiligen Elisabethenordens durch die Kurfürstin Elisabeth Augusta. Anhand einer zeitgenössischen Beschreibung des Bildes konnte eine Skizze als Entwurf Guibals für Oggersheim identifiziert werden.<sup>25</sup> In der Bildmitte thronte die Großmutter, der von der Tugend eine Kandidatin empfohlen wird. Die Kandidatin erhielt ein Ordenskreuz verliehen, umringt von Genii, Putti, der Wahrheit und dem Schutzgott, als Störer der Laster, der Blitze schleuderte gegen den unthern Theil des Gemäldes auf die hässlichen Laster, den niedrig lasterhaften Stolz, Trägheit, Undank, Hass und Untreue. Ein weiteres Deckenstück – «Auroras Einzug» – im Wohnhaus Pigages in Mannheim wurde lange Guibal zugeschrieben. Ein Freskogemälde, das 1777 angefertigt sein könnte. Die Zuordnung zu Guibals Oeuvre bleibt fraglich, da auch dieses Bild vernichtet wurde.<sup>26</sup>

Guibals Schule lebte weiter auch nach seinem Tod am 3. November 1784 in Stuttgart. Immerhin war Nicolas Guibal nicht nur Direktor der Gemäldegalerie in Ludwigsburg, sondern seit 1776 auch Professor an der Hohen Karlsschule.

*Adolf Friedrich Harper –  
ein württembergischer Landschaftsmaler*

Wie Pigage oder Guibal war auch Harper kein Einheimischer. Adolf Friedrich Harper wurde zwar am 17. Oktober 1725 in Berlin geboren, doch die Familie seines Vaters stammte aus Schweden.<sup>27</sup> Sein Vater Johann Harper wurde in Stockholm geboren und brach mit dem Kaufmannsberuf seiner Familie. Er begann eine Künstlerkarriere, die ihn 1712 nach Berlin führte, wo er 1716 zum «Hof- und Kabinetmaler»



*Vasen und Blumengirlanden, Supraporten im Arbeitszimmer. Laut Inventar gemalt von Harper.*



avancierte. Zur Malerei kam Adolf Friedrich durch seinen Vater, der auch seine erste Ausbildung übernahm. Der Vater führte ihn in das Genre der Ölmalerei ein, das ihm selbst nahelag, und fertigte Porträtbilder sowie Decken- und Wandbilder. Über den Vater wurde Harper mit Antoine Pesne am preußischen Hof bekannt und lernte die Landschaftsmalerei kennen, auf die er sich später spezialisierte. Nach dem Tod seines Vaters 1746 unternahm er eine Studienreise nach Paris und Rom. In Paris erhielt Harper eine graphische Ausbildung bei Johann Georg Wille, die ihm später noch nützlich sein würde. In Rom hielt er sich von 1752 bis 1756 auf. Dort gehörte er dem engen Kreis um Anton Raffael Mengs an, vermutlich durch Vermittlung Willes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Harper dort die Beziehungen knüpfen konnte, die seine spätere Laufbahn ermöglichten. Am Ende seines Romaufenthaltes bezeichnete er sich als Landschaftsmaler, und als solcher wirkte er auch in Württemberg.

Nachweisen läßt sich Adolf Friedrich Harper in Stuttgart erstmals im November 1756. Bis zu seiner

Anstellung als Hofmaler erledigte er für Carl Eugen einige Aufträge – wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Bauvorhaben am Stuttgarter Schloß. Zur Innenausstattung der herzoglichen Schlösser steuerte er in großer Zahl Supraporten bei. Harper schuf auch Porträts von Persönlichkeiten am Hof, aber das waren wohl wie bei Guibal mehr oder weniger einträgliche Auftragsarbeiten außerhalb des eigentlichen Tätigkeitsfeldes.

Harpers Supraporten für Ludwigsburg oder Stuttgart konnten italienische Landschaftsstücke sein mit antikisierenden Ruinen oder auch rein dekorative Blumenstilleben, teilweise unter Beigabe antiker Vasen. Solche antiken Skulpturen, Sarkophage, Vasen, Reliefs und ähnliches, die er mit seinen Landschaften oder in Supraporten mit Blumengirlanden kombinierte, hatte Harper bei Exkursionen während seines Romaufenthaltes studiert. Daneben wirkte er auch als Mitarbeiter bei Theaterdekorationen und Deckenbildern. Seine Hauptsache waren allerdings die Supraporten. Immerhin verzeichnet das Inventar des Stuttgarter Schlosses von 1789 achtzig Gemälde aus Harpers Hand. Noch weitaus bedeutender wird Harpers Wirken, berücksichtigt man seine Beteiligung bei zahlreichen Gemälden Guibals, mit dem er öfter in einer Art Arbeitsteilung Gemälde anfertigte, zum Beispiel auf der Solitude.

Neben dieser beinahe unüberschaubaren Tätigkeit war Harper auch Professor an der Hohen Karlschule und nach dem Tod Guibals auch Galerieleiter. Trotz seiner angespannten Auftragslage für Carl Eugen arbeitete Harper auch für Auftraggeber außerhalb des württembergischen Hofes, beispielsweise für den Grafen August Friedrich von Degenfeld in Schloß Eybach bei Geislingen.<sup>28</sup> Den größten Auftrag erfüllte Harper für den Herzog Friedrich von Württemberg-Oels. Die Stiftung Weimarer Klassik nennt davon eine Sammlung von etwa achtzig Gemälden ihr Eigentum. Dagegen nimmt sich Harpers Tätigkeit für Carl Theodor eher bescheiden aus.

Ob Harper seinem Kollegen Guibal bei seinen Bildern im Schwetzingen Badhaus zur Hand ging, kann nur vermutet werden. Seine tatsächliche Beteiligung wird dagegen deutlich dokumentiert durch zwei Supraporten aus seiner Hand im Arbeitszimmer des Badhauses. Die unterschiedlich großen Supraporten über der Tür und dem Kamin zeigen Blumenstilleben kombiniert mit antiken Vasen. Es ist der für Harper typische, in der Übergangszeit zwischen Rokoko und Klassizismus aber auch beliebte Raumschmuck, den der Künstler hier verwirklicht.<sup>29</sup> Weitere Bilder von Harper in der Kurpfalz sind nicht bekannt. Har-

per zog sich schließlich vom Künstlerleben zurück und lebte in Berlin, wo er im Alter von 81 Jahren am 23. Juni 1806 verstarb.

### *Vermittlung der Aufträge*

Aus den Ausführungen wird recht deutlich, daß Aufträge außerhalb des eigentlichen Anstellungsverhältnisses der Künstler durchaus nichts ungewöhnliches waren. Dabei ist es oft schwer, wenn nicht gar unmöglich, den komplexen Hintergründen einer wie auch immer gearteten Inanspruchnahme eines Künstlers nachzuspüren, als «nur» die Ursachen aufzudecken, die das bloße Projektvorhaben der Auftraggeber zur Folge hatten. Häufig ist es schon problematisch genug, die verwickelten Wege zu ergründen, die zur festen Anstellung eines Künstlers führten.

Am Beispiel unserer drei Künstler lassen sich exemplarisch verschiedene Möglichkeiten ableiten, die zu einer Beschäftigung führen konnten. Dabei ist es in diesem Kontext unerheblich, ob es sich bei der Beschäftigung um eine Anstellung bei Hofe handelte oder um einen begrenzten Auftrag außerhalb der eigentlichen Tätigkeit. Entscheidend ist allein der Weg, der dorthin führte.

Die meisten Anstellungen oder «freien» Aufträge wurden durch Beziehungen vermittelt. Eine Vermittlung konnte über Künstlerkollegen, verwandtschaftliche Beziehungen der Fürstenhöfe, beziehungsweise ganz allgemein durch Hofverbindungen und auch über ehemalige Auftraggeber erfolgen. Die Initiative zur Kontaktaufnahme war dabei von beiden Seiten aus möglich. Der Künstler konnte sich durch eigene Initiative ins Gespräch bringen, oder er konnte durch Fremddinitiative eingeführt werden.

Für die Vermittlung von Aufträgen durch Künstlerkollegen bieten Pigage und Guibal ein Paradebeispiel. Die häufig erwähnte Freundschaft zwischen beiden ist schon legendär. Einen tatsächlichen Beleg läßt sich dafür allerdings nur schwer finden, geschweige denn einen Quellenbeleg, der darauf schließen ließe, daß Aufträge durch gegenseitige Vermittlung und das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Künstlern ermöglicht wurden. Einige wenige Indizien gibt es allerdings, die das enge freundschaftliche Verhältnis zwischen Guibal und Pigage belegen können. So stand Pigage bei einem der Söhne Guibals Pate im Jahre 1771. Außerdem besuchten beide gleichzeitig die Pariser Akademie. Zweifellos kannten sich beide schon von jungen Jahren an. Darüber hinaus stammten beide aus Lothringen, sie waren also Landsleute.<sup>30</sup> Die Freund-

schaft scheint sich jedoch überwiegend durch das wechselseitige Zuschauen von Aufträgen zu beweisen. Nicht nur die Arbeiten der Künstler für Oggersheim und Schwetzingen, beziehungsweise Ludwigsburg und Stuttgart werden dieser Freundschaft zugeschrieben, sondern auch die Zusammenarbeit bei dem von Pigage initiierten Katalogwerk *La Galerie Electorale de Düsseldorf*, für das Pigage den Text verfaßte und Guibal das Titelblatt sowie sechs Vignetten anfertigte. Das Katalogwerk wurde in Basel 1778 von dem Kupferstecher und Verleger Christian von Mechel herausgegeben.<sup>31</sup>

Ebenso verdankte Harper seine Anstellung am württembergischen Hof der Bekanntschaft mit Guibal. Harper und Guibal lernten sich wohl in Rom



*Das Schreibkabinett des Kurfürsten Carl Theodor im Schwetzingener Badhaus.*

kennen bei Mengs, dessen Schüler sie gleichzeitig waren.<sup>32</sup> Aus diesem engen Verhältnis erklärt sich auch die Beteiligung Harpers an den Gemälden für Schwetzingen.

Christian von Mechel vermittelte Pigage als Berater nach St. Blasien im Schwarzwald. Der Architekt Michael D'Ixnard war mit den Aufbauplänen für das 1768 abgebrannte Kloster beauftragt. Als es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Fürstabt und Architekt kam, schaltete sich von Mechel ein und vermittelte Pigage als Berater.<sup>33</sup> Eine ähnliche Vermittlung verschaffte Guibal den Auftrag für das Ursusmünster in Solothurn. Auf Empfehlung seines Logenbruders Eberhard von Gemmingen stellte er in der Schweiz 1774 die ersten Kontakte her.<sup>34</sup>

Pigage setzte sich auch für seine kurpfälzischen Künstlerkollegen ein. Der Ebenist Johann Jakob Kieser wurde auf dessen Fürsprache am Hofe Carl Theodors angestellt. Pigage protegierte auch den kurpfälzischen Bildhauer Matthäus van den Branden, der durch ihn den Auftrag erhielt, das Mannheimer Marktplatzmonument mit einem Sockel und einer zusätzlichen Figur zu versehen.<sup>35</sup> Andere Kontakte ergaben sich zufällig, wie zum Beispiel die Beteiligung Pigages am Karlsruher Schloßneubau. Die Information erhielt er von Balthasar Neumann, als sich dieser am Mannheimer Hof aufhielt.<sup>36</sup>

Fürstlichkeiten tauschten oder liehen manchmal ihre Künstler aus. Allerdings nur innerhalb der Verwandtschaft. Beispiele dafür sind die Tätigkeit Pigages in Oggersheim, Guibals Arbeiten für die Herren von Degenfeld oder Harpers beachtliche Leistung für den Herzog von Württemberg-Oels.<sup>37</sup>

Eine förmliche Ausnahme stellt die Petition Pigages an den Fürstabt von St. Blasien dar. Im Juni 1777 reiste er nach St. Blasien und übergab bei dieser Gelegenheit dem Fürstabt ein regelrechtes Bewerbungsschreiben, in dem er unter anderem schreibt: *Si le Scavoir et l'Experience en Architectures, que j'ai pu montrer jusqu'ici à l'abbayie de St. Blaise ont trouvé l'approbation dont ont me flattes; et de même si mes sentimens de probité [...] m'ont fait quelques mérites, je pries de vouloir bien les appliquer en une recommandation auprès de quelques autres Abbayies, qui sont dans le cas de bâtir un nouveau Couvent, où une nouvelle Eglise.*<sup>38)</sup>

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Zur Biographie: Wiltrud Heber. Die Arbeiten des Nicolas de Pigage in den ehemals kurpfälzischen Residenzen Mannheim und Schwetzingen. 2 Bde. Worms 1987.
- 2 Wiltrud Heber. Pigages Leben und Werk. In: Nicolas de Pigage 1723–1796. Architekt des Kurfürsten Carl Theodor zum 200. Todestag. Hrsg. v. Stadtmuseum Düsseldorf. Düsseldorf 1996. S. 16–80.

# Kulturdenkmal



## Ehemalige Mühle in Eberdingen

**Landesdenkmalpreis 99**

**Generalsanierung 98/99**

**ca. 300m<sup>2</sup> Wfl., 3 Bäder,**

**imposanter Mühlensaal,**

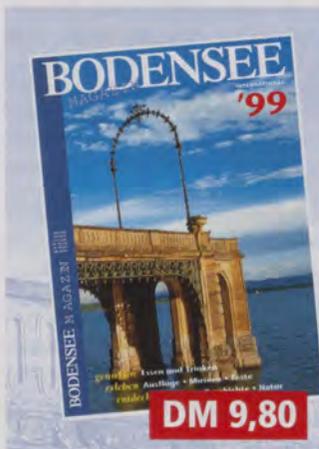
**2 Garagen, 4,21 ar.**

**Kaufpreis: DM 790.000,-**

**Telefon 0 71 52/94 92 33**

- 3 Pigages Karlsruher Entwürfe sind im GLA Karlsruhe und im Reiss-Museum Mannheim erhalten. Abbildungen und Erläuterungen bei Heber (1986) u. (1996) und Karl Lohmeyer. Die Pläne Nicolaus de Pigages zur Karlsruher Residenz. In: Monatshefte für Kunstwissenschaft. IV. Jahrgang, Leipzig 1911, Heft 10.
- 4 Karl Lochner. Schloß und Garten Oggersheim 1720–1794. Speyer 1960.
- 5 Irene Markowitz. Schloß Benrath, Düsseldorf 1985.
- 6 Original in München, Bayerische Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen. Andrea Berger-Fix, Klaus Merten (Bearb.). Die Gärten der Herzöge von Württemberg in 18. Jahrhundert. Württ. Landesmuseum Stuttgart. Katalog zur Ausstellung in Schloß Ludwigsburg vom 4. 7.–1. 11. 1981. Worms 1981. Franz Hallbaum. Ein Entwurf von Pigage für den Hofgarten in Stuttgart. In: Die Gartenkunst. Bd. 43, 1930. S. 10 ff.
- 7 Da Pigage ohne Adelsprädikat unterschrieb, legt Heber den terminus ante quem auf 1768. Heber (1996), S. 72 ff.
- 8 Klaus Merten. Schlösser in Baden-Württemberg. Residenzen und Landsitze in Schwaben, Franken und am Oberrhein. München 1987. S. 50 ff.
- 9 Heber meint: «Unter diesem Gesichtspunkt wäre es wahrscheinlich, wenn Pigage, auf Anregung Philippe de la Guépières, zusammen mit dessen Rekonstruktionsplänen einen Entwurf für den Garten zeichnete.» Ebd. S. 733.
- 10 Berger-Fix/Merten (1981), S. 47, Nr. 26.
- 11 Zitiert nach: Szymczyk-Eggert. Zwischen Rokoko und Klassizismus. Der Entwurf von Nicolas de Pigage für den Ludwigsburger Schloßgarten aus den Jahre 1771. In: Garten – Kunst – Geschichte. Festschrift für Dieter Hennebo zum 70. Geburtstag. Hrsg. v. Erika Schmidt, Wilfried Hausmann und Jörg Gamer. Worms 1994. S. 61–66.
- 12 Szymczyk-Eggert (1994) und Heber (1986), S. 22 f.

- 13 Vielleicht einer der Entwürfe vom Juli 1771. Klaus Merten. Der Ludwigsburger Schloßgarten in 18. Jahrhundert. In: Schwäbische Heimat Juli–Sept. 1978, Heft 3, S. 169–177. Dort auch eine Abbildung der Planskizze, die nach Merten Pigage «durchaus zugeschrieben werden kann».
- 14 Merten (1978), S. 175 f. u. Merten/Berger-Fix (1981), S. 19.
- 15 Zu Biographie und künstlerischer Laufbahn: Reinhold Bernhardt. Nicolas Guibal 1725–1784. Erlangen 1922. Wolfgang Uhlig. Nicolas Guibal. Stuttgart 1981.
- 16 Guibal äußerte gegenüber Carl Eugen den Wunsch um Anstellung schon 1753. Die Petition Guibals ist abschriftlich erhalten bei Bernhardt (1922).
- 17 Zum Beispiel von Herzogin Franziska von Hohenheim, um 1780, Guibel zugeschrieben.
- 18 Stefan Andreas Moebus. Ein «Schatzkästchen» im Schwetzingener Schloßgarten. Die Bildausstattung von Carl Theodors Badhaus. In: Schlösser Baden-Württemberg. Heft 3, 1995, S. 2–5. Die Datierung des Deckenstückes führt indirekt zur engeren Bestimmung der reinen Bauzeit des Badhauses. In einer eigenhändigen Beschreibung schildert Guibal die Herstellung eines Leinwand-Deckenbildes, das nach der Vollendung in den Deckenrahmen eingefügt und festgemacht wird.
- 19 Bernhardt (1922), S. 102 ff.
- 20 Kurt Martin. Nicolas Guibals Deckengemälde für das Badhaus in Schwetzingen. In: Oberrheinische Kunst. Vierteljahresberichte der Oberrheinischen Museen. Jahrgang IV. Freiburg 1930. S. 176–179 u. Tafel 89. Dort die Abbildungen der vier Federzeichnungen in grau oder getuscht und weiß gehöht.
- 21 Bernhardt (1922), S. 83 f. beschreibt, die Nacht wird von einem Putto aus einer Urne mit Wasser übergossen, während ein anderer Putto ihren Mantel wegzieht. Die Frauengestalten in der Bildmitte werden von ihm als Verkörperung des Taus bezeichnet. Bernhardt und R. Sillib (Schloß und Garten zu Schwetzingen. Heidelberg [1907]) bemerken übereinstimmend, das Deckengemälde sei übermalt und schlecht restauriert.
- 22 Martin (1930) meint, die Grisailen seien «wohl nach Guibals Angabe von Schülerhand ausgeführt worden. Ähnlich: Kurt Martin. Die Kunstdenkmäler Badens. 1933. Andere schreiben die Grisailen der Hand Leydensdorffers zu.
- 23 Bernhardt (1922), S. 50.
- 24 Der Geheime Kabinet-Sekretär von Uhlenbroich berichtete am 10. November dem Kurfürsten: «Das Schloß liegt gänzlich im Schutte [...], als der auf die Straße stoßende Seitenflügel bis an das eigentliche Schloß ein Raub der Flammen wurde. Der Garten mit dem Baadehause, die ménagerie und Vogelhäuser, die Statuen, alles Heckenwerk, die Bäume, das ehrwürdige berceau, kurz alles wurde umgehauen, zertrümmert, zerstört.» Zitiert nach Lochner (1960), S. 88.
- 25 Die Beschreibung erschien in den Pfalz-Bayerischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit, Jahrgang 1782, Band II. Vollständiger Wortlaut bei Lochner (1960), S. 72 ff. Die mutmaßliche Skizze Guibals zu dem Gemälde ebenfalls als Abbildung (Abb. 25) bei Lochner. Federzeichnung, weiß gehöht. Die Datierung des Deckengemäldes wird angegeben zwischen 1770 und 1780.
- 26 Auch Bernhardt war sich bei der Zuweisung in Guibals Oeuvre nicht sicher. Immerhin sah er das Bild noch als Original und bedauerte den schlechten Zustand und die Übermalungen. Heber bestreitet die Zuordnung aus stilistischen Gründen. Allerdings konnte sie nicht mehr auf das Original zurückgreifen, sondern lediglich auf eine Abzeichnung. Es darf der Verdacht geäußert werden, daß das Gemälde vor allem wegen der vielbeschworenen Freundschaft zwischen Guibal und Pigage dem württembergischen Hofmaler zugeschrieben wird.
- 27 Sabine Rathgeb. Adolf Friedrich Harper 1725–1806. Die italienischen Veduten. Magisterarbeit. Heidelberg 1995.
- 28 Merten (1987), S. 57.
- 29 Rathgeb (1995), S. 31 u. 42 ff.
- 30 Ohne jeden Beleg wird die Freundschaft zwischen Guibal und Pigage immer wieder zur Erklärung der wechselseitigen Arbeiten in Kurpfalz und Württemberg herangezogen. Martin (1930), S. 176, meint: «Umgekehrt versuchte Guibal seinen Freund am württembergischen Hof einzuführen und Aufträge für ihn zu vermitteln.» Lochner (1960), S. 77; Bernhardt (1922), S. 38 u. 50. Der Landsmannschaft wird einiges zugetraut. Nicolas de Pierron, ein Landsmann Pigages, der auch Trauzeuge bei Pigages Hochzeit war, befand sich seit 1748 in Mannheim, leitete dort die Hofdruckerei und stand als Kammerdiener in kurfürstlichen Diensten. Heber (1987), S. 5 ff., hält es für möglich, daß er die Anstellung Pigages am kurpfälzischen Hof in die Wege leitete.
- 31 Heber (1987), S. 21.
- 32 Werner Fleischhauer. Die schwäbische Kunst in 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1952. Rathgeb (1995), S. 8 f. u. 42 f.: «Höchstwahrscheinlich tritt Guibal später für Harpers Anstellung am württembergischen Hof ein.»
- 33 Heber (1987), S. 24 ff.
- 34 Guibal gehörte seit 1774 der Stuttgarter Freimaurerloge zu den drei Zedern an. Bernhardt (1922), S. 48.
- 35 Pigage unterstützte auch Joseph Anton Pozzi, der im Badhaus und an der Moschee in Schwetzingen die Stuckreliefs herstellte. Durch Pigage fertigte Pozzi Entwürfe für St. Blasien. Heber (1987), S. 67–74.
- 36 Heber (1994), S. 45.
- 37 Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken war der Schwager Carl Theodors. Rathgeb (1995), S. 44, sagt: «Harpers Tätigkeit für Privatpersonen ist nur bei Personen mit besonders enger Verbindung zum Hof zu erwarten.» So auch Merten (1987), S. 57, der wegen der Tätigkeit Guibals für die Degenfelder eine «enge Verbindung zum Stuttgarter Hof» als gesichert annimmt.
- 38 Zitiert aus dem Brief Pigages an den Fürststab von St. Blasien, 12. 6. 1777. GLA 99/334.



Das neue Bodensee Magazin ist da!

## Den See erleben ...

Ausschneiden und einsenden an: Bodensee Magazin Verlag GmbH, Zum Hussenstein 7, D-78462 Konstanz, Fax 07531/9071-31

### Widerrufsgarantie

Diese Bestellung kann ich durch das Absenden einer kurzen Mitteilung an den Bodensee-Magazin-Bestellservice innerhalb von 14 Tagen widerrufen. Die Frist beginnt mit Absendung dieser Bestellung (Poststempel). Ich bestätige dies durch diese Unterschrift.

Datum/Unterschrift

### Bestellcoupon

Hiermit bestelle ich  Exemplar(e) des Bodensee Magazins 1999.

Name/ Vorname

Straße

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

# Werner Raupp «Schreiben für das Reich Gottes» Christian Gottlob Barth, ein schaffiger Württemberger

Im Jahre 1945 erschien in Stuttgart die 483. und letzte Auflage eines Büchleins, das erstmals 1832 in Calw im Schwarzwald unter dem Titel *Zweymal zwey und fünfzig biblische Geschichten für Schule und Familien* das Licht der Welt erblickt hatte. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges hatte das 216seitige Werk Dutzende von Übersetzungen erlebt und war ein internationaler Bestseller unter den Schulbüchern geworden. Als ursprünglicher Verfasser gilt Christian Gottlob Barth, der rührige Pietistenkopf und Gründer des Calwer Verlags, dessen Geburtstag sich in diesem Jahr zum 200. Male jährt.<sup>1</sup>

Vier Jahrzehnte hat er in der Hermann-Hesse-Stadt Calw und in den nahe gelegenen Dörfern Möttlingen und Stammheim in vielfältiger Weise gewirkt: als Pfarrer, Erweckungsprediger, Dichter, Schriftsteller und Verleger wie auch als Förderer der Inneren und äußeren Mission und als Naturforscher. Vor allem durch die biblischen Geschichten hat er seinen großen Erfolg erzielt und den Calwer Verlag, der mittlerweile in Stuttgart beheimatet ist, weltweit bekannt gemacht.

*Geboren 1799 in Stuttgart,  
Studium der Theologie in Tübingen*

In der damals zwanzigtausend Einwohner zählenden Landeshauptstadt begann auch am 31. Juli 1799 Barths Lebenslauf. Seine Vorfahren väterlicherseits gehörten einem alteingesessenen Stuttgarter Bürgergeschlecht an und waren als Weingärtner und Strumpfstricker tätig. Der Vater, eine künstlerisch begabte Natur, war Gipsler und Maler. Die ernste, introvertierte Mutter, eine geborene Engelmann, kommt aus Kirchheim am Neckar. Ebenso wie die Großeltern waren auch die Eltern religiös veranlagt und gehörten pietistischen Kreisen an, die 1812 die Württembergische Bibelgesellschaft gründeten. Zu seinem Verwandtschaftskreis zählt Christian Friedrich Böhringer (1791–1867), ein langjähriger Verwaltungsrat dieser Gesellschaft, der 1817 zusammen mit einem Vetter Barths in Stuttgart eine Apotheke gründete, die die Keimzelle der weltbekannten «Boehringer Ingelheim KG Chemische Fabrik» (gegr. 1885) wurde.

Den ersten Schulunterricht erhielt der geistig rege und vielfältig begabte Barth in der deutschen Schule,



die vom Pietistenführer Johann Christian Gundert (1747–1811), dem Ur-Urgroßvater Hermann Hesses, geleitet wurde. Von 1810 an besuchte er dann das humanistische Stuttgarter Gymnasium, die damals beste Schule des Landes. Vom Bildungseifer ergriffen, galt er als ein *von Ehrgeiz zerfressener* Schüler (so sein Mitschüler, der Jurist und Politiker Robert von Mohl).

Über die Schule hinaus entfaltete Barth eine rege Betriebsamkeit. So verfaßte er bereits mit zehn Jahren eine kleine Sammlung *Biblischer Geschichten zur Aufmunterung für die Seele*, die er in einer Auflage von zwanzig Exemplaren auf dem Stuttgarter Wochenmarkt für einen Groschen feilbot. Damit hatte er gleichsam sein literarisches Erstlingswerk vorgelegt: ein nicht zu überhörendes Präludium der zwanzig Jahre später erscheinenden *Zweymal zwey und fünfzig biblischen Geschichten*. 1817 ließ er sodann fünf weitere Schriften pietistischen Inhalts folgen, in denen sich seine dem romantisch-idealistischen Lebensgefühl erwachsende religiöse Einbildungskraft äußert. Die wichtigste war ein Nachruf auf Johann Heinrich Jung-Stilling: *Stillings Siegesfeier. Eine Scene aus der Geisterwelt*, ein in Hexametern abgefaßtes Epos.

Die malerische Universitätsstadt Tübingen bot Barth von 1817 bis 1821 eine neue Bleibe. Als Student der Theologie bewohnte er das berühmte Evangelische Stift, wo drei Jahrzehnte zuvor das schwäbische Dreigestirn Hegel, Hölderlin und Schelling studiert hatte. Zu seinen Studiengenossen zählte unter anderem der Dichter Wilhelm Hauff, mit dem er kurzzeitig das Zimmer bewohnte. Dem aufklärerischen Zeitgeist verpflichtet, war in jenen Jahren an der evangelisch-theologischen Fakultät der von «biblischer Denkgläubigkeit» bestimmte «biblisch-verständige» Supranaturalismus der sogenannten Älteren Tübinger Schule vorherrschend. Dieser konnte den mystisch-spiritualistisch gesinnten Barth zwar nicht entscheidend prägen, ihn aber dennoch beeinflussen.

Wie ernst Barth anfangs sein Studium nahm, zeigt sein «Morgenstudienplan» vom Januar 1818, worin es heißt: *Zuerst, wenn ich vom Bette komme, um drei Uhr, lese ich zwei Kapitel im Brief an die Römer im französischen Testament, sodann zwei Psalmen hebräisch und holländisch, ferner 30–40 Verse aus der Illias [...], endlich ein Kapitel aus Seneca, Cicero und aus meiner spanischen Grammatik.* Damit nicht genug, beschäftigte er sich mit der Naturwissenschaft und erwarb sich schließlich den Ruf eines «gärenden Polyhistor».

Je länger, je mehr aber wurden seine Studien durch seine vielfältigen Aktivitäten für das «Reich Gottes» beeinträchtigt, das das zentrale Motiv seines Wirkens werden sollte. So beteiligte er sich nicht nur an der Gründung des Tübinger Missionsvereins (1819), sondern predigte auch Sonntag für Sonntag als redegewandter Himmelstürmer und griff mit zwei Flugschriften in den heftigen Streit um die 1819 gegründete Pietistenkolonie Korntal bei Leonberg ein. Erfüllt war er dabei von mystisch-spiritualistischem, kirchenkritischem Sendungsbewußtsein, das ein geistunmittelbares Christentum beschwor. So

verwundert es kaum, wenn es in seinem Abgangszeugnis vom Herbst 1821 heißt, er wäre *auf Irrwegen des Mystizismus* gelandet.

«So viele wie möglich zu retten» –  
als erweckter Pfarrer in Möttlingen und Unterhaugstett

Für seine nach dem Vikariat 1824 beginnende Laufbahn als Pfarrer von Möttlingen und für seine schriftenmissionarischen Projekte war der Boden bereitet: Es war die Zeit der sogenannten Erweckungsbewegung («Erweckungspietismus»), die nach den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 als kontinentalprotestantische Bewegung einsetzt und den Zeitraum des Vormärz umfaßt.

In Württemberg wurzelte sie im Pietismus des 18. Jahrhunderts. Dessen biblizistisch-spekulative Traditionen erwachsen weitgehend dem schwäbischen Volkscharakter: der «religiösen Überbegabtheit» des sinnierenden schwäbischen Menschen, der für die pietistische Frömmigkeitsform gleichsam «prädisponiert» sei (Ernst Kretschmar). Angeführt wurde der Pietismus von den «Schwabenvätern» Johann Albrecht Bengel (1687–1752) und Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782), dessen theosophische Gedanken nicht nur Barth, sondern auch dem Deutschen Idealismus Impulse verliehen.

Dieser und die Romantik indes beeinflussten auch die Erweckungsbewegung, die sich in ihrer Gesamtheit als irrationaler Protest gegen die mit Aufklärung und Französischer Revolution einsetzende Säkularisierung des sozialen und religiösen Lebens ausweist. Damit einhergehend hielt sie am Ancien régime als Hüterin des Christentums fest und mutierte zur servilen Dienerin der «von Gott eingesetzten» restaurativen Monarchie. Je länger, desto mehr wurde sie eine Rechristianisierungsbewegung: eine antimodernistische Bewegung, die im süddeutschen Raum hauptsächlich die Bauernschaft und das Kleinbürgertum erfaßte und biedermeierliches Gepräge annahm. Mit ängstlichem Blick sah man in Liberalismus und Demokratie (Revolution von 1848/49) antichristliche und endzeitliche Vorboten am Werk, die Christi Wiederkunft und damit das Reich Gottes heraufführen sollten. Gespeist waren derartige Hoffnungen von neutestamentlich-apokalyptischer Mythologie.

Somit galt es, mittels der missionarischen und diakonischen Tat *noch zu retten, was zu retten sei*. Die eschatologische (endzeitliche) Krönung bildete die Christianisierung und die damit einhergehende Zivilisierung der sogenannten *gottverlassenen heidnischen Völker*: die Mission, die bekanntlich in Übersee als liierte Partnerin des Kolonialismus verheerende

Werner Raupp  
**Christian Gottlob Barth**  
STUDIEN ZU LEBEN UND WERK



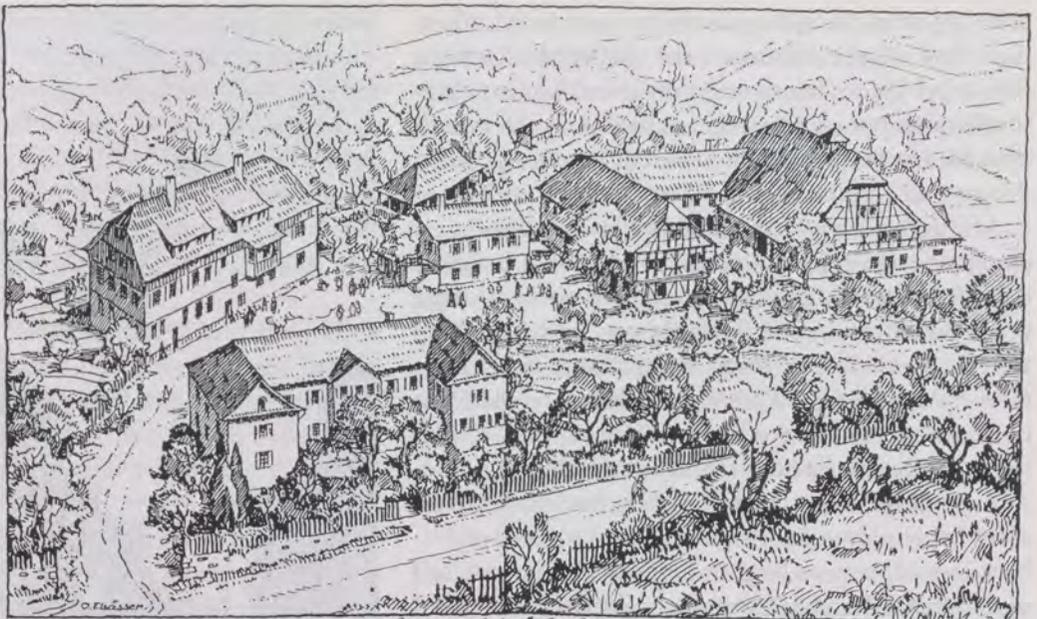
Werner Raupp  
**Christian Gottlob Barth**  
Studien zu Leben und Werk

QF 16. 1998.  
294 Seiten  
DM 98,- ÖS 715,- SFR 88,-  
ISBN 3-7668-3579-3



**calwer**  
Calwer Verlag · 70599 Stuttgart

Für die Festschrift  
«Hundert Jahre  
Kinderrettungsanstalt  
Stammheim-Calw»  
hat O. Elsässer diese  
überblickende Dar-  
stellung geschaffen.



**KINDERRETTUNGSANSTALT STAMMHEIM BEI CALW**

kulturelle Schäden anrichtete. Die dort erzielten Erfolge dienten als Kompensation für das in der Heimat verlorene Terrain.

«Soviele wie möglich zu retten» – dies war auch das Ziel von Barths Wirken in den etwa 800 Einwohner zählenden Dörfern Möttlingen und Unterhaugstett, wo er vierzehn Jahre amtierte. Er ging eifrig ans Werk und vermochte die Gemeinde zunächst zu «erwecken»: durch die Einrichtung von Missions- und Jugendkreisen sowie durch die Förderung der Armenpflege; zudem verzichtete er auf die Stolgebühren bei Taufe und Hochzeit.

Im Mittelpunkt standen seine mit Feuereifer vortragenen Bekehrungs- und Reich-Gottes-Predigten, die weit über die Gemeinde hinaus zahlreiche Gottesdienstbesucher anzogen. Mitgerissen von seinem gleichsam die Gegenwart Gottes vermittelndem Pathos, konnte mitunter die *ganze Kirche mit ihm weinen*. Mit Vorliebe prangerte er dabei das Tanzen und die Kirchweihfeste als *Fleischeslust* an. Aufsehen erregte seine im Frühjahr 1828 bewirkte Heilung eines epileptischen Mädchens, die er als «Exorzismus» aufgefaßt hatte.

So kam es nicht von ungefähr, daß sich schon bald eine gemeindeübergreifende Erweckung einstellte, die allerdings auch bald wieder abflaute, nachdem Barth, wie er selbst feststellte, *die Gemeinde tot gepredigt* hatte. Das sich am idealisierten Vorbild neutestamentlicher Gemeindebildung orientierende, hochgesteckte Ziel: die Bildung einer «urgemeindlichen» Mustergemeinde von begeisterten Pietisten ließ sich freilich nicht realisieren.

*Erfolgreich als Missionspublizist,  
Kinderbuchautor und Volksschriftsteller*

Bedingt war dieser Fehlschlag nicht zuletzt durch seine vielfältigen «Reich-Gottes-Projekte», die Barths geschäftigen Geist neben der Gemeindegarbeit in Atem hielten. So gründete er 1826 im Calwer Vorort Stammheim eine «Kinder-Rettungsanstalt».

Dies war allerdings erst der Auftakt. Zwei Jahre später begann Barth sodann seine planmäßige Reich-Gottes-Arbeit aufzunehmen, um die *gottlose* Aufklärung zurückzudrängen und *Gottes tausendjähriges Königreich vorzubereiten*. Dazu ging er an die Grenze des Menschenmöglichen und entfachte als Autor und Dichter wie auch als Publizist und Verleger ein Schnellfeuer, das von Calw aus jahrzehntelang hell aufflammte und ihn zu einem Bahnbrecher des kirchlichen Pressewesens, der Volksmission und der Missionsbewegung machte. Möglich geworden war dies durch den in jenen Jahren heraufziehenden Bücher- und Zeitungsfrühling, der die Bücherproduktion im deutschsprachigen Raum zwischen 1820 und 1850 um nahezu 150% ansteigen ließ.

Den Anfang machte das *Calwer Missionsblatt* (1828 bis 1918), das zu einem der «Flaggschiffe» des Calwer Verlags werden sollte. Es erschien vierzehntägig in einer Auflage von zunächst viertausend Exemplaren. Dargeboten werden darin eine riesige Fülle begeisternder Briefe von Missionaren aus allen Erdteilen, zahllose Erfolgsbilanzen und vor allem romantische Bekehrungsgeschichten, die nicht selten zu Münchhausiaden anschwellen. Getragen wer-

den sie weitgehend von eschatologischen Motiven, die den Kolonialismus als heilsgeschichtliche *Führungen Gottes* feiern und von abendländisch-kulturellem Superioritätsgefühl erfüllt sind. Demnach sind die *Heiden wie Unmündige und Kinder, die einen Pfleger und Vormund haben müssen.*

Mit derartigen diskriminierenden Vorstellungen, die zu damaliger Zeit weit verbreitet waren, erlangte das Missionsblatt großen Erfolg. Mit einer Auflage von schließlich 16 000 Exemplaren (im Jahre 1847) wurde es weit über Württemberg hinaus neben dem *Barmer Missionsblatt* zum meistgelesenen Missionsperiodikum im deutschsprachigen Raum. Damit hatte Barth eine neue kirchlich-journalistische Literaturgattung mitgeschaffen. Über das Missionswesen hinaus plante er schließlich, eine *politisch-christliche Tageszeitung* zu begründen, worüber er sich mit dem preußischen Kultusminister Friedrich Eichhorn besprach.

Neben der publizistischen Tätigkeit trat Barth auch als Dichter auf den Plan und erwarb sich als Mitbegründer der Gattung des Missionsliedes Anerkennung in der evangelischen Welt. Noch heute ist er im Evangelischen Gesangbuch vertreten, unter anderem mit einigen Strophen des weithin bekannten Liedes *Sonne der Gerechtigkeit* (EG 262/263), in denen er die *verschlafene Christenheit* wachzurütteln sucht:

*Weck die tote Christenheit  
aus dem Schlaf der Sicherheit;  
mache Deinen Ruhm bekannt –  
überall im ganzen Land.  
Erbarm' Dich Herr.*

Auch auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendliteratur hat Barth eine Marktlücke entdeckt und eine Ära mitbegründet. Bereits seine erste Erzählung vom *Armen Heinrich* von 1828, die ein Jahrhundert lang mehrfach aufgelegt und übersetzt wurde, machte ihn über Deutschland hinaus bekannt. Sie schildert die providentiell-heilsgeschichtliche «Lebensführung» eines Waisenknaben, in der sich seine eigene Kindheit widerspiegelt, die er sehnsüchtig nacherlebt. Fortan trat Barth als *Verfasser des Armen Heinrich* auf und ließ (v. a. bei Johann Friedrich Steinkopf in Stuttgart) Dutzende von heilsgeschichtlichen Biographien folgen, die zumeist auch Übersetzungen erlebten. Sie verkünden gleichsam ein individuelles Reich Gottes, in dem sich das pietistische Seelenleben mit der äußeren Geschichte verknüpft.

Oft in eindrucksvolle Naturschilderungen eingeraht, sind sie vom Leitgedanken bestimmt: *Alles kommt von oben!* Und so erscheint Barths pietistische Gesinnung stereotyp: Überall herrschen Gottver-



*Bischofstraße 4 in Calw, das Domizil des Calwer Verlagsvereins seit 1854 und Wohnung von Christian Gottlob Barth.*

trauen und Moral; Bibel und Gebet weisen stets den Weg; Armut und Monarchie (*ein Christ kann kein Demokrat sein*) werden als gottgegeben akzeptiert; nicht selten erscheint Gott als ein *deus ex machina*, der auf wundersame Weise eingreift. Immerhin tritt zu missionarischem Bekennermut ein spürbarer Drang zu sozialer Aktivität – und dennoch weisen sich derlei heilsgeschichtliche Erzählungen in weiten Teilen als «Fluchtliteratur» aus, die dem Leser die Möglichkeit eröffnen, in eine pietistische Überwelt zu emigrieren. Damit avancierte Barth zum protestantischen Pendant des katholischen Lieblingsschriftstellers Christoph von Schmid (1768–1854) und zu einem der erfolgreichsten Kinder- und Jugendbuchautoren des 19. Jahrhunderts.

Erfolgreich war Barth auch als Publizist mit seinen *Jugend-Blättern*, einer achtzigseitigen *Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung* (1836–1851). Versuchten seine Kinderschriften vor allem das Gemüt anzusprechen, so beabsichtigten diese Blätter *alles menschliche Wissen vom Wort Gottes her* zu verstehen und damit eine christlich-restaurative Weltsicht zu

propagieren. Dazu dienten besonders geschichtliche und naturkundliche Beiträge, die spürbar vom aufklärerischen Denken der damaligen Zeit geprägt sind, das Barth ja vehement bekämpfte. Und so weist er sich gleichsam als *biblich-verständiger* Physiko-Theologe aus: als durchaus moderner Zeitgenosse und als *wahrer Aufklärer*. – Der «Zeitgeist», den Barth zu bekämpfen ausgezogen war, sprach aus ihm selbst.

Auch als Volksschriftsteller fand Barth, besonders mit seinen historischen Darstellungen, große Beachtung. Zunächst verfaßte er die heilsgeschichtlich orientierte *Christliche Kirchengeschichte* (1835), die bis in unser Jahrhundert hinein nahezu dreißig Auflagen und vierzig Übersetzungen erlebte. Ihr folgte die *Allgemeinen Weltgeschichte* (1837), die von Adam und Eva bis zur Gegenwart eine skurrile biblizistische Geschichtsinterpretation darbietet. 1843 erschien sodann die beliebte *Geschichte Württembergs*, die in der Einleitung mit der stupenden Bemerkung aufwartet: *Es gibt zwei gelobte Länder in der Welt, das eine ist Palästina, das andere ist Württemberg*. Sie wurde zum Klassiker und erlebte 1986 eine, von Hansmartin Decker-Hauff initiierte, weitere Neuauflage.

Weite Verbreitung fanden schließlich Barths *Christliche Gedichte*, die die Schönheiten der Natur, die unbeschwerte Kindheit und das kleinbürgerlich-idyllische Familienglück besingen. Zudem veröffentlichte er theologische Gelegenheitsschriften, unter anderem den aus mythologisch-christologischen Traditionen schöpfenden Traktat *Der Engel des Bundes* (1845), womit er mit dem berühmten Philosophen Friedrich Wilhelm Schelling die Klingen zu kreuzen suchte.

### *Gründer und Leiter des Calwer Verlags*

Seinen bleibenden Erfolg erzielte Barth als Gründer und Leiter des Calwer Verlags, der die Hermann-Hesse-Stadt weit über Deutschland hinaus bekannt machte. Dabei verbanden sich seine schöpferischen Ideen und sein Unternehmergeist mit der Fähigkeit, andere für seine Vorhaben zu gewinnen. Die Gründung im Jahr 1833 geht zurück auf den 1827 entstandenen sogenannten «Blätter-Verein», sodann auf den «Calwer Traktat-Verein», den Barth 1829 initiierte. Dieser ist ein Ableger der Londoner Religious Tract Society (gegr. 1799), die den Verlag jahrzehntelang unterstützte. Getragen wurde er von mehreren Pfarrern aus der Umgebung und von wohlhabenden Calwer Bürgern: vor allem vom Strumpffabrikanten Jakob Ludwig Federhaff (1764–1833), der führenden Gestalt des Calwer Pietismus, der die Schriften anfangs auch verlegte.

Zunächst verbreitete der Verein zwanzig illustrierte Traktate, die Barth aus dem Englischen übersetzte; sechzehn weitere, von ihm verfaßte Nummern folgten. In den ersten drei Jahren fanden sie in mehr als einer Million Exemplaren dankbare Abnehmer. Damit aber war der geschäftige Barth noch lange nicht zufrieden. Nachdem er noch den finanzkräftigen Stuttgarter Pietismus gewinnen konnte, gründete er am 5. Juli 1833 den «Calwer Verlagsverein», mit dem er endlich sein großes Lebenswerk gefunden hatte. Dessen Ziel war es, *zum Zwecke der christlichen Volksbildung Kinder- und Schulschriften zum möglichst wohlfeilsten Preis zu verbreiten, um damit eine Sündfluth christlicher Bücher auszulösen, um die unchristlichen Bücher hinwegzuschwemmen*.

Nach der Gründung übernahm der Verein das Calwer Missionsblatt und ließ weitere Bücher und Zeitschriften folgen: unter anderem eine *Biblische Geographie für Schulen und Familien* (1836), das *Calwer ABC-Buch* (1838), das mit originellen Beispielen aus der Bibel versehene *Calwer Rechenbuch* (1840), das *Calwer Missionsblatt für Kinder* (1842–1918) und schließlich das weitverbreitete *Handbuch der Bibelerklärung* (2 Bde, 1849/50). 1836 erhielt der Verlagsverein die Konzession der Rechte einer Buchhandlung. In jenem Jahr hat auch das Konsistorium einige Calwer Bücher für die Volksschulen in Württemberg empfohlen.

Eines dieser Werke waren die *Zweymal zwey und fünfzig biblischen Geschichten* von 1832. Der alttestamentliche Teil stammt vom Simmozheimer Pfarrer Ludwig Gottlob Hochstetter (1790–1863), der neutestamentliche von Barth. Die mit Holzschnitten verzierten Geschichten, die sich eng an den Bibeltext anlehnen, reichen von der Schöpfung über die alttestamentlichen Kriegs- und neutestamentlichen Wundergeschichten bis hin zur Ausbreitung des Evangeliums durch die Apostel.

Der Erfolg des Büchleins war grandios. 1854 erschien bereits die hundertste, 1902 die vierhundertste, 1945 schließlich die 483. und letzte Auflage. Nicht genug damit, fand das Buch durch seine Übersetzungen in mindestens 87 Sprachen weltweite Verbreitung, die hauptsächlich auf der englischen Version *Dr. Barths Bible Stories* basierten. Dabei wurden auch Sprachen kleinerer Volksgruppen bedacht wie etwa das Fidschi, das Inupik oder auch das Sorbische. Insgesamt kursierten wohl in über tausend Gesamtauflagen nahezu fünf Millionen Exemplare und machten Barths *Biblische Geschichten* zu einem Weltbestseller: zu der im 19. Jahrhundert nach Bibel und Koran wohl mit am weitesten verbreiteten Schrift. Bis zum heutigen Tag zählt es auch zu den erfolgreichsten Büchern evangelischer Provenienz.



Nro. 2.

16. Januar.

1830.

Das «Calwer Missionsblatt» erschien von 1828 bis 1918 alle vierzehn Tage und war das «Flaggschiff» des Calwer Verlags. Mitte des vorigen Jahrhunderts erreichte es eine Auflage von 16 000 Exemplaren.

### Der Calwer Reich-Gottes-Manager

Mit seinen Aufgaben wuchs auch Barth endgültig aus den engen Grenzen des Möttlinger Kirchspiels heraus und siedelte im Frühjahr 1838 nach Calw über, um sich ganz der überhandnehmenden Arbeit widmen zu können. Kurz zuvor war ihm von der Greifswalder Universität das Ehrendoktor-Diplom verliehen worden, das er mittels monetärer Beigaben beantragt hatte.

Mit herkulischer Arbeitsamkeit führte er sodann im Calwer Verlagshaus (zunächst in der Bischofsstraße 60, seit 1854 in der Bischofstr. 4) als Autor und Verleger seine «Reich-Gottes-Geschäfte» fort und machte Calw zum Mittelpunkt einer schriftenmissionarischen Bewegung, die im 19. Jahrhundert in Deutschland ihresgleichen sucht. So wurde er der schwäbische Reich-Gottes-Manager und residierte in Calw gleichsam als ein pietistischer König. Als ein solcher wußte er nicht nur Wein und Feigen vom Libanon und Walfischzunge von Grönland zu genießen, sondern auch durchaus spartanisch zu leben, wenn er etwa jahrelang in seinem Arbeitszimmer in einer Hängematte nächtigte, frühmorgens um drei Uhr sein Tagewerk begann und sich zum Lebensmotto machte: «Odi tranquillitatem – Ich hasse die Ruhe.» Und so verwundert es nicht, wenn er für die Ehe keine Zeit gefunden hat.

Wie zuvor das Möttlinger Pfarrhaus wurde jetzt das Verlagshaus zu einer «Wallfahrtsstätte», die je länger, je mehr von einem weltweit verstreuten, überkonfessionellen Freundeskreis aufgesucht wurde, den Barth mit jährlich über 1200 Briefen pflegte. In diese «Reich-Gottes-Agentur» band er auch Staatsoberhäupter ein, u. a. den chinesischen Kaiser Tao Kuang.

Ein besonderer Anziehungspunkt im Verlagshaus bildete die von Barth angelegte «Naturaliensammlung» aus dem Bereich von Fauna und Flora, die sogar Baedekers Reiseführer als *in der Welt einzig dastehende Sammlung* würdigte. Heute ist sie im Museum der Kulturen in Basel zu bewundern. Zudem versorgte er die württembergischen und bayerischen Naturkundemuseen, besonders das Staatliche Museum für Naturkunde in Stuttgart, tonnenweise mit Exponaten, die er von seinen Missionsfreunden aus der fernen Welt zugesandt bekam. – Das Reich Gottes sollte auch in der Natur sichtbar werden. Eine weitere Attraktion war die «gewaltige» Bibliothek, die in späteren Jahren auch den jungen Hermann Hesse in Staunen versetzte, der im Verlagshaus einige Jahre seiner Kindheit verbracht hatte.

Seine Arbeit am blätterüberladenen Schreibtisch unterbrach Barth ständig durch Reisen, die ihn auch nach England und Schottland führten, wo er für den Verlagsverein um finanzielle Unterstützung warb. Überdies fuhr er nach Österreich und Ungarn, wo er eine kleine Zweigstelle des Verlags gründete. Im Inland besuchte er auch politische Oberhäupter und verkehrte im preußischen Königshaus, wo er 1843 Portofreiheit für die Calwer Zeitschriften erwirkte.

In Württemberg und Baden indes reiste er von einem Missionsfest zum anderen und trug als herzergreifender Prediger in bilderreicher Sprache begeisternde Reden vor. Diese glichen zumeist einer *anziehenden Weltumseglung* (so die Schwäbische Chronik vom 27. 8. 1843) und riefen zur tatkräftigen Anteilnahme am weltweiten Missionswerk auf. Auf diesen Festen, die in den 1840er Jahren den Charakter eines Volksfestes annahmen, erreichte er wöchentlich bis zu 8000 Zuhörer. Er galt sogar als Lieblingsprediger

des Landes, der in umlaufenden Gedichten gefeiert wurde:

*Kein frommer Karren kommt in Fahrt,  
vor den man nicht gespannt den Barth.  
Wo sonst ein muntres Posthorn klingt,  
der Doctor Barth Hosianna singt.*

Auch der fromme Karren der Basler Mission kam nicht zuletzt erst dank Barth in volle Fahrt, der mit den Jahren ihr «heimlicher Inspektor» geworden war. Zudem unterstützte er mehrere diakonische Einrichtungen, besonders das Stammheimer Kinderheim, das bis zu seinem Tod von 400 Kindern durchlaufen wurde. – Das Reich Gottes sollte auch im Leiblichen Gestalt gewinnen.

Den schwersten Karren aber hatte er mit dem Verlagsverein zu ziehen, der bis 1860 über drei Millionen Schriften und Traktate verbreitet hatte und eine weithin beachtete Institution der Erweckungsbewegung geworden war. Mit diesem massenhaften Schrifttum war es Barth gelungen, ein antimodernistisch-christliches Volksbildungsprogramm durchzuführen. Er hatte damit in Württemberg, aber auch im gesamten süddeutschen Raum und in der Schweiz einen immensen Beitrag zur Ausbildung der von biedermeierlichen Wertvorstellungen geprägten kleinbürgerlich-pietistischen Kultur im 19. Jahrhundert geleistet. Weit über seine Heimat hinaus hat er auch mitgeholfen, der heimischen Missionsbewegung die Bahn zu brechen; überdies erzielten die zahlreichen Übersetzungen der Calwer Schriften bei der Missionierung nichtchristlicher Völker weltweit Erfolg.

Und so steht Barth seit den 1850er Jahren als international bekannte Persönlichkeit auf dem Zenit seines Lebens. Vielfach wurde er für seine Verdienste als christlich-restaurativer Schriftsteller und Publizist von europäischen Regierungen geehrt: mit einem Dutzend von Ritterkreuzen und Medaillen, die augenfällig die Liaison zwischen Monarchie und Erweckungsbewegung bekunden. Auszeichnungen wurden ihm auch von wissenschaftlichen Gesellschaften und Naturwissenschaftlern zuteil, die sogar Pflanzen und Tiere nach ihm benannten, wie etwa das *orthotrichum barthii*, ein Moos in Grönland. Außerdem lebt er in Labrador weiter, wo er sich durch den Kauf einer kleinen Insel ein kolonialistisches Denkmal setzte, die noch heute «Barth-Island» heißt.

So tritt er als eine bewunderte, aber auch als eine schillernde Persönlichkeit auf. Er wurde nicht nur als «Reich-Gottes-Streiter» gefeiert, sondern auch von kritischen Zeitgenossen als «pietistischer Zyklus» beäugt. So erscheint er als originaler Schwa-

benkopf: als eine entschlossene, leicht knorrige, aber auch empfindsame, sinnierende Natur. Äußerlich trat er – wie der Schriftsteller Wolfgang Menzel nach einem Besuch in Calw bemerkt – als *stattlicher Mann* auf, der ein Toupet trug und in seinem Aussehen die *Mitte hielt zwischen einem feinen Weltmann und einem ernstesten Geistlichen*. So strahlte er auf manche seiner Zeitgenossen eine *geistliche Erhabenheit* aus, gleichsam eine Aura des Geheimnisvollen, die ihm den Anschein eines «Oetinger redivivus», eines «Reich-Gottes-Gnostikers», verlieh. Andere erblickten darin einen Anflug von narzistischer Koketterie.

*Schöpfung und Naturgeschichte  
als «organisch-heilsgeschichtliche» Veranstaltung*

Und eben vom heilsgeschichtlich-eschatologischen Reich-Gottes-Verständnis württembergisch-pietistischer Provenienz war Barths christliche Existenz, sein Denken und sein Schaffen, getragen. Ganz im Sinne der Erweckungsbewegung stellt dieses Den-



Barths «Biblische Geschichten» erschienen bis 1945 in 483 Auflagen und wurden in 87 Sprachen übersetzt.

ken eine auf das praktische Christentum abzielende «Frömmigkeits-Theologie» dar, die ein mystisch-spiritualistisches Gepräge besaß und sich aus seiner tief angelegten schwäbisch-religiösen Natur erschloß. Aus deren unversiegbaren Quellen konnte er lebenslang schöpfen (*Ich fühle es seelenvoll*) und eine *geistleibliche Verwandlung in die göttliche Natur* erleben: in eine individuelle Reich-Gottes-Existenz.

Mit der Verwandlung ging eine «Erleuchtung des Glaubens» einher: ein an Oetinger erinnerndes theosophisches «Gesamtsystem», das in der Bibel als «Offenbarungsorganismus» vorliege. Vom Supernaturalismus als rationaler Außenseite geschützt, vermochte Barth mittels dieses konsequenten Biblizismus sogar *eindeutige naturwissenschaftliche Erkenntnisse* zu gewinnen, wie etwa die der uneingeschränkten Gültigkeit des geozentrischen Weltbildes. Er hatte somit die *gesamte Weltwirklichkeit* in das Prokrustesbett der Bibel gezwängt, zwischen die Deckel eines antiken Buches.

Zielpunkt des biblischen Lehrsystems bildete das präexistente Reich Gottes, das sich als eine von der Schöpfung bis zur Vollendung der Welt- und Naturgeschichte währende *organisch-heilsgeschichtliche* Veranstaltung («Heilsökonomie Gottes») offenbare. Diese münde alsbald nach Christi Wiederkunft in das «Tausendjährige Reich» ein, um schließlich zur Vollendung zu gelangen: auf der «Neuen Erde», auf der sodann Gott und die versöhnte Menschheit in geistleiblicher Natur *alles in allem* seien. Das dem schwäbischen Seelenleben tief innewohnende Verlangen nach geistig-leiblicher «Ganzheit» meldet sich hier zu Wort, ebenso aber der aufklärerische Fortschrittsglaube, der mit biblisch-mythologischer Apokalyptik friedlich Hand in Hand geht. Zugleich schwingt im Hintergrund das organologische Geschichtsverständnis des Deutschen Idealismus mit. Und insofern läßt sich Barths Heilsgeschichte gleichsam als ein biblizistisches Pendant zu Hegels Geschichtskonstruktion verstehen: Was dieser mit «Weltgeist» meint, ist bei Barth das «Reich Gottes».

Dank seiner biblizistischen Brille vermochte er die Durchsetzung des Reiches Gottes zu überschauen und daraus ein *vollständiges Bild* der Kirchen- und Weltgeschichte zu gewinnen. Hinsichtlich dieser geht er von alttestamentlich-theokratischen Vorstellungen aus und sieht das Schicksal der Völker in ihrem *Glaubensgehorsam* Gott gegenüber begründet. Er kann dabei nicht nur von heilsgeschichtlichem Kolonialismus reden, sondern auch etwa die Conquista, bei der vierzig Millionen Indianer zu Tode kamen, als notwendiges heilsgeschichtliches Gericht Gottes bezeichnen. Er orientiert sich dabei an den schauderhaften Genozid-Erzählungen des Alten

Testaments und geht von rassistischen Vorstellungen aus, wenn er schreibt: *Die Indianer Amerikas waren wie die Völker Kanaans reif zur Ausrottung*, nachdem sie *vor Urzeiten das Evangelium ablehnten und es mit dem abscheulichsten Götzendienst vertauscht hatten* und wegen ihrer daraus erwachsenden *hochgetriebenen Laster ohnehin einer inneren Fäulniß entgegengingen*.

Ähnlich kurios wie die Vergangenheit sieht Barths Bild der gegenwärtigen Welt aus, die *auf dem letzten Loch pfeift*. So kreierte er im Anschluß an die neutestamentliche Apokalypse einen phantasievollen Fahrplan. Als königstreuer Deutscher hatte er darin in der *gottlosen Revolution* von 1848 und im deutschen Erzfeind Frankreich den Ausgangspunkt des Antichristen wiedererkannt, der in Kürze auftreten und Christi Wiederkunft einleiten würde. In diesem apokalyptischen Drama hatte er sich selbst eine wichtige Rolle zugeeignet. Er verstand seine vielfältige Arbeit als konkreten Beitrag, um Heilsgeschichte unmittelbar zu gestalten und das Kommen des Reiches Gottes zu beschleunigen.

#### *Ein schwäbisch-eschatologischer Pietist*

So hatte sich Barth als Calwer Reich-Gottes-Manager mit seinem Denken und Wirken eine pietistische Überwelt «geschaffen»: eine von Gigantomanie geprägte eschatologische Gesamt-Wirklichkeit. Verdunkelt war sie durch eine inhumane heilsgeschichtliche Theologie, erhellt durch seine soziale Tatkraft, die ihn als Gründer der Stammheimer Anstalt zu einem Wegbereiter der Inneren Mission in Württemberg werden ließ. Diese Eschatologie vermochte er in der Ausübung der schwäbischen Tugenden gleichsam zu «erleben»: im biblizistischen «Sinnieren» und im asketischen «Schaffen». Dabei erwies er Glaubwürdigkeit, weil Glaube und Tun ausnehmend kongruent waren.

Mit aller Kraft hatte Barth versucht, das Rad der Zeit zurückzudrehen. Der von der Moderne heraufgeführten Entzauberung der Welt hatte er allerdings mittels der neutestamentlichen Mythologie lediglich eine Wieder-Verzauberung entgegenzusetzen vermocht: eine Illusion namens «Reich Gottes». Damit hatte er eine Flucht ins 18. Jahrhundert angetreten – und große Erfolge erzielt. Seine leidenschaftliche Glaubenskühnheit wurde allerdings nicht belohnt: Das so sehnlich erwartete und mit einer Legion von Calwer Schriften «herbeigeschriebene» Reich Gottes war nicht gekommen. Der Siegeszug der Säkularisierung ging unaufhaltsam weiter.

Und so drehte sich auch die Weltenkugel weiter, als Barth, abgearbeitet und von mehreren Krankhei-

ten geplagt, am 12. November 1862 im Alter von 63 Jahren verstarb. Immerhin wurde er weit über Deutschland hinaus als internationale Gestalt der Erweckungsbewegung mit einer Legion von Nekrologen bedacht, unter anderem von einer englischen Zeitung, die titelte: *Dr. Barth was a champion of the gospel in Germany.*

Sein Nachfolger als Verlagsleiter wurde der Sprachwissenschaftler Hermann Gundert (1814–1893), der dem Verlag ein kirchlich-wissenschaftliches Gepräge verlieh. Beerbt wurde er von seinem Schwiegersohn, dem Missionsprediger Johannes Hesse (1847–1916), dem Vater des Dichters. 1920 zog der Verlagsverein nach Stuttgart um; seit 1952 trägt er den Namen «Calwer Verlag». Auch Barths zweite Gründung, die Stammheimer Anstalt, führt bis heute, 200 Jahre nach seinem Geburtstag, ihre Arbeit fort, seit 1978 als Sprachheilzentrum.

ANMERKUNG:

1 Näheres zu Barth v.a. in: Werner Raupp, C.G.Barth. Studien zu Leben und Werk. Stuttgart 1998 (Bibliogr.); ders., Art.: «Barth, C.G.», in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 16 (ersch. 1999); ders., Christian Gottlob Barth und die Anfänge des Calwer Verlags, in: Der Calwer Verlagsverein. Literatur aus Calw für die Welt. Hrsg. von der Stadt Calw. Calw 1999 (Kleine Reihe 8. Palais Vischer, Museum der Stadt.)  
Vgl. auch C.-G.-Barth-Archiv (Privatarchiv Werner Raupp, Dusslingen), das Quellenmaterial aus weltweit achtzig Archiven umfaßt.

*O Freund! Ich fühle es seelenvoll,  
ich empfinde diesen Anblick in meinem Innersten:  
Staub, der zu Gott emporgedrungen  
Am Fuße seines Thrones klimmt,  
Zu Gott, dem jetzt von Millionen Zungen  
Ein Hallelujah stimmt:  
Blick' auf mein Geist, und schwöre hier, Dein Leben  
Und Deine Kräfte Gott zu weih'n:  
Und Du, Allvater, der sie mir gegeben,  
Erhalte meine Seele rein!  
Daß, wenn ich einst aus diesem Thal der Zähren (Tränen)  
Zur Ruhe jenes Lebens geh',  
Der Fruchtstaub vieler guter Aehren  
Um meinen Grabeshügel weh'!*

«Weihegesang» von Christian Gottlob Barth, entstanden im Oktober 1816 beim Betrachten der aufgehenden Sonne. Ein natur-mystisches Erlebnis und Motto seines Lebens.

# Weltweit ein Begriff: Der Calwer Verlagsverein



*Ausstellung  
zum 200. Geburtstag  
des Gründers  
Christian Gottlob Barth*



Ausstellung noch bis 24.10.1999  
Geöffnet sonntags 14–17 Uhr

**CALW**

**PALAIS VISCHER**

*Museum der Stadt Calw*

Bischofstraße 48 · 75365 Calw  
Telefon (0 70 51) 92 69 95 oder 167-260

LUTZ REICHARDT

## Ortsnamenbuch des Ostalbkreises

Teil I: A – L	Teil II: M – Z
1999. 419 Seiten. Fester Einband/Fadenheftung DM 74,- ISBN 3-17-015351-X	1999. 402 Seiten, 1 Karte. Fester Einband/Fadenheftung DM 74,- ISBN 3-17-015352-8

Gesamtwerk ♦ ISBN 3-17-015353-6 ♦ DM 136,-

Ausgehend von einer Aufreihung hauptsächlich im Archiv erhobener Belege der historischen Ortsnamenformen mit Quellennachweis und unter Berücksichtigung der mundartlichen Form wird die sprachgeschichtliche Entwicklung jedes Ortsnamens dargestellt.

## Lebensbilder aus Baden-Württemberg

Band 19: 1998. 400 Seiten. Leinen DM 54,-  
ISBN 3-17-015060-X

In diesem Band werden 18 Biographien vorgestellt: u.a. über Markgraf Christoph von Baden, den Unternehmer Carl Mez, den Erfinder Siegfried Junghans, den Pfarrer und Kommunisten Erwin Eckert, den Nordamerika-Pionier und Indianer-Diplomat Conrad Weiser.

**Kohlhammer**

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart

## *Dietrich Schleip Ein Stuttgarter in Tibet – Forschungsreisen von Albert Tafel*

Endlose Hochebenen, rauhe Winde und eisige Kälte: Vielleicht sind dies die Gründe, warum das tibetische Hochland zu Beginn unseres Jahrhunderts – obwohl seit Jahrtausenden von Menschen besiedelt – auf europäischen Landkarten noch viele weiße Flecken aufwies. Nur wenige Forschungsreisende wagten die mühsame und zahlreiche Entbehrungen abverlangende Reise in das unwirtliche Bergland Tibets. Einer von ihnen war Albert Tafel, 1876 in Stuttgart geborener Sohn des Oberbaurats Otto Tafel und mütterlicherseits mit der in Schwaben ebenfalls nicht unbekannteren Familie Reuchlin verwandt. Ein unermüdlicher Reisender, der die meiste Zeit seines kurzen Lebens unterwegs im Dienste der Wissenschaft verbrachte.

Gleich nach Reifeprüfung und Militärdienst widmete er sich dem Studium der Geologie und Geographie, ein Fach, das allerdings zur damaligen Zeit kaum Aussichten bot, damit den Lebensunterhalt bestreiten zu können; also absolvierte er zusätzlich in Freiburg, München und Berlin ein Medizinstudium und erwarb einen Dokortitel. Als 1903 der berühmte Forschungsreisende Wilhelm Filchner – für damalige Verhältnisse völlig ungewöhnlich – gemeinsam mit seiner Ehefrau eine Forschungs-

expedition durch China plante, vermittelte Tafels Freund Freiherr von Richthofen seine Teilnahme an dieser Reise.

Filchner war aktiver Offizier, aber wie Tafel leidenschaftlicher Geograph und für die auf eineinhalb Jahre Dauer angelegte Reise beurlaubt. Der 28jährige Tafel hatte mittlerweile schon etliche Reiseerfahrungen, unter anderem in Albanien, gesammelt und in Tagebüchern peinlich genau Protokolle über alle Beobachtungen geführt – Erfahrungen, die ihn als Expeditionsteilnehmer qualifizierten. Zudem war er nicht nur Geologe, sondern zugleich Arzt, was auf solchen Expeditionen von überlebenswichtiger Bedeutung sein konnte.

Von der chinesischen Hafenstadt Shanghai aus durchqueren Tafel, Filchner und dessen Ehefrau ganz China, um bis in den Osten Tibets vorzudringen. Hier muß Albert Tafel eine Leidenschaft gepackt haben: Zwar kehrt er mit seinen Gefährten nach Shanghai zurück, trennt sich aber dort im Januar 1905 von ihnen und plant eine eigene Expedition nach Tibet. Kein leicht nachzuvollziehender Entschluß, denn die Forscher waren mehrfach von marodierenden Räuberbanden überfallen worden, und Filchner hatte prophezeit, so schnell werde nicht



*Albert Tafel in tibetischer Kleidung hoch zu Roß bei seiner Ankunft in Tao Tschou.*



Das Expeditionslager im tibetischen Hochland.

wieder jemand «in das Wespennest hineinstecken», also nach Tibet reisen.

Albert Tafel kümmert das wenig, für ihn heißt es «Auf nach Tibet». In Shanghai wird nur noch schnell die Expeditionsausrüstung vervollständigt, und schon geht es mitten im kältesten Winter auf einem angeheuerten Boot über den Yang-Tse-Kiang und den Han-Kiang nach Nordwesten. Allein der Vorstoß an die Grenze Tibets dauert fast ein Jahr, kein Wunder wenn man bedenkt, daß unterwegs Vermessungen durchgeführt und umfangreiche Landkarten gezeichnet wurden. Wenige Tage vor dem Weihnachtsfest 1905 erreicht Albert Tafel mit seinen sieben chinesischen Begleitern das Grenzgebiet und notiert in seinem Tagebuch: *Kaum hatte ich den Tao-Fluß auf der schmalen schwankenden Holzbrücke überschritten, so begegneten mir wilde Gestalten mit lappigen, vielfach eingerissenen Pelzmänteln, mit elastischen, aber bestimmten, kecken und herrischen Bewegungen. Es waren die ersten Tibeter.*

Die aus dieser Charakterisierung sprechende Distanz der Tibeter ist verständlich. Die meisten Bewohner jener Gegend überdauerten den Winter in Zelten und waren dabei ganz auf die zuvor angelegten Vorräte angewiesen: *Wenn nämlich im Spätherbst die Schafe am fettesten sind und es eben zu frieren anfängt, dann schlachten die Tibeter ihren ganzen Winterbedarf auf einmal. Der ganze Fleischvorrat des Winters*

*wird im Zelte aufgestapelt, es ist darin immer so kalt, daß das Fleisch nicht verdirbt.* Es bedarf nicht vieler Phantasie, um sich vorzustellen, daß unter solchen Bedingungen bisweilen der nackte Hunger zu Raubüberfällen führte. Hinzu kamen schlechte Erfahrungen, die viele buddhistische Mönche – besonders im Grenzgebiet – mit Angehörigen anderer Religionen gemacht hatten. Das erkannte auch Albert Tafel und zeichnete später ein sehr viel einfühlsameres Bild: *Die europäischen Reisenden, die schon viel Böses von tibetischen Mönchen mitzuteilen wußten, taten diesen sicherlich meist bitter unrecht: (...) Zumal in den Klöstern, die an der nordchinesischen Grenze liegen, glaubt jeder Lama bei unserer Annäherung, sein ganzer Glaube und seine Heiligtümer seien in Gefahr, etwa wie wenn in alter Zeit eine Türkenschar gegen eines unserer abendländischen Klöster anrückte. Gerade in tibetischen Klöstern habe ich aber schon die schönsten Stunden verlebt.*

Zwar verbringt Albert Tafel den größten Teil des Winters in verschiedenen Klöstern, doch trotz des bitteren Winters mit Temperaturen unter  $-30^{\circ}\text{C}$  bricht er immer wieder zu kartographischen und geologischen Studien auf. Im Frühjahr 1906 schließlich kann er sich endlich dem eigentlichen Zweck seiner Expedition zuwenden: Eine Reise durch Tibet von Nordost nach Südwest, um auf einem langen Zickzackweg möglichst viele der bisherigen großen weißen Flecke auf der Landkarte Tibets zu queren. Ein Reise von

über zweitausend Kilometern, zu Pferd, zu Fuß, durch endlose Hochebenen, über Gebirgspässe von 4–5000 Metern Höhe. Die Schilderung der Strapazen klingt nicht übertrieben: *Immer wieder – alle paar hundert Schritte – blieben wir, nach Atem ringend, liegen und warfen die drückenden Bündel vom müden Rücken und den schmerzenden Schultern. Unsere Fortschritte, die ich mir täglich genau berechnete, gaben zum Verzweifeln geringe Resultate. Wir legten kaum 15 Kilometer zurück. Die meisten Leute husteten und litten an Nasenbluten. Mein Herz pochte so stürmisch, daß ich fürchtete, die Strapazen nicht mehr lange aushalten zu können.*

Im November 1906 trifft Tafel wieder in der westchinesischen Bezirkshauptstadt Lan Tschou ein – um sofort Vorbereitungen zur nächsten Expedition zu treffen, diesmal eine noch längere Rundreise durch den Süden und Südosten Tibets. Zwar gelingt es ihm nicht, die Hauptstadt Lhasa zu erreichen, der Überfall einer Räuberbande auf das Expeditionslager zwingt zur vorzeitigen Umkehr. Dennoch kehrt Tafel 1908 schließlich mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute in die Heimat zurück. Rund dreihundert Karten von vielen zuvor nicht beschriebenen Gegenden und eine umfangreiche geologische Sammlung, die er der Universität Tübingen vermachte. Außerdem eine fast dreihundert Einzelstücke umfassende ethnographische Sammlung aus Tibet, die er dem Stuttgarter Linden-Museum schenkt; dazu gehört auch ein kostbares Manuskript in Silberschrift, das derzeit in der Sonderausstellung «Zeit der Buddhas» im Linden-Museum zu sehen ist.

In Deutschland wurde Albert Tafel schnell zur Berühmtheit. Zahlreiche Medaillen wissenschaftlicher Gesellschaften und ein Professorentitel der Technischen Hochschule Stuttgart waren der verdiente Lohn für seine Werke und Erkenntnisse. Auch die breite Öffentlichkeit interessierte sich für den Tibetreisenden. Als Graf von Linden eine Bitte des Stuttgarter Sozialdemokratischen Vereins um einen Vortrag an Albert Tafel weiterleitet, entgegnet der Forscher standesbewußt: *Ich bin natürlich etwas baff, durch Herrn Graf gerade die Aufforderung von einem sozialdemokratischen Bezirksverein übermittelt zu bekommen. Es würde wohl manches Kopfschütteln unter meinen Bekannten hervorrufen, wenn ich dem Ruf folgen würde.*

Doch ein geruhsames Leben als Hochschullehrer blieb Albert Tafel fremd. Neue Reisen nach China standen an, der Erste Weltkrieg verschlug ihn im Rahmen einer Militärexpedition nach Persien, und

der Zusammenbruch des Kaiserreichs traf den Patrioten Tafel in seinem tiefsten Innern: Er wollte nicht länger als Forscher unterwegs sein, besann sich seines «Zweitberufes» und ging als Arzt in niederländischen Diensten nach Indonesien. Erst zehn Jahre später kehrte er unfreiwillig wieder nach Europa zurück, ein Krebsleiden zwang zu einer schweren Magenoperation. Es scheint fast, als habe ihm die Krankheit neuen Lebenswillen gegeben, denn 1934 packte er wieder seine Expeditionskisten. Zum drittenmal nach China, um die früheren kartographischen Arbeiten wieder aufzunehmen. Es sollte ihm nicht vergönnt sein, die Arbeiten zu Ende zu führen. Ein erneuter Ausbruch des Krebsleidens zwang ihn zur Rückkehr, kurz nach der Rückkehr schloß Albert Tafel am 19. April 1935 für immer die Augen.

Es dauerte noch über zwanzig Jahre, bis sein gesamter wissenschaftlicher Nachlaß bearbeitet und veröffentlicht wurde. Wer heute durch China oder Tibet reist, sollte nicht vergessen, daß die geographische Kenntnis dieser Gebiete Forschern wie Albert Tafel zu verdanken ist.



Ein tibetischer Bettelmönch.

# Raimund Waibel Museen des Landes: Das Stadtmuseum in Saulgau

«Was hat Kaiserin Maria Theresia mit Saulgau zu tun?» Die eingangs des Stadtmuseums in Saulgau auftauchende Frage hat ihre Berechtigung, scheint Saulgau doch zu der Lichtgestalt unter den Habsburger Herrschern ein besonderes Verhältnis zu haben: Erst jüngst hat man der Kaiserin ein bemerkenswert qualitätsvolles Denkmal in der Stadt errichtet. Mit dieser Statue hat es freilich eine besondere Bewandnis: 1986 wurde in Saulgau die Errichtung eines Denkmals diskutiert. Der Gemeinderat entschied sich damals – im Sinne eines Vorschlags der Verwaltung – für eine Statue Kaiserin Maria Theresias und gegen den unter dem Motto «Wenn schon ein Denkmal, dann für Demokraten, nicht für Potentaten» propagierten Gegenvorschlag, den Demokraten Georg Conrad Caspar Neidlein, Bürgermeister in Saulgau von 1848 bis 1874. Eine gewisse Rolle mag dabei auch gespielt haben, daß die Stadt durch glückliche Umstände recht kostengünstig zu einem Abguß einer erstklassigen Statue des Bildhauers Franz Xaver Messerschmied (1736–1783) kam, deren Original in der Österreichischen Galerie im Schloß Belvedere in Wien steht.

Die Statue beantwortet die im Stadtmuseum aufgeworfene Frage freilich auch nicht. Und selbst im Museum bedarf es einiger Reflexion, um eine Antwort zu finden: Maria Theresia war ja nicht nur Kaiserin, sondern auch Herrscherin im habsburgischen Vorderösterreich, und zu dieser Ländermasse zählte Saulgau als eine der fünf vorderösterreichischen «Donaustädte».

Maria Theresia also eine vorderösterreichische Symbolfigur! Karl VI., ihr Vater, oder Joseph II., ihr Sohn, dessen «Josephinische Reformen» wohl ebenso tief in das Leben der Stadt eingegriffen haben wie die Maßnahmen der Kaiserin, die übrigens Saulgau niemals besucht hat, wären wohl kaum eines Denkmals wert erachtet worden. Auf den der Zeit Maria Theresias gewidmeten Tafeln der Ausstellung im zweiten Stock des Stadtmuseums taucht übrigens der Name Saulgau gar nicht auf, sieht man ab von der marginalen Erwähnung des kuriosen «Spatzenkriegs» 1774, als die Saulgauer verpflichtet wurden, die überhandnehmenden Spatzen zu jagen und je nach Steuerleistung eine vorgeschriebene Anzahl bei der Stadt abzuliefern. So wird es wohl sein: Maria Theresia soll für Vorderösterreich stehen, für die sich im nachhinein verklärende ehemalige Zugehörigkeit zum Habsburgerreich und somit

nicht zuletzt auch als Kontrapunkt zum noch immer ein wenig bedauerten Übergang an Württemberg im Jahre 1806.

## *Steinzeit, Kelten und Alamannen*

Die Ausstellung im Stadtmuseum zu Saulgau, eingerichtet in der 1586 erbauten «Köberle-Scheuer» und eröffnet im Mai 1998, thematisiert Geschichte. Ein weiter Bogen spannt sich von der Steinzeit bis in die Gegenwart, nämlich zur Kreis- und Gemeinde-reform sowie zum Aufstieg zur Bäderstadt. Letztere Themen haben aber – mit Verlaub gesagt – wohl



doch noch keinen musealen Wert im eigentlichen Sinn erreicht.

Vom Ende der letzten Eiszeit bis ins 20. Jahrhundert also wird in Saulgau Stadtgeschichte präsentiert. Und dies in einer wahrhaft barocken Fülle, auf vier Ebenen und mit ungezählten Tafeln, Abbildungen und Reproduktionen. Die Gegend um Saulgau weist Siedlungsspuren bereits aus der frühesten Zeit nach Ende der letzten Eiszeit um 10000 v. Chr. auf: Funde im Booser-Musbacher Ried aus der Mittelsteinzeit (8000–5500 v. Chr.), sogenannte Mikrolithen. In Saulgau selbst wurde 1921/22 ein Urnengräberfeld der Bronzezeit aus der Zeit um 1000 v. Chr. entdeckt. Einige Exponate wie Pfeilspitzen, Steinklingen und Steinsteichel in einer Vitrine führen diese frühe Besiedlung auch materiell vor Augen.

Daß in und um Saulgau auch Keltisches gefunden wird, überrascht nicht. Dies war bei der geographischen Nähe der Heuneburg, eines wirtschaftlichen und politischen Zentrums der späten Hallstattzeit, zu erwarten. Für die Keltenzeit stehen unter anderem die Dokumentation der Viereckschanze Bondorf bei Saulgau und als Leihgabe vom Württembergischen Landesmuseum eine keltische Grabflasche der Latènezeit, gefunden bei einer Grabung im Saulgauer Stadtgebiet. Für die Alamannen schließlich war Saulgau «nur zweite Wahl», wie das Stadtmuseum verdeutlicht: Der Ortsname Saulgau deutet auf eine Gründung in der ersten Ausbauphase der alamannischen Siedlungen seit dem 7. Jahrhundert.

Saulgaus Vergangenheit, dies wird deutlich, ist somit seit der frühesten Besiedlung gleichsam «lückenlos». Exponate, Objekte für eine museale Präsentation der Geschichte, sind freilich dünn gesät. Die Gestalter des Museums konnten auf keinen Museumsfundus zurückgreifen, wie Kulturamtsleiter Andreas Ruess bedauernd erklärt, es war kaum Gegenständliches vorhanden. In Saulgau hatte es – mit Ausnahme der jüngsten Vergangenheit – keine Vereinigung gegeben, die Objekte der Stadtgeschichte gesammelt hätte.

Unter diesen Voraussetzungen ein Museum zu planen und zu gestalten, ist keine einfache Aufgabe. Leider ist aber das mit der Einrichtung beauftragte Stuttgarter Büro Schober und Reinhardt der Versuchung erlegen, fehlende Exponate durch Textfülle und überbordende graphische Gestaltung, einschließlich langer Quellenzitate und Faksimile-Wiedergabe historischer Dokumente, zu ersetzen. Dies wird bereits eingangs des stadthistorischen Rundgangs deutlich. Anstatt sich – wie im Text zur Steinzeit noch gut gelungen – auf Wesentliches zu beschränken, läßt sich die Tafel zu den Kelten auch umfänglich über die Quellengattungen zur Erfor-

schung der keltischen Geschichte aus. Auch ließe sich trefflich darüber streiten, ob eine fünfgliedrige Karte zur Ausbildung des alamannischen Stammesgebietes in Südwestdeutschland vom 3. bis 7. Jahrhundert in einer stadthistorischen Ausstellung mit relativ wenigen Bezügen zur alamannischen Geschichte unbedingt nötig ist, oder ob das nicht doch nur den Umfang der Präsentation unnötig aufbläht.

#### *Stadtgeschichte: Wenige Exponate – viele Tafeln*

Die Versuchung, bei der Behandlung der Themen zu weit auszuholen und sich dabei notabene weit von der Stadtgeschichte zu entfernen, wird besonders deutlich bei einigen Tafeln, die den Staufern gewidmet sind. Es ist keineswegs bewiesen, wenn auch sehr wahrscheinlich, daß Friedrich II. als Stadtgründer von Saulgau anzusprechen ist. Dies ist in der Ausstellung so auch dargestellt. Die Staufer haben in der Darstellung der Stadtgeschichte also durchaus ihre Berechtigung. Warum dies aber ausufern muß in eine umständliche Behandlung der Tatsache, daß sich der Adel im Mittelalter nach seinen Stammburgen benannte – dies wird sogar mit einer eigenen Karte zur Lage der Burgen Württemberg und Zähringen, der Habsburg und des Hohenzollern unterstrichen –, wozu andererseits die Karte des



*Ältestes Saulgauer Stadtwappen (13. Jh., Nachzeichnung).*

Fragen zur Stadtgeschichte Saulgaus markieren den Beginn des Museumsrundgangs. Blick von der Empore auf das Erdgeschoss.



Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zur Zeit der Stauer dienen soll, läßt sich nicht nachvollziehen. Optisch dominierend erscheint ein riesiges Bild des Castel del Monte in Italien samt wissenschaftlichem Grundriß, das von der Stadtgeschichte nun nachgerade ablenkt. Die graphische Gestaltung unterstützt hier nicht mehr die Präsentation von Stadtgeschichte, sondern wird zum Selbstzweck. Ins Bild kommt oft, was aus Geschichtsbüchern ohnehin zur Genüge als zeitypisch bekannt ist: das Castel del Monte etwa oder Barbarossa in der Welfenchronik. Zudem weist die Karte des Stauerreiches peinliche Fehler auf: Pommern und das Preußenland waren im 13. Jahrhundert nicht Bestandteil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation – das waren diese Gebiete auch 1806 beim Untergang des Reiches noch nicht! –, dafür aber Sardinien und Korsika. Ähnlich überzogen wirkt die Weltkarte (!) des Habsburgerreiches unter Kaiser Karl V.

Überzeugender wirken die Museumsbereiche, wo die Saulgauer Stadtgeschichte im eigentlichen Sinne thematisiert wird. So etwa – sowohl in inhaltlicher wie graphischer Hinsicht, weil nämlich nicht überladen und im Ausdruck prägnant – die Tafeln zur Schenkung der Siedlung *Sulogau* an das Damenstift Buchen 819 durch Kaiser Ludwig den Frommen, die folgende Entwicklung des Ortsnamens aus *Sulogau* (819) über *Sulagun* (857) und *Sulgen* (1273), wie es heute noch mundartlich heißt, und schließlich zu *Saulgau* (1592). Ebenso die Wandlung und Erklärung

des Stadtwappens, das ursprünglich keinen Löwen mit einer Säule, sondern mit einem Steigbaum, einer Art Leiter, zeigte. Mit Säulen hat der Ortsname nämlich nichts zu tun, sondern mit *sul*, der «Suhle».

Um 1235 war die Stadt Saulgau wahrscheinlich von Friedrich II. gegründet worden, 1288 verlieh ihr König Rudolf von Habsburg das Lindauer, 1300 König Albrecht das Ulmer Stadtrecht, nachdem die Habsburger 1299 die Stadt gekauft hatten. Im folgenden Jahrhundert verpfändeten die Habsburger Saulgau mehrfach, schließlich sogar als «mannserbliche Inhabung» an die Truchsessen von Waldburg, bis es den Bürgern 1680 gelang, sich aus eigener Kraft zu «befreien»: Sie kauften sich gleichsam selbst an Österreich zurück und lösten die Pfandschaft für ihre alten Herren ab!

Die Auslösung aus der Pfandschaft darf ohne Zweifel als einer der Höhepunkte der Stadtgeschichte und des bürgerlichen Selbstbewußtseins gelten. Sie hätte verdient, gebührend dargestellt und hervorgehoben zu werden. Die Rückbesinnung auf bürger(schaft)liches Engagement solcher Art vermag ja auch identitätsstiftend für die Gegenwart zu sein. Historie und Museen erfüllen nicht zuletzt auch gesellschaftliche Aufgaben. Leider geht der «Rückkauf» von 1680 aber gleichsam unter in einer – optisch durchaus geschickt und gefällig arrangierten – Allee aus Textfahnen zur Geschichte und Bedeutung der Truchsessen von Waldburg für die Stadtgeschichte. Ein Höhepunkt des bürgerlich-saulgauer Selbstbewußtseins unter «ferner liefen»!



Ein wiederverwendbarer «Clappsarg» mit sich nach unten öffnenden Klappen steht für die «Josephinischen Reformen», ein Bild Kaiser Napoleons für das Ende der Zugehörigkeit Saulgaus zum Habsburgerreich.

Nicht nur an dieser Stelle verspürt man in Konzeption und Textgestaltung eine gewisse kühle Distanz zur Stadtgeschichte.

#### *Habsburger Barock und Übergang an Württemberg*

Es kann hier nicht der Ort sein, die Fülle der im Stadtmuseum Saulgau behandelten Themen im Detail anzusprechen. Selbstverständlich findet der Besucher Informationen über die städtische Obrigkeit, über Ammann und Bürgermeister, über Gericht

und Rat, über die «Gemeinde», Bürger und Hintersassen. Der Besucher vermag durch ein Tor sogar gleichsam einzutreten in die ummauerte Stadt, in eine Inszenierung, in der er städtische Verordnungen und Nachrichten zu den unterschiedlichsten Lebensbereichen entdeckt, in Form inszenierter Anschläge an der hölzernen Stadtmauer, die zugleich einen geborgenen Raum bildet für den dort ausgestellten Kirchenschatz mit wertvollen, vor allem gotischen und barocken Kunstwerken. An anderer Stelle finden die Hexenprozesse Erwäh-



Zwischen den württembergischen Königen Friedrich I. und Wilhelm I. geht der Besucher in den Ausstellungsbereich 19. Jahrhundert.

nung, der Dreißigjährige Krieg oder die Pest, von der die Stadt mehr als einmal heimgesucht wurde, illustriert durch das bekannte Saulgauer «Große Pestbild» von 1620, dessen Maler unbekannt geblieben ist.

Über ein als Brücke zu verstehendes Stahlblech schreitet der Besucher durch die erwähnte Fahnen-Allee aus der Frühen Neuzeit hinüber in das barocke Saulgau. Aus dem Barock haben sich in der Stadt einige Porträts in Öl erhalten: Kaiser Leopold I. (1640–1705), Maria Theresia (1717–1780) und deren Sohn Joseph II. (1741–1790) und vom Saulgauer Ehepaar Franz Jakob und Maria Anna Blaicher. Franz Jakob Blaicher (1727–1799) war Glaser, Mesmer, Stadtammann, kaiserlicher Geometer und Spitalpfleger. Das Ehepaar gehörte zur städtischen «Ehrbarkeit», wie man in Alt-Württemberg gesagt hätte.

Einige Saulgauer Bürgersöhne sollten im 18. Jahrhundert im Habsburgerreich zu höheren Weihen aufsteigen. Stellvertretend sind die Karrieren von Anton von Störck (1731–1803), dem Leibarzt Kaiserin Maria Theresias und durch seine Selbstversuche mit Giften in «homöopathischen Dosen» Vordenker der späteren Homöopathie, sowie sein Bruder Matthias, Leibarzt von Leopold Großherzog von Toskana in Florenz. Beide wurden von Joseph II. in den niederösterreichischen Herrenstand erhoben. Ebenfalls zu einem Hofamt gelangte der kaiserliche Hofkapellmeister Johann Heinrich Hörmann (1694–1763), nämlich am Hofe von Erzherzog Karl Philipp in Innsbruck, wenn auch das Amt miserabel bezahlt war und der talentierte Komponist, von dem auf Knopfdruck verschiedene Musikstücke mit Maultrommelbegleitung (!) zu hören sind, sich und seine Familie mit vielerlei «Nebenjobs» über Wasser halten mußte.

Unübersehbar bildet ein Konterfei Napoleons den Schlußpunkt der Stadtgeschichte zur Zeit des alten Reiches: Saulgau wird 1806 württembergisch. Der Besucher erklimmt die Treppe zum vierten Obergeschoß, wo eine Abbildung der Königskrone von 1806 und ein Ölgemälde des ersten Königs, des dicken Friedrich I., für den Übergang der Stadt an Württemberg stehen. Mit der Bezeichnung *ungeliebter Herrscher von Gottes Gnaden* ist im Stadtmuseum Saulgau sicherlich eine treffende Überschrift gewählt worden. Friedrich war ein Absolutist von fast despotischem Zuschnitt. Ganz anders dann sein Sohn und Nachfolger Wilhelm I. (König 1816–1864), dem es gelang, auch die Sympathien der neuwürttembergischen Landesteile zu erlangen.

Bezüge zur Stadtgeschichte, noch mehr aber zur regionalen Kulturgeschichte, birgt die Person des in Saulgau geborenen Pfarrers Michael von Jung, der



Oben: Kaiserin Maria Theresia, Ölgemälde, um 1750.

Unten: Pestbild von Johann Kaspar Koler aus dem Jahr 1736 zur Erinnerung an die große Pest von 1611.





Blick in die Saulgauer Narrenwelt. Von links sind zu erkennen: Zunftrat, Narrenbüttel, Zennamacher, Blumenährle, Spitzmäule und ganz rechts ein Dorausschreier mit dem bodenlosen Korb.

30 Jahre lang Seelsorger in Kirchberg an der Iller war und sich dort nicht nur bei der Bekämpfung der Cholera 1814, sondern später auch mit originellen Leichenpredigten einen Namen machte: Jung vertonte seine Leichenpredigten und sang sie in Form von Bänkelliedern mit Lautenbegleitung. Sonst aber auch im Ausstellungsbereich zum 19. Jahrhundert unnötige Abschweifungen – warum auf der Tafel zur Traditionsgastwirtschaft «Kleber-Post» auch noch ein Lebensbild des französischen Revolutionsgenerals Jean Baptist Kléber erscheinen muß, eines «entfernten Verwandten», wie man im Museum erfährt, ist nicht recht einzusehen – und ärgerliche Fehler im Detail: Die kommunale Selbstverwaltung wurde in Württemberg weder 1822 im Verwaltungsedikt noch «wieder» eingeführt, sondern 1818/19 im Organisationsedikt und in der Verfassungsurkunde; «Gemeindedeputierte» war nicht eine frühe Bezeichnung für die Gemeinderäte, sondern für die Mitglieder der Bürgerausschüsse, wie sie seit 1822 hießen, zudem bereits 1817 in Württemberg eingerichtet.

Nicht zuletzt in solchen Passagen wird die Problematik deutlich, Geschichte gleichsam auf dem «freien Markt» einzukaufen, beim museumsgestaltenden «Generalunternehmer», der Inhalt(e), Text und graphische Gestaltung liefert. Es ist auffällig, daß die Ungenauigkeiten vor allem bei den grundsätzlichen Texten auftreten, während die spe-

zifisch Saulgauer Themen, bei denen offenbar auf Forschungen und Vorarbeiten eines über fast zehn Jahre tätigen und als eigentlicher Initiator des Stadtmuseums anzusprechenden Arbeitskreises zurückgegriffen werden konnte, zum einen konkreter, zum anderen anschaulicher ausfallen.

#### *Industrialisierung, Drittes Reich und Bierbrauen*

Die Einwirkung lokaler Geschichtsforschung wird erfreulicherweise in weiten Bereichen der Ausstellung zum 19. und 20. Jahrhundert spürbar. Ein Glücksgriff ist in diesem Zusammenhang sicherlich das Konzept, die Darstellung des 19. Jahrhunderts, den Aufbruch der Stadt in die Moderne, in weiten Strecken in bezug zu stellen zur Person des langjährigen Bürgermeisters Georg Conrad Caspar Neidlein (1816–1874): Neidlein war kein Oberschwabe, sondern im Oberamt Crailsheim geboren, und kam als «Schreiber», als Gerichtsaktuar, 1842 nach Saulgau. Im März 1848 wird der «importierte» protestantische (!) Demokrat in der erzkatholischen Stadt ohne Gegenstimme zum Bürgermeister gewählt.

Neidlein spielte eine gewichtige Rolle in der Revolution in Oberschwaben, wird 1849 und 1850 auch in die Verfassungsberatenden Landesversammlungen gewählt, tritt aber von der landespoli-

tischen Bühne bereits 1851 resigniert wieder ab. Um so mehr wird er sich in den kommenden Jahren der Modernisierung seiner Amtsstadt zuwenden: Neidlein darf als treibende Kraft der beginnenden Industrialisierung in Saulgau gelten, ja als «Motor des Eisenbahnanschlusses», der 1869 erreicht wird. In der Person des Schultheißen werden wesentliche Entwicklungen der Stadtgeschichte im 19. Jahrhundert faßlich: der Anfall an Württemberg, die gescheiterte Revolution 1848/49 und der mit der Industrialisierung einhergehende wirtschaftliche Aufstieg.

Meilensteine der wirtschaftlichen Entwicklung stellten im 19. und 20. Jahrhundert «der Bautz» dar, die bekannte Landmaschinenfabrik, «Bucher's Thonwaren-Fabrik», aus der die Likörfabrikation «Van Delft» hervorgehen wird, die Mayer-Müller'sche Kirchengeschäfts- und Möbelwerkstatt, aber auch das unternehmerische Multitalent Carl Platz (1847–1927), der nicht nur Bierbrauerei- und Sägewerksbesitzer war, sondern der auch eine Schnapsbrennerei und eine Dampfziegelei betrieb, zudem Eisenbahnstrecken und Saulgaus erstes Elektrizitätswerk baute. Nicht zu vergessen Willi Burth, der die Kinowelt revolutionierte mit der Erfindung des «Burth'schen Tellers» zum Abspielen von Kinofilmen, mit dem 1954 das Umspulen und Wechseln der Filmrollen überflüssig wurde. Der 1904 in Saulgau geborene Burth erhielt für diese und andere Erfindungen 1996 hochbetagt in Hollywood den «Technik-Oscar» der Filmindustrie verliehen.

Willi Burth ist bereits ein Zeitgenosse des 20. Jahrhunderts, einer Epoche, die im Saulgauer Stadtmuseum eine bemerkenswert umfangreiche Darstel-

lung erfährt: Weimarer Republik und Inflation, Nazi-Diktatur und demokratischer Neubeginn nach 1945. Erfreulicherweise werden gerade die Jahre 1933–1945, die auch in Saulgau wie allerorten problembehaftet sind, nicht aus der Geschichtsbetrachtung ausgeklammert, sondern kritisch beleuchtet: Saulgaus Weg in den Nationalsozialismus und die Gleichschaltung, bis schließlich *auf dem Friedhof sich rasend die Heldenkreuze mehren*, wie der Chronist der Saulgauer Franziskaner notierte. Der Krieg der Nationalsozialisten gegen das eigene Volk, die Verfolgung und Ermordung der politischen Gegner und der jüdischen Bürger, das Denunziantentum, aber auch Beispiele für Zivilcourage und Menschlichkeit, Hilfe für Verfolgte und KZ-Häftlinge und die Gewissenstreue des 1940 hingerichteten religiösen Kriegsdienstverweigerers Josef Ruf mögen den Nachgeborenen zur Mahnung dienen.

Mit großformatigen Exponaten ließ sich die Existenz eines Saulgauer Außenlagers des KZ Dachau ins Bild setzen: Seit 1943 produzierten Häftlinge in Saulgau die Mittelteilschale für die Außenverkleidung der V2, mit der die Nazis noch den Krieg gewinnen wollten. Ein Teilstück einer solchen Rakete, daneben die Kleidung eines KZ-Häftlings, das sind nach den vielen Schrift- und Bildtafeln ins Auge fallende, erschütternde und aufrüttelnde Exponate. Die das 20. Jahrhundert beschließenden Tafeln zur Schulgeschichte, zu Gemeinde- und Kreisreform und zur Stadtsanierung, die freilich ganz ohne Zweifel bedeutende Leistungen vorzuweisen hat, hätten aber wohl besser in einer Ortschronik Platz gefunden als in einem Museum. Die



Inszenierung zur Brauereigeschichte: Der Siegeszug des Flaschenbiers beginnt.

Warnung, kein «begehbare Buch» zu schaffen, wurde nicht nur an dieser Stelle wohl nicht beherzigt.

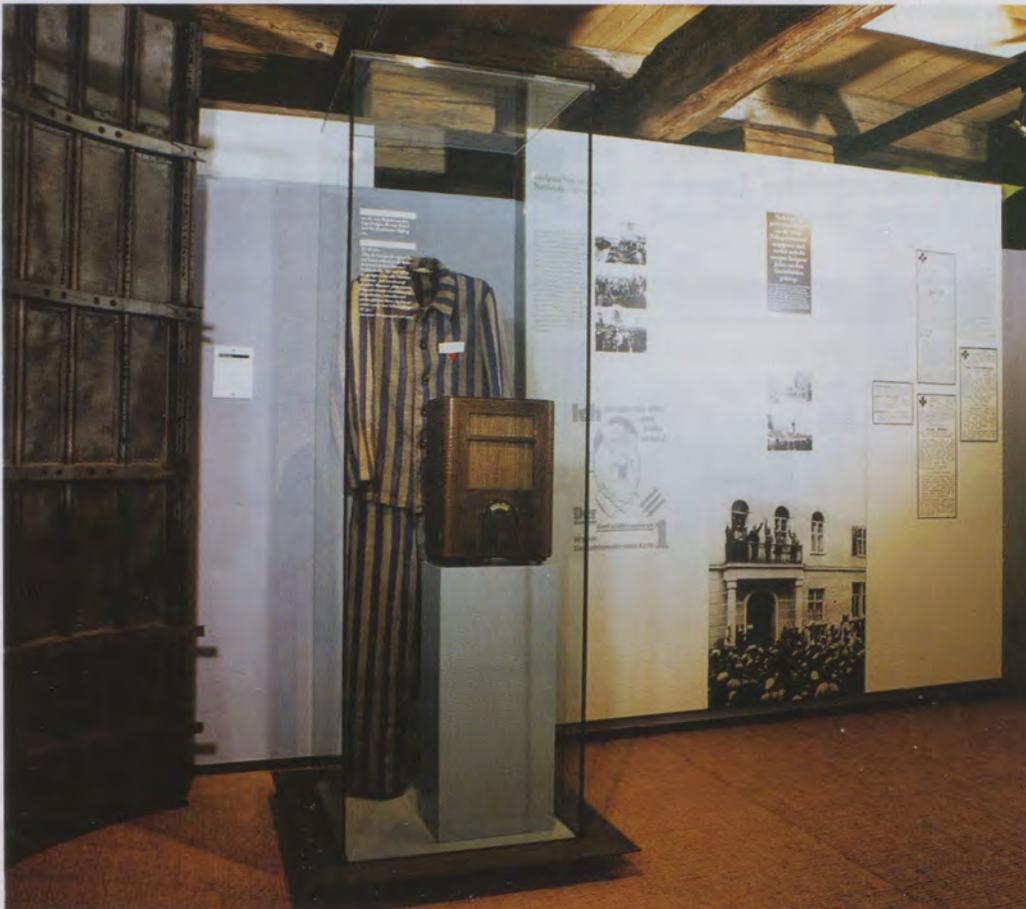
Mit dem vierten Obergeschoß sollte freilich der Rundgang nicht abgeschlossen sein. Eine Treppe höher, unter dem Dach, locken Saulgauer Fasnachtsmä: Für den Fremden, aber vielleicht auch für den Einheimischen überraschend ist dabei, daß die schwäbisch-alemannische Fasnacht in Saulgau gerade ein halbes Jahrhundert Tradition hat, das Fasnachtstreiben trug noch in den 1930er Jahren eher karnevalsähnliche Züge. Und im Erdgeschoß lohnt der Besuch einer ganz besonderen Abteilung: der Geschichte des Biers und der Bierbrauerei.

Eine ausführliche Behandlung der Bierbrauerei – das ganze Erdgeschoß und die darum herumführende Empore sind dem Thema gewidmet – hat durchaus seine Berechtigung, existierten doch Mitte des 19. Jahrhunderts in Saulgau mehr als 20 Brauereien. Zudem war die Gegend um Saulgau eine Hochburg des Hopfenanbaus. Erwerbszweige, die freilich bereits wieder Geschichte sind: Der Konzentrationsprozeß im Brauereigewerbe hat dazu geführt, daß seit 1977 in Saulgau kein Bier mehr gebraut wird, der Hopfenanbau wurde schon 1917

nach verheerenden Unwettern auf Dauer aufgegeben.

Doch nicht nur der Saulgauer Biererzeugung sind die Exponate und Texte gewidmet, sondern auch der Geschichte des Brauens im allgemeinen, womit das Stadtmuseum auch zu einem Brauereimuseum wird. Teils wieder etwas umständlich und auch nicht ohne Abschweifungen führen die Texte von den Themen «Bodenbeschaffenheit in der Umgebung der Stadt» über «Fische als beliebtes Nahrungsmittel» – den Zusammenhang zum Bier vermag der Besucher nicht recht herzustellen –, über «Wasser» und «Mühlen» bis zu den Klimaschwankungen der letzten tausend Jahre, wobei eine Klimaverschlechterung im 16./17. Jahrhundert zur Aufgabe des Weinbaus um Saulgau und zur allgemeinen Verbreitung des Biertrinkens führte.

Ausführlich und durchaus instruktiv werden die Rohstoffe und Methoden der Brauer vorgestellt, nun meist «handgreiflich» in Verbindung mit Exponaten wie Werkzeugen, Gerätschaften und Maschinen, darunter ein wiedererrichtetes Sudhaus der Adlerbrauerei in Saulgau-Moosheim, aber auch mit vielen großformatigen Fotos, die fast alle Saulgauer Motive, Ansichten von und Einsichten in Brauereien



*Ein Schalenteil der Rakete V2, Häftlingskleidung und Volksempfänger: Diese Exponate verdeutlichen die NS-Schreckensherrschaft.*

seit den Gründungsjahren bis zur Weimarer Republik zeigen. Es macht den Reiz dieser Museumsabteilung aus, daß hier ein Aspekt der Stadtgeschichte mit viel Lokalkolorit dargestellt ist.

*Museum: Ausstellung und Geschichtsbuch in einem*

Unermüdliche, langjährige Sammeltätigkeit hat viele alte Fotografien und Objekte zu Tage gefördert, die nun eine museale Präsentation im eigentlichen Sinne ermöglichen. Allerdings wäre es wünschenswert, daß auch in den Texten der lokale Bezug noch deutlicher hervorgehoben wäre, handelt es sich beim Brauen doch nicht nur um einen Wirtschaftszweig unter vielen, sondern durchaus um eine «Kultur»: kein Brauen ohne Wirtshäuser. Gerade die unzähl-

gen kleinen Objekte sind es, die den Besucher innehalten und im Detail studieren lassen, die Wiedererkennungswert haben und an eine – weitgehend der Vergangenheit angehörende – Kultur des geselligen Miteinanders erinnern. Gerade hier ist dem Laien ein Vergleich des Heute mit dem Gestern möglich: die Bierkrüge und Biergläser mit ihren Aufschriften und Bildern, die Bierreklametafeln, die Biermarken und Wirtshausaccessoires.

Die Fülle der Exponate, die anders als langatmige Texte nicht verlangen, jeweils einzeln studiert zu werden, machen deutlich, welche auch gesellschaftliche Veränderungen sich im Niedergang der örtlichen Brauereien niederschlagen. Am Ende steht nämlich in einem weitgehend leeren Raum ein geöffneter Kühlschrank – leicht schräg stehend, um die



*Sudkessel aus der Adler-Brauerei in Saulgau-Moosheim.*

Schieflage der Entwicklung zu symbolisieren – mit einigen dutzend Bierdosen. «Von der Vielfalt zur Einfachheit», so hätte man Entwicklung und Tafeln betiteln können. Doch auf diese Idee sind die Gestalter leider nicht gekommen. Der Besucher muß ohne diesen Fingerzeig auskommen, eher empfinden, was gemeint ist, denn mit dem Verstand erfahren.

Das Stadtmuseum Saulgau ist Museum, Ausstellung und Geschichtsbuch in einem, zugleich professionell gestaltet. Es fordert dem Besucher viel Aufmerksamkeit und Lesebereitschaft ab. Das muß ja per se nichts Schlechtes bedeuten. Bei einem einzigen Besuch aber wird wohl kein Besucher alles studieren und aufnehmen können. Wie Kulturamtsleiter Andreas Ruess unterstreicht, wurde das Museum ja gerade auch für die Saulgauer Bürger eingerichtet, und die können «ihr» Museum mehrfach aufsuchen, sich Bereich für Bereich vornehmen. Für andere Interessierte wäre eine Handreichung, welchen Bereichen man sich bei einem einmaligen Besuch vorrangig zuwenden soll, freilich hilfreich. Gleichwohl bleibt das Stadtmuseum in Saulgau auch für auswärtige Besucher eine erstrangige Museumsadresse in Oberschwaben.

Mit enormem Aufwand wurde die Stadtgeschichte museal aufgearbeitet und ambitioniert präsentiert. Mögen die Untertänler auch lächeln ob der Anhänglichkeit an Maria Theresia und Vorderösterreich: Zusammen mit der Entstehung des Stadtmu-



*Zum Nachdenken: Die Schieflage der Bierkultur, Dosenbier füllt den Kühlschrank.*

seums scheint das Geschichtsbewußtsein in Saulgau nicht nur einen quantitativen, sondern auch einen qualitativen Schub verzeichnen zu können. Mit der Stadtsanierung wurde Geschichte wieder in den Häusern lebendig, mit dem Stadtmuseum in den Köpfen. Dies legen nicht zuletzt die Besucherzahlen nahe.

## Anschriften der Autoren und Bildnachweis

André Bouvard, 7 place Saint Martin, 25200 Montbéliard, Frankreich

Achim Frick, Prof. Dr., Kantstraße 1, 73431 Aalen

Karl Kempf, Dr., Ebershardter Weg 20, 72224 Ebhausen-Rotfelden

Sönke Lorenz, Prof. Dr., Stauffenbergstraße 88, 72074 Tübingen

Stefan Andreas Moebus, Friedrichstraße 36, 74172 Neckarsulm

Fritz Oechßler, Forstdirektor a. D., Kirchheimer Straße 78, 73760 Ostfildern

Werner Raupp, Dr., Hofstatt 10, 72144 Dusslingen

Jürgen Schedler, Dr., Ruhesteinweg 10, 71088 Holzgerlingen

Dietrich Schleip, Linden-Museum, Hegelplatz 1, 70174 Stuttgart

Wilfried Setzler, Prof. Dr., Zwehrenbühlstraße 11, 72070 Tübingen

Ralf Spicker, Pirminstraße 158, 78479 Reichenau

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18, 70565 Stuttgart

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

Titelbild: Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS); S. 281f.: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 283–291: Württ. Landesbibliothek; S. 292f.: HStAS; S. 295: Württ. Landesbibliothek; S. 297: Landesbildstelle Baden; S. 298: HStAS N 220 T 175; S. 299: HStAS N 220 B 12; S. 300: HStAS N 220 A 177 Abb. 3; S. 303: Musée Beurnier, Montbéliard; S. 304: HStAS N 3 Nr. 3; S. 305: HStAS H N3, Nr. 1, Bl. 26r (24); S. 307 f. und 311: Kurt Neuffer, Ilshofen; S. 309 f.: Ralf Spicker, Reichenau; S. 312: Privatfoto; S. 317 oben: Sammlung Hans-Otto Rieleder, Reutlingen; S. 317 unten, S. 322–328: Dr. Jürgen Schedler, Holzgerlingen; S. 321: Stadtarchiv Metzingen; S. 329: Stadtgesch. Museum Düsseldorf; S. 331: Bayer. Verwaltung der staatl. Schlösser, Gärten und Seen, München; S. 332 und 336: Württ. Landesmuseum; S. 333f. und 337f.: Landesbildstelle Baden; S. 341, 343 und 346f.: Sammlung Dr. Werner Raupp, Dusslingen; S. 344: Stadtarchiv Calw; S. 350–352: Linden-Museum Stuttgart; S. 353, 355f., 358f. und 362: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart; S. 354, 357 und 360f.: Stadtmuseum Saulgau; S. 375–391: Schwäb. Heimatbund; S. 400: Härtsfeld-Museumsbahn e. V.; S. 405: Stiftung Schloß Fachsenfeld.

DER FEINE UNTERSCHIED



Kunst kommt von Können.  
Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,  
was er kann. Ausstellungen sind teuer,  
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen  
wir von der Württemberger Hypo seit  
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,  
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische  
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-  
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.  
Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die  
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer  
Hypo 

GERHARD RÖHM: **Bücher, Stifter, Bibliotheken. Buchkultur zwischen Neckar und Bodensee.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1997. 296 Seiten mit 226 meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 98,-. ISBN 3-17-013025-0

Publikationen über wertvolle und schöne Bücher, bedeutende Bibliotheken und deren Stifter sollten ebenso sorgfältig und schön gemacht sein, wie die über die sie schreiben. Um es gleich vorwegzunehmen: Diese Veröffentlichung hier erfüllt diese Bedingungen ganz und gar. Autor und Verlag haben einen bibliophilen, jeden Buchliebhaber ansprechenden Band aufgelegt. Und nicht nur sein Äußeres kann sich sehen lassen – der Inhalt ist, mit leichter Feder geschrieben, informativ und gut lesbar, wissenschaftlich und unterhaltsam, interessant und faszinierend.

Gerhard Röhm beginnt sein Werk nach einer Skizze über die *Bibliothekslandschaft Baden-Württemberg* mit einem Kapitel über die Entstehung der Buchkultur im deutschen Südwesten, in dem er beschreibt, wie die Klöster in ihren «Armarien» Bücher herstellten, abschrieben, sammelten. Als Beispiele dienen ihm die berühmten Bibliotheken in den Klöstern Reichenau und Hirsau. Anschließend spannt er einen Bogen von den Bücherschätzen der Universitäten in Heidelberg, Freiburg und Tübingen und den Ratsbibliotheken der Reichsstädte in Schwäbisch Hall, Reutlingen und Ulm hin zu den Büchersammlungen der Fürsten und Fürstinnen, Grundstöcke der heutigen Landesbibliotheken. Zudem beschreibt er – über Baden-Württemberg in den deutschsprachigen Grenzraum hinausgreifend – berühmte Spezialbibliotheken wie die des großen Humanisten Beatus Rhenanus in Schlettstadt, die Eisenbibliothek im Klostergut Paradies bei Schaffhausen, die Vorarlberger Landesbibliothek in Bregenz. Er berichtet über die bibliophilen Schätze in den Barockklöstern St. Peter und Ochsenhausen, geht ein auf das *Haus für die Bücher Philipp Melancthons in Bretten*, verfolgt das Schicksal der Bibliotheksstiftungen des Konstanzer Bistumsverwesers Ignaz Heinrich von Wessenberg und die des Überlinger Stadtpfarrers Franz Sales Wocheler sowie der wertvollen Büchersammlung, die *zuvielen Manuskripte und Inkunabeln*, des Freiherrn Josef von Laßberg. Ebenso beredt zeichnet er den Weg der Bibliothek der «Königlichen Centralstelle für Gewerbe und Handel» in Stuttgart zur «Design-Bibliothek» im Haus der Wirtschaft nach wie den des Schiller-Nationalmuseums zum Deutschen Literaturarchiv. Den Abschluß des Werkes schließlich bilden Gedanken des Autors zu einem mißverständlichen Wort von Johann

Wolfgang von Goethe über den *gewinnbringenden Umgang mit Büchersammlungen*.

Gerhard Röhm hat keine erschöpfende und alles umfassende Geschichte der Bibliotheken und Bücher im deutschen Südwesten geschrieben, das war auch gar nicht seine Absicht. Aber es gelingt ihm, die Fülle des Themas zu verdeutlichen, anschaulich und eingängig zu vermitteln, daß die Geschichte von Büchern auch eine Geschichte der Autoren, Mäzene, Sammler, Leser und Benutzer ist. Was ihm wichtig war, in ausgewählten Kapiteln *Aspekte einer reicheren Wirklichkeit* darzustellen, ist ihm trefflich gelungen.

Sibylle Wrobbel

EDGAR LEHMANN: **Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster in der Zeit des Barock.** Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft Berlin 1996/97. 648 Seiten mit 566 Abbildungen, davon 19 farbig, und 1 Falttafel. 2 Bände (Text und Katalog). Leinen im Schuber DM 248,-. ISBN 3-87157-172-5

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges entfalteten die Klöster eine rege Bautätigkeit. Kirchen und Konvente wurden in barocker Pracht neu errichtet oder umgestaltet. Dieses Bauprogramm umfaßte zur Repräsentation der geistigen Kultur häufig auch prächtige Bibliotheksräume, deren Architektur, Ausstattung und Ikonographie das Thema des umfangreichen zweibändigen Werkes von Lehmann ist. Wenn das Thema im Titel auf die Bibliotheksräume der *deutschen Klöster* eingeschränkt wird, so ist dies nicht im Sinne der Staatsgrenzen, sondern im Sinne des Sprach- und Kulturraumes gemeint, der auch Österreich und die Schweiz und auch die Barockbibliotheken in Böhmen, Mähren und Ungarn einschließt, die damals zum Reich der Habsburger gehörten. Auch darüber hinaus werden Bibliotheken in die Darstellung der historischen Entwicklung einbezogen, z.B. Florenz, Mailand, Rom, Paris, Cambridge und die Bibliothek des Escorial bei Madrid, wenn deren Vorläufer- oder Vorbildfunktion dies erfordert.

Der Textband gibt einleitend einen kurzen Überblick über die architektonische Entwicklung von der Pultbibliothek zur Saalbibliothek im Zeitraum von etwa 1550 bis um 1650. Die zeitliche Gliederung in eine Frühzeit des Barock (um 1650 bis um 1710), eine Blütezeit (um 1710 bis um 1760) und eine Spätzeit (um 1760 bis um 1800) bestimmt die inhaltliche Gliederung des Textbandes, wobei der Schwerpunkt aus dem Umfang der drei Teile mit ca. 50, 100 und 80 Seiten ablesbar ist. Innerhalb dieser drei

Hauptkapitel wird die künstlerische Entwicklung der barocken Bibliotheksräume nach bestimmten Kriterien weiter untergliedert und beschrieben. Diese Kriterien sind:

- Die Lage der Bibliothek innerhalb der Klosteranlage, d. h. die Raumverbindung und die Geschoßwahl sowie die architektonischen Mittel zur Hervorhebung der Bibliothek.

- Die Gestalt der Bibliothek, d. h. die Raumart wie Galerie, Festsaal, Wandpfeilersaal, Kuppelsaal usw.; besonders überzeugend wird anhand der Emporenformen eine landschaftliche Gliederung anschaulich gemacht in einen österreichischen Typ, bei dem die Emporen auf Konsolen ruhen (Göttweig, Melk, Zwettl, Seitenstetten), und einen schwäbischen Typ, bei dem die Emporen von Säulen getragen werden (Ottobeuren, Wiblingen, Schussenried).

Dazu kommt ein alemannischer Typ mit Regalpfeilern, die die Empore tragen (Einsiedeln, St. Gallen).

- Die Ausstattung und der Schmuck der Bibliothek, d. h. die Schränke bzw. Regale für die Bücher, Stuck, Relief und Freiplastik und die Malerei.

- Die ikonographischen Programme, d. h. das Bildprogramm und die Inschriften, die dem Benutzer mitteilen, *in welchem Sinne die Büchersammlung genutzt werden sollte und welche Gedanken bei ihrem Erwerb leitend waren* (S. 238); diese Programme wurden häufig vom Bauherrn, dem Abt oder Kloostervorsteher, entworfen und dem Künstler vorgegeben.

Diese Aufteilung hat zur Folge, daß die Beschreibung der einzelnen Bibliothek zurücktritt gegenüber der Darstellung der Stilentwicklung unter den eben genannten partiellen Gesichtspunkten. Wer sich für eine Einzelbibliothek interessiert, muß sich deshalb über das Ortsverzeichnis die verschiedenen Bereiche der Beschreibung zusammenstellen. Ob sich dabei dann ein Gesamtbild ergibt, muß durchaus offen bleiben.

Der Katalog der ca. 345 Barockbibliotheken ergänzt in hervorragender Weise den Textband und informiert in Kurzform über Baugeschichte, Lage, Ausstattung, Ikonographie und die beteiligten Künstler jeder einzelnen Barockbibliothek; danach folgt jeweils das Literaturverzeichnis, das bis zum Jahr 1993 reicht, in einzelnen Fällen auch bis 1994 (z. B. St. Urban in der Schweiz, wo diese Literatur aber *nicht mehr ausgewertet* wurde). Gerade bei der neueren Literatur sind gelegentlich Lücken festzustellen, z. B. zu Salem die Dissertation (bei Norbert Lieb) von Doris Ast *Die Bauten des Stifts Salem im 17. und 18. Jahrhundert*, München 1977 oder zu Weißenau die Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Übergabe der Heiligblutreliquie *Weißenau in Geschichte und Gegenwart*, Sigmaringen 1983, mit den beiden wichtigen Aufsätzen von Helmut Binder und Hubert Krins.

Im Katalog werden auch Bibliotheksräume dokumentiert, die nie gebaut wurden oder längst nicht mehr existieren, weil sie umgebaut, abgerissen oder zerstört wurden, wenn die entsprechenden Pläne, Beschreibungen oder Abbildungen erhalten sind. So ergibt sich gelegentlich ein mehrstufiges Bild des Bibliotheksbaues bei einem Kloster (z. B. Admont, St. Blasien), das die rege Bautätigkeit in der Barockzeit bezeugt. Nur selten weitet sich der

Text im Katalog zu einer ausführlicheren Diskussion des Befundes aus (z. B. Kaisheim, Schlierbach).

Außerdem enthält der Katalogband ein *Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur* und ein *Künstlerverzeichnis*, in dem die Künstler (Architekten, Baumeister, Maler, Stukkatoren, Bildhauer, Schreiner usw.) mit ihren Lebensdaten und den Werken in den behandelten Barockbibliotheken aufgeführt sind, sowie weitere Register: ein *ikonographisches und Sachverzeichnis*, ein *Ortsverzeichnis* und ein *Personenverzeichnis*. Besonders nützlich ist direkt im Anschluß an den Katalog ein Anhang mit Lageplänen für 186 der beschriebenen Klosterbibliotheken, in denen jeweils der Grundriß des ganzen Klosters mit Bezeichnung der Lage der Kirche und der wichtigen Räume des Konvents, besonders der Bibliothek, enthalten ist. Ein Faltpfad mit weiteren Grundrissen (für die Klöster Admont und Altenburg sowie für die Wiener Hofbibliothek) ist am Schluß des ersten Bandes eingeklebt. Überhaupt ist das Werk gut mit etwa 380 Abbildungen ausgestattet, die das Verständnis des Textes, der den Vorrat kunsthistorischer Fachterminologie voll ausschöpft, wesentlich erleichtern und ihn gut illustrieren.

Etliche dieser Abbildungen machen den Eindruck, als ob sie nicht neuesten Datums seien. Und in der Tat sind viele Abbildungen bereits in den 50er Jahren entstanden, als Lehmann *fast alle in Betracht kommenden Bibliotheken* bereiste. Gelegentlich haben diese alten Abbildungen schon historischen Wert, wenn sie einen heute nicht mehr vorhandenen Zustand dokumentieren, der vor den modernen Renovierungs- und Restaurierungsarbeiten liegt, oder z. B. bei Abb. 371: *Waldsassen, Zisterzienserkl. Bibliothek, südlicher (richtig: nördlicher) Zugang, flankiert von Figuren der Wissenschaft und des Glaubens*, wo die Fides ein sie kennzeichnendes Kreuz in der Hand hält, das auf neueren Abbildungen fehlt.

Das Werk Lehmanns hat eine lange Entstehungsgeschichte. Der Autor hat mit diesem Thema 1947 bereits den Titel eines «wissenschaftlichen Bibliothekars» erworben und es 1950 auch für seine Habilitationsschrift verwendet, zu deren Thema 1957 ein kleines Büchlein mit dem Titel *Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster im Mittelalter* erschien. Aber erst nach der Wende von 1989/90 konnte Edgar Lehmann, nunmehr im Ruhestand, die Publikation abschließen. Man kann hier also wohl mit gutem Recht von einem «Lebenswerk» des 1997 verstorbenen Kunsthistorikers sprechen.

Spuren der frühen Entstehungszeit und unvollkommenen Endredaktion enthalten die Ortsangaben in den Kopfzeilen des Kataloges, wo in etlichen Fällen die Verwaltungsreform der 70er Jahre in Baden-Württemberg nicht berücksichtigt ist: z. B. Zwiefalten unter *Münsingen*, heute Kreis Reutlingen; Hofen unter *Tettwang*, Gemeinde Friedrichshafen, heute Bodenseekreis Friedrichshafen. Und *Waldsee* heißt inzwischen Bad Waldsee. Zu Obermarchtal (Katalog S. 488): *Seit 1803 ... im Besitz der Fürsten von Thurn und Taxis*. Das Kloster gehört seit 1973 der Diözese Rottenburg.

Einige weitere Beispiele für mangelnde Sorgfalt bei der Redaktion des Werkes: Zum Kloster St. Blasien wird auch

dessen berühmtester Abt, Martin II. Gerbert von Hornau (richtig: von Horb), erwähnt (S. 296; dieselbe falsche Angabe im Personenverzeichnis S. 640); seine Amtszeit wird hier richtig mit 1764–1793 angegeben, im Katalog jedoch falsch mit 1784–1793 (S. 514). Einer seiner Vorgänger, Abt Caspar II. Thoma, wird im Katalog (S. 513) als *Abt Kaspar II. Thomas* genannt mit der Amtszeit 1571–1590 (richtig: 1571–1596); die richtige Angabe der Amtszeit findet sich dann auf der folgenden Seite, wo er als «Bauherr» genannt ist. Solche divergierenden Angaben innerhalb desselben Katalogtextes finden sich leider öfters.

Im Personenregister geht der (durch Fettdruck) markierte Verweis von «Ginter, Hermann S. 385» auf das «Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur» ins Leere; ebenso der Verweis von «Borromini, Francesco S. 600» auf das Künstlerverzeichnis. Franz Martin Kuen, der das Deckenbild im Bibliothekssaal in Wiblingen gemalt hat (vgl. Abb. 175), fehlt im Künstlerverzeichnis. In der Bildunterschrift zu Abb. 353 liest man: *Passau, Fürstbischöfliche Residenz... Deckenmalereien von Giovanni Carlone über-tüncht*, wo ein Komma vor dem letzten Wort den richtigen Sachverhalt herstellen würde.

Solche Mängel im Detail, die nur bei intensiver Beschäftigung mit dem Werk auffallen, schmälern aber keineswegs den hervorragenden Gesamteindruck, den diese beiden Bände hinterlassen. Vor allem der Katalog im zweiten Band wird für jede weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit der Architektur der Barockbibliotheken auf längere Zeit unentbehrlich bleiben.

Dirk Kottke

EVA MOSER (Hrsg.): **Buchmalerei im Bodenseeraum vom 13. bis 16. Jahrhundert.** Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1997. 392 Seiten mit 404 Abbildungen, viele in Farbe. Leinen DM 135,-. ISBN 3-86136-002-0

Daß der Bodenseeraum bis in die Frühneuzeit hinein eine historisch gewachsene und kulturell ausgeformte Einheit bildete und dies nicht nur ein Historiker-Mythos und Festrednertraum ist, haben Otto Feger in seiner dreibändigen *Geschichte des Bodenseeraums* (1956/63) und Albert Knoepfli in seiner 1961 veröffentlichten *Kunstgeschichte des Bodenseeraums* eindrucksvoll belegt.

Zunächst waren es vor allem die Klöster Reichenau und St. Gallen sowie der Konstanzer Bischofssitz, die die Geschichte und Kultur der Region bestimmten. Weitere Klöster traten später hinzu: Weingarten, Salem, Pfäfers, Petershausen, Mehrerau, Weißenau, St. Katharinenthal. Städte folgten: Ravensburg, Feldkirch, Bregenz, Überlingen, Zürich. Träger von Literatur und Kunst waren zunächst Mönche und Kleriker, Geistliche gaben die Themen vor und übernahmen deren Gestaltung, sie bestimmten die künstlerischen Formen und Inhalte. Doch mit dem Aufblühen der Städte übernahmen dies schließlich immer mehr Laien. Höfische und urbane Kultur gesellten sich der geistlichen bei, dominierten sie schließlich. So gehören zu den schönsten illuminierten Handschriften, die in diesem Buch vorgestellt werden, das Graduale von St. Kathari-

nenthal ebenso wie die Weltchronik des Rudolf von Ems oder die Große Heidelberger und die Weingartner Liederhandschrift.

Die Buchkunst des Bodenseeraums im Früh- und Hochmittelalter ist mit Publikationen über St. Gallen, Reichenau und Weingarten gut aufgearbeitet. Das Spätmittelalter erhält nun mit dem vorliegenden Buch eine umfassende Würdigung; einem eher allgemein gehaltenen einführenden Teil mit mehreren Aufsätzen (S. 7–216) schließt sich ein umfangreicher Katalog an (S. 217–378), der alle im Bodenseeraum entstandenen Handschriften des 13. bis 16. Jahrhunderts verzeichnet und beschreibt, egal wo sie sich heute befinden.

Im Aufsatzteil führt zunächst Eva Moser in das Thema des Buches ein, dann erklärt Christine Jakobi-Mirwald die wichtigsten Buchtypen: Bibel, Evangeliar, Psalter, Brevier und Missale, Antiphonar und Graduale, Codices, Chroniken, Wappen-, Turnier- und Spielbücher, Liederhandschriften. Grundsätzliches zur Handschriftenillustration erläutert Norbert H. Ott, Ellen J. Beer skizziert die Buchmalerei zwischen Bodensee und Zürichsee, Cordula M. Kessler beschäftigt sich mit der gotischen Buchmalerei. Weitere Beiträge befassen sich mit der Buchmalerei in einzelnen Kulturzentren: Weingarten (Christine Sauer), Konstanz (Bernd Konrad), St. Gallen, Fischingen, Pfäfers und Rheinau (Andreas Bräm), Salem (Paula Väth) und Vorarlberg (Ilse Krumpöck).

Aufsätze und Katalog breiten eine Fülle von Kunstwerken in Handschriften aus und vermitteln so ein anschauliches Bild einer einst blühenden Kunstlandschaft, deren *Gemeinsamkeiten unübersehbar sind.*

Deutlich wird allerdings auch, daß sich seit dem 15. Jahrhundert – bedingt durch die politische Zersplitterung des Raumes – die künstlerische Einheit aufzulösen beginnt zu Gunsten eines regionalen Eigenbewußtseins.

Sibylle Wrobbel

CHRISTIAN PFISTER: **Wetternachhersage.** 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496–1995). 256 Seiten, etwa 300 Karten und Graphiken, 52 Abbildungen. Haupt Verlag Bern 1999. Gebunden DM 76,-. ISBN 3-258-05696-X

Die meisten Zeitgenossen interessieren sich für das tägliche Wettergeschehen, nur wenige für den Klimaablauf eines Jahres oder gar eines längeren Zeitraums. Ausgesprochenem Interesse begegnen aber alle Meldungen über Katastrophen: Hochwasser, Sturmfluten, Bergrutsche, Lawinenunfälle u. a. m. Wie weit sind die Klimaveränderungen vom Menschen verursacht oder bewegen sie sich im Rahmen der natürlichen Variabilität des Klimas?

In mühevoller Kleinarbeit ist der Verfasser der Frage nachgegangen, welche Klimaabläufe, belegt durch kontinuierliche meteorologische und hydrologische Meßreihen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, durch Berichte und andere schriftliche Quellen und im Vergleich dazu mit den organischen und nichtorganischen Klimazeugnissen

früherer Zeiten sich darstellen lassen. Das in der Schweiz, vor allem im Schweizer Mittelland, gewonnene Ergebnis läßt sich nach sorgfältiger Überprüfung auf ganz Mitteleuropa übertragen.

Im Vergleich mit der Referenzperiode 1900–1960 ergibt sich, daß das erste Drittel des 16. Jahrhunderts «durchwachsen», das zweite wärmer, das dritte Drittel aber der Beginn einer «Kleinen Eiszeit» war. Eine Phase relativer Erwärmung folgte im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Mit Ausnahme der Sommermonate blieb das Jahrhundert zu kalt, die Sommer waren zu naß. Die von 1810–1855 dauernde Periode ist insgesamt als kalt-trocken zu bezeichnen. Das Jahrzehnt von 1808–1817 war unter dem Einfluß verminderter Sonnenaktivität und gewaltiger Vulkanausbrüche besonders kalt. Deshalb ist die anschließende Erwärmung bis ins 20. Jahrhundert zunächst als ein Zurückpendeln zum Normalzustand zu sehen. Die Alpengletscher erreichten um 1855–1860 ein mit dem Stand von 1600 vergleichbares Maximum. Große Niederschlagsüberschüsse in allen Jahreszeiten außer im Winter kennzeichnen diesen letzten Abschnitt der «Kleinen Eiszeit». Eine in den letzten 500 Jahren noch nie nachgewiesene Erwärmung um 1,1°C innerhalb eines Jahrzehnts (1988–1997) ist wahrscheinlich eine Auswirkung des Treibhauseffekts. Als Beispiel die Zahl der Tage mit durchgehender Schneedecke in den letzten 310 Jahren: bis 1897 im Durchschnitt 64 Tage, 1898–1987 46 Tage, 1988–1998 27 Tage! Dieser außergewöhnliche Erwärmungsschub des letzten Jahrzehnts ist für die ganze nördliche Hemisphäre nachweisbar. Der Treibhauseffekt scheint zum dominierenden Klimafaktor geworden zu sein.

Einwandfreie Beweise, wie sie Politik und Medien fordern, kann die Klimaforschung nicht liefern, nur Indizien. Der Klimawandel ergibt sich aus einer Mischung natürlicher Elemente (Sonnenaktivität, Vulkanausbrüche, interne Systemschwankungen) und solchen Elementen, die der Mensch seit etwa 1950 zu verantworten hat (Treibhauseffekt, Aerosoleinfluß, Ausdünnung der Ozonschicht, Oberflächenveränderungen durch Überbauung, Abholzung der Urwälder, Förderung der Wüstenbildung). Die schlüssigen Indizien sind nicht spektakulär im Sinne der Medien und der Politik, die spektakulären Ereignisse sind nicht schlüssig! Angesichts der Komplexität der Klimafaktoren muß an die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten erinnert werden, zur Vorsicht und zur Förderung der möglichen Vorsorge gemahnt werden. Ein nachdenklich machendes Buch!

*Hans Binder*

**ULI KREH: Zeugen einer vergangenen Zeit. Freilichtmuseen in Baden-Württemberg.** Silberburg-Verlag Tübingen 1998, 199 Seiten mit etwa 450 farbigen Abbildungen. Hardcover DM 58,-. ISBN 3-87407-280-0.

Der Besen lehnt an der Bank, und der Kessel kocht auf dem Herd. Aus dem Stall hört man das Quieten von Schweinen, und das Spinnrad scheint sich noch im Luftzug seiner letzten Drehung zu bewegen. Der Gast betritt das Haus

und erwartet, jeden Moment vom Hausherrn begrüßt und zu einem kühlen Trunk eingeladen zu werden. Diesen Eindruck gewinnt man bei einer Besichtigungstour durch die liebevoll und realitätsgetreu gestalteten Freilichtmuseen. Ländliche Alltagskultur tritt dem Besucher hier bei jedem Schritt entgegen, und das auf eine solch lebendige Weise, wie dies sonst in Museen selten der Fall ist.

Diese Lebendigkeit und die historische Wirklichkeit der bäuerlichen und kleinbäuerlichen ländlichen Bevölkerung einzufangen, das ist das Anliegen Uli Kreh in seinem Bildband über die sieben Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. Zahlreiche Innen- und Außenaufnahmen der auf das jeweilige Ausstellungsgelände translozierten Gebäude dokumentieren das Leben auf dem Land über einen Zeitraum von etwa 400 Jahren hinweg. Dabei finden nicht nur die großen Bauernhöfe Berücksichtigung, sondern der Autor richtet sein Augenmerk auch auf Wirtschaftsgebäude, Handwerker-, Tagelöhner- und Armenhäuser sowie kommunale und kirchliche Einrichtungen. Und die Abbildungen zeigen nicht allein den statischen, musealen Zustand der Bauwerke. Zahlreiche Fotos werden mit Leben erfüllt durch in regionale Tracht gekleidete Menschen oder durch meist auf Museumsfesten vorgeführten Arbeitsweisen alter und ausgestorbener Handwerke. Die fotografische Dokumentation eines jeden Gebäudes wird durch eine kurze Beschreibung der Bauweise, einen Abriß zur Geschichte des Hauses und seiner einstigen Bewohner sowie eine Beschreibung der jetzigen musealen Einrichtung und Nutzung der Räume ergänzt. In diesen Textsequenzen, in denen auch die Schwierigkeiten des bäuerlichen Lebens, die oftmals beengten Wohnverhältnisse und der mühsame bäuerliche Arbeitsalltag angesprochen werden, gelingt dem Autor, was die idyllisch anmutenden Fotografien teilweise verfehlen, – einen Eindruck von der historischen Realität zu vermitteln. Denn sogar das kleinste und schäbigste Armenhaus wirkt auf den ästhetisch ansprechenden Aufnahmen malerisch und anheimelnd, und erst die Information, daß in diesem Gebäude auf engstem Raum zwölf Personen gelebt haben, rückt die Bilder ins rechte Licht. Im Anhang des Buches finden sich die Adressen der Freilichtmuseen, Informationen zu den Öffnungszeiten sowie eine grobe Karte, wo das jeweilige Ausstellungsgelände zu finden ist.

Uli Kreh hat mit diesem Bildband ein schönes Buch vorgelegt, das einen Einblick gibt in die regionalen Besonderheiten des Hausbaus, in die dörfliche Sozialstruktur früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte und in den bäuerlichen Alltag unserer Vorfahren. Die Lektüre macht Lust auf einen Sonntagsausflug in die Vergangenheit, bietet aber auch dem Daheimgebliebenen viel Wissenswertes und vermittelt anschaulich Eindrücke des einstmaligen Lebens auf dem Land. Schade nur, daß es das Format des Buches nicht gestattet, es für einen Besuch in einem der Museen in die Tasche zu stecken, um sich die Hintergrundinformationen an Ort und Stelle noch einmal ins Gedächtnis zu rufen.

*Kerstin Laschewski*

GERHARD K. SCHÄFER (Hrsg.): **Dem Reich Gottes Bahn brechen. Gustav Werner (1809–1887). Briefe, Predigten, Schriften in Auswahl.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1999. 780 Seiten. Pappband DM 146,50. ISBN 3-17-015653-5

Der 1809 in Zwiefalten geborene und 1887 in Reutlingen verstorbene Gustav Werner gehört wegen seines sozialen Engagements zu den großen Persönlichkeiten der evangelischen Kirche in Württemberg, ja des sozialen Protestantismus in Deutschland. Wie kaum ein anderer hat er die Epoche der industriellen Revolution wahrgenommen, sich in die Veränderungen eingebracht, tätig in seine Zeit eingegriffen, diese, um *dem Reich Gottes Bahn zu brechen*, voll Sendungsbewußtsein dynamisch mitgestaltet.

Schon als junger Vikar in Walddorf bei Tübingen setzte sich Gustav Werner für die sozial Schwachen ein. Im alten Backhaus des Ortes nahm er unversorgte Kinder auf, gründete eine Kleinkinderschule und eine Industrieschule für Mädchen. Und was in Walddorf und dann auch im benachbarten Rübgarten klein begann, entwickelte sich schließlich zu einem großen und großartigen Werk christlicher Nächstenliebe. In Reutlingen angesiedelt, entstand das «Bruderhaus», eine umfangreiche diakonische Einrichtung mit Heimen für Kinder, kranke und behinderte Erwachsene, für Altersschwache mit Ausbildungsstätten, Fabriken und mechanischen Werkstätten. Viele kleinere Bruderhäuser in ganz Württemberg folgten.

Wie andere diakonische Initiativen seiner Zeit hatte Werner das Ziel, die sozialen Folgen der Industrialisierung, die Verelendung, zu mildern. Der von ihm dabei eingeschlagene Weg einer als Unternehmer tätigen, «industriellen» Diakonie allerdings blieb einmalig und unterscheidet das Reutlinger Bruderhaus von allen anderen diakonischen Einrichtungen in Deutschland. Werner wollte nicht nur *die Opfer des damaligen Modernisierungsprozesses betreuen*, sondern *die industriellen Produktivkräfte den Zielen des Reiches Gottes dienstbar machen*. Dazu gründete oder übernahm er Fabriken, die als christliche Hausgenossenschaften betrieben wurden, deren Mitglieder für Wohnung, Kost und würdige Versorgung arbeiteten.

Zwar gibt es zu Gustav Werner, seinem Leben, seinem Denken und Handeln zahlreiche Veröffentlichungen, doch was bis jetzt fehlte, war eine Quellenedition. Dies schien auch ein schier unmögliches Unterfangen, zumal das Archiv der Reutlinger Gustav-Werner-Stiftung in den letzten Kriegstagen zerstört wurde, Quellen also an vielen Orten gesucht werden mußten. Daß die Lücke geschlossen werden kann, belegt der nun vorliegende stattliche Band, der in drei Teilen gegliedert – Jugend-Studium-Vikariat (1823–1840), Aufbau und Ausbau des Werkes (1840–1862), Krise und Reorganisation (1863–1887) – Briefe, Predigten und Vorträge, Dokumente und Berichte Werners vereint. Ergänzend wurden in Einzelfällen fremde, nicht aus Werners Feder stammende Quellen unter dem Kriterium mit aufgenommen, *daß sie dazu beitragen, Zusammenhänge zu erschließen und Dimensionen des Weges Werners zu verdeutlichen*. Die in diesem Band edierten und kommentierten

Quellen dokumentieren anschaulich, lebendig und faszinierend den *konfliktreichen Weg Gustav Werners, seine zahlreichen Initiativen und weitgespannten Ideen*, sie vermitteln, besser als es jede Darstellung vermag, authentisch sein beispielhaftes Handeln und Denken in seelsorgerlicher, pädagogischer, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht.

Wilfried Setzler

**Die ersten Frauen an den Hochschulen Badens und Württembergs. Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen.** (Hohenheimer Themen, Sonderband). Scripta Mercaturae Verlag St. Katharinen 1998. 250 Seiten. Broschiert DM 28,-

Noch immer entspricht der Anteil an Hochschullehrerinnen nicht annähernd dem prozentualen Anteil der Studentinnen an den deutschen Hochschulen. Die Landesregierung von Baden-Württemberg hat deshalb zwei spezielle Förderprogramme etabliert. Eines trägt den Namen der ersten Professorin in der deutschen Hochschulgeschichte: Margarete von Wrangell. Dem Leben dieser Ahnfrau der deutschen Hochschullehrerinnen hat die Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an den wissenschaftlichen Hochschulen Baden-Württembergs 1998 zusammen mit der Universität Hohenheim eine Ausstellung gewidmet, die unter der Schirmherrschaft des Wissenschaftsministers steht. Anlaß bot das 75jährige Jubiläum der Berufung Margarete von Wrangells zur Professorin an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim.

Das vorliegende Begleitbuch vermittelt und vertieft die Ergebnisse der Schau, die vom Hohenheimer Universitätsarchiv zusammengestellt wurde, auch für diejenigen, die die Wanderausstellung nicht sehen können. Eindrucksvoll dokumentiert es die Schwierigkeiten der ersten Frauen an den Hochschulen Badens und Württembergs, ihre Hartnäckigkeit und das Durchsetzungsvermögen, das diesen Pionierinnen von Hochschulen abverlangt wurde, in denen die männerbündischen Studentenverbindungen noch unangefochten dominierten. *Fast alles verstümmelte Korpsburschen mit Hunden*, beschrieb sie von Wrangell in einem ihrer ersten Briefe aus Tübingen nach Hause.

Im Zentrum der Darstellung steht die bemerkenswerte Biographie dieser unabhängigen und unangepaßten Naturwissenschaftlerin aus Reval, die 1904 ihr Studium in Tübingen begonnen hatte und die 1932 in Stuttgart starb. Die Daten umreißen zugleich die erste Phase von Frauen an deutschen Hochschulen. Denn die frauenfeindlichen Anordnungen der NS-Regierung machten weiblichen Hochschulkarrieren schon rasch mit dem Gesetz *gegen die Überfüllung der deutschen Hochschulen* ein Ende.

Margarete von Wrangell war finanziell unabhängig und verfügte dank ihrer Herkunft über einflußreiche Verbindungen. War eine solche sozial privilegierte Stellung die Voraussetzung, um am Anfang des nun zu Ende gehenden Jahrhunderts überhaupt eine weibliche Hochschulkarriere zu erkämpfen? Der zweite Teil des Begleit-

buchs bemüht sich um eine Antwort auf diese Frage, indem er die Bedingungen des Frauenstudiums zwischen 1900 und 1933 analysiert. Ausgewählte Biographien von Wissenschaftlerinnen aus Baden und Württemberg ergänzen den lesenswerten, mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abbildungen versehenen Band. *Benigna Schönhagen*

**ULRIKE WEISS: Geschnittene Bilder. Zu Ort, Funktion und Entstehungsbedingungen des Reliefs in schwäbischen Kirchen zwischen 1715 und 1780.** (Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte, Band 17). Ernst Wasmuth Verlag Tübingen 1998. 272 Seiten und ein Abbildungsteil mit 127 Fotos. Pappband DM 186,-. ISBN 3-8030-1916-8

Im Gegensatz zu den eher nüchternen protestantischen Kirchen wurden die gegenreformatorischen schwäbischen Bauten des Rokoko reich mit Bildwerken ausgestattet. Neben der Malerei, der vor allem die Aufgabe zugewiesen war, die Deckengewölbe und Altarblätter zu schmücken, fallen besonders die zahlreichen Bildhauerarbeiten auf. Überlebensgroße Plastiken beleben den Hochaltarraum. Beichtstühle, Chorgestühle und andere Ausstattungsstücke sind reich mit Reliefs verziert, die früher meist auch «geschnittene Historie» oder «geschnittene Bilder» genannt wurden. Diese Namen verdeutlichen die Zwittergestalt der Reliefs. So bezeichnete etwa Leonardo da Vinci *die Kunst des Flachreliefs als eine Mischung von Malerei und Skulptur*. Und tatsächlich vereint das Relief Eigenschaften beider Kunstgattungen, es ist sowohl auf eine Fläche bezogen als auch ein dreidimensionales Gebilde.

In der vorliegenden, am Tübinger Kunsthistorischen Institut entstandenen Dissertation untersucht die Verfasserin Rokoko-Reliefs, also solche aus der Zeit von 1715 bis etwa 1770, die sich in den katholischen Orten See- und Oberschwabens erhalten haben. Zunächst geht sie – sich dabei auch auf archivalische Quellen stützend – der Entwicklung der Reliefs als Bildträger allgemein nach, beschreibt deren Funktion am Altar, an der Kanzel und am Beichtstuhl sowie am Chorgestühl, das immer mehr zur «Reliefschauwand» wird. Danach untersucht sie an konkreten Beispielen und ausgewählten Werkstätten, wie sich die Form des Reliefs, die Art seiner Präsentation im Verlauf der Zeit entwickelte und wie sich im Ausstattungsgefüge sein Platz in der Kirche und seine Funktion veränderten.

So analysiert sie im einzelnen die Reliefs der Werkstatt von Georg Anton Machein (1685-1739), dem *Begründer der schwäbischen Tradition des Reliefgestühls* um 1720, in Steinhausen, Überlingen, Obermarchtal und vor allem im Schussenrieder Chorgestühl. Sie geht bei ihm, wie bei den folgenden Meistern, ein auf die Arbeitsweise und Entwurfspraxis, die Lehrer und Vorbilder, die Themen der Reliefs, die Konzeption der Zyklen, die Qualität der Arbeiten. Nach Machein untersucht sie das Reliefbild bei Johann Joseph Christian (1706-1777), der durch seine Arbeiten in Zwiefalten und Ottobeuren berühmt wurde. In diesem

Kapitel geht die Verfasserin auch der Frage nach, inwiefern damals die Künstler am «Gesamtwerk» des Rokoko zusammengearbeitet oder voneinander «abgeschrieben» haben, insbesondere etwa Christian und Feichtmayr. Im letzten Abschnitt ihres Buches beschäftigt sich die Autorin schließlich am Beispiel der Klosterkirche St. Gallen mit dem grundlegenden Wandel, den das Reliefbild an der Schwelle vom Rokoko zum Klassizismus erfährt. Sie zeigt auf, wie nun nach der *steten Zunahme der Bildhaftigkeit* des Reliefs in der Zeit von 1710 bis 1760 nun *die plastischen Werte des Reliefs eine neue Betonung* erfahren. Am St. Galler Beispiel geht sie auch auf die an den dortigen Arbeiten beteiligten Künstler – Johann Christian Wenzinger, Joseph Anton Feichtmayer, Johann Georg Dirr – bzw. deren Werkstätten ein.

Ein mit meist hervorragenden Fotos bestückter Abbildungsteil beschließt den Band, der erstmals eine Gesamtdarstellung der süddeutschen Reliefkunst des 18. Jahrhunderts bietet, dem es aber darüber hinaus auch gelingt, bislang eher vernachlässigte Arbeiten bekannter Künstler in ein neues, ihrer Bedeutung gemäßes Licht zu rücken.

*Sibylle Setzler*

**KLAUS PAVEL (u. a.): Bad Boll 1595-1995. Vom herzoglichen Wunderbad zum Kurort.** H. Konrad Verlag Weißenhorn 1995. 383 Seiten mit meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 75,-. ISBN 3-87437-371-1

Im berühmten Kartenwerk des Andreas Kieser von 1683 mit hunderten altwürttembergischen Orts- und Gebäudeansichten erscheint ein einziges Bad: das *Boller Badt*, ein dreiflügeliges, landschloßartiges Gebäude mit Türmchen und Erkern. Andreas Kieser bildete damit jenen Bau für das «Wunderbad» ab, für den Heinrich Schickhardt 1595 die Pläne geliefert hatte, beauftragt von seinem Herzog Friedrich I., dessen Beamte in Boll im Rahmen landesweiter Probegrabungen nach Salz und Metallen nicht auf die erhofften Mineralien stießen, sondern nur eine bereits schon seit wenigstens 50 Jahren lokal als Heilquelle genutzte Schwefelquelle erweiterten. Die Nachricht von der Heilwirkung dieser Quelle muß sich damals rasch im Herzogtum verbreitet gehabt haben, denn 1597 wird vom Abbruch einer für Arme errichteten Hütte berichtet, und auf einem Stich von 1602 ist eine Art Zeltstadt neben dem neuen Schickhardt-Bau zu erkennen. Württemberg hatte fortan «sein» Bad.

Sabine Rumpel und Eckard Christoph berichten umfassend und insbesondere sozialgeschichtliche Aspekte berücksichtigend über die Geschichte der Badeanstalt in Renaissance und Barock: über die herzoglichen Grabungen, den Ausbau der Quelle, die errichteten Gebäude und die Technik des Bades, über den Ablauf des Badewesens mit Aderlaß, Schröpfungen und Abführen und verarbeitete Kuren von der Bade- über die Trink- bis zur Schwitzkur und Lehm-packungen, über reiche Besucher und «Gnadenbädler», herrschaftliche Tax- und Badeordnungen – die herzogliche Verwaltung betrachtete das Bad

vor allem als Einnahmequelle –, über die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges und die letzte Blüte im 18. Jahrhundert. Herausgekommen ist dabei wesentlich mehr als eine herkömmliche Jubiläumsschrift oder Orts-geschichte, nämlich eine eingehende Darstellung des Badewesens am – offensichtlich archivalisch gut dokumentierten – Beispiel Boll. Oftmals holen die Autoren weit aus und stellen der Darstellung der Boller Verhältnisse all-gemeine Abrisse der Bade-, Medizinal-, Kultur- und Herr-schaftsgeschichte voran und ordnen damit das Bad bei Boll als Teil einer weit über diesen lokalen oder regional-württembergischen Rahmen reichenden Entwicklung ein. Und so überrascht es nicht, auf ein Kapitel *Gesellschaft und Herrschaft im ausgehenden 16. und 17. Jahrhundert* zu stoßen, auf einen kurzen Lebenslauf Heinrich Schickhardts oder einen Abriß über frühe chemische Untersuchungen von Wasser und den daraus folgenden Lehrmeinungen über dessen Wirkung.

Obgleich das Bad 1823/24 von der Staatsverwaltung von Grund auf neu erbaut wurde, gehören die folgenden drei Jahrzehnte nicht zu den Glanzzeiten Bad Bolls: Die Badegäste blieben aus. Das Bad wurde mehrfach zum Ver-kauf angeboten und schließlich 1852 zu einem sehr gün-stigen Preis an den berühmten Pfarrer und Erweckungs-prediger Johann Christoph Blumhardt verkauft, als dieser erkannte, daß seine Erweckungsbewegung in Möttlingen nicht mehr voranging, ja wohl gescheitert war. Mit Blum-hardt, dessen Wirken – vor allem auch seine theologischen Seiten – in Möttlingen und Bad Boll Dieter Ining eingehend und in obigem Sinne umfassend beschreibt, brach für Bad Boll eine neue Epoche an, die geprägt war einerseits von den getätigten Kuren, andererseits aber auch von einer heilenden, ja heilen, von Blumhardts Persönlichkeit geprägten geistigen Atmosphäre. J.C. Blumhardt folgte nach dessen Tod sein Sohn Christoph, der gleichfalls bis zu seinem Tode 1919 die Boller «Anstalt» führte. Christoph Blumhardt war eine singuläre Gestalt in der Geschichte der evangelischen Landeskirche, Vertreter eines religiösen Sozialismus, Mitglied und später Landtagsabgeordneter der SPD, als diese Partei in frommen Kreisen noch als Inkarnation des Bösen gehandelt wurde. Es versteht sich von selbst, daß Dieter Ining auch diesen Aspekt in Boll zu verortender Geschichte einer ausführlichen Würdigung unterzieht.

1920 geht das Kurhaus an die Herrnhuter Brüderge-meine über; Helmut Bintz schildert einfühlend Entstehen und Geschichte der Brüdergemeinde aus der mährischen Hussitenbewegung des 16. Jahrhunderts bis in die Zeit um 1900 – und daran anschließend Bad Boll von 1920 bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

In den 1950er Jahren geschieht die institutionelle Tren-nung des medizinischen und des geistlichen und geistigen Betriebs in Bad Boll: Es entstanden das moderne Kurhaus auf der einen und die Evangelische Akademie auf der anderen Seite. Das folgende Kapitel über *Das Kurhaus Bad Boll von 1972 bis 1995* (Dieter Steuernagel) mag für den Leser derzeit vielleicht ein wenig zu umfangreich ausge-fallen sein, wird aber durch die minutiöse Beschreibung und Bestandsaufnahme für die kommenden Jahrzehnte

Relevanz behalten. Lohnend bleibt ohne Zweifel das Stu-dium der Geschichte der Akademie, jener christlich geprägten institutionalisierten Auseinandersetzung nicht zuletzt mit der geistigen und materiellen Umwelt der Gegenwart (Manfred Fischer, Martinus Kuhlo und Chri-stop Bausch).

Die Konzeption dieser «Orts-geschichte» ist bemerkens-wert und als durchweg gelungen zu bezeichnen. Den Autoren gelang weit mehr als jenes oftmals zu beklagende Aneinanderreihen von Quellen, ohne daß diese in einer tieferen Beziehung zueinander stünden. Andererseits hat-ten sie auch den nötigen Raum, um mehr als nur die wicht-igsten Daten und Fakten zu nennen; sie konnten in die Tiefe gehen, Geschichte ausführlich und breit darstellen. Dies ist heutzutage bei Orts-geschichten beileibe nicht mehr immer der Fall. Daß ein solches Verfahren vielleicht nicht dem Geldbeutel des Herausgebers, aber sicher dem Leser – und letztlich durch das Ergebnis auch dem Geld-geber – zugute kommt, dies vermochten die Autoren des vorliegenden Bandes eindrücklich zu beweisen. Und so wurde dem Werk wie ganz selbstverständlich eingangs auch noch eine Darstellung der berühmten Boller Fossilien-funde samt einer geschichtlichen Einführung in die Paläonthologie vorangestellt (Rupert Wild)!

Die Darstellungen zeugen von eingehender wissen-schaftlicher Beschäftigung mit den Themen, erfolgten aber auf eine Art und Weise, daß ein breiter Leserkreis ange-sprochen wird. Entsprechend großzügig und graphisch sehr befriedigend geschah die insbesondere bei histori-schen Fotografien brillant ausfallende Bebilderung des Werkes durch den Verlag – sieht man ab von den durch-weg farbigen und manchmal fast peinlich banalen, gleich-wohl ganzseitig reproduzierten Fotos aus der jüngsten Vergangenheit; hier wäre kleiner und weniger mehr gewe-sen. Ein Literaturverzeichnis hilft bei der weiteren Beschäftigung mit den angesprochenen Themen, ein Orts- und ein Personenregister unterstützen den raschen Zugriff auf Informationen.

Raimund Waibel

#### **Dagersheim. Vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart.**

Hrsg. von der Stadt Böblingen. Böblingen 1998. (Gemeinde im Wandel, Band 6). 198 Seiten mit zahl-reichen Abbildungen. Hardcover DM 42,-. ISBN 3-928754-25-4

Gemeinde im Wandel – unter diesem Titel steht die vom Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen herausge-gebene Schriftenreihe, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Geschichte und Geschichten großer und kleiner Ort-schaften zu erzählen, ihre Vergangenheit lebendig werden zu lassen. Daß dies mit wissenschaftlichem Anspruch geschieht, auf intensivem Quellenstudium beruht und neueste Forschungsergebnisse der Geschichtswissen-schaft berücksichtigt, dafür stehen die sachkundigen Autoren, zumeist ausgebildete (Landes-)Historiker oder Kunsthistoriker. Der sechste Band dieser Schriftenreihe

beschäftigt sich mit der Geschichte von Dagersheim, heute ein Stadtteil von Böblingen. Angefangen mit der Zeit des Frühmittelalters und den ersten archäologischen Funden auf der Gemarkung der Gemeinde wird ein Bogen geschlagen bis in die Gegenwart.

Den ältesten schriftlichen Hinweis auf die Siedlung gibt der Hirsauer Codex, der für das Jahr 1075 eine Schenkung von drei bäuerlichen Betriebseinheiten in Dagersheim an das Kloster verzeichnet. In der Folgezeit erscheint der Ort gemeinsam mit Sindelfingen und Böblingen im Besitz der Pfalzgrafen von Tübingen und seit 1342 schließlich als Teil des württembergischen Herrschaftskomplexes. Konnten im Kapitel über Dagersheim im Mittelalter aufgrund der Quellensituation vor allem allgemeine Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen aufgezeigt werden, so treten seit dem 16. Jahrhundert die Bewohner der Gemeinde ins Blickfeld der Autoren. Steuerlisten und Lagerbücher geben Aufschluß über die wirtschaftliche und rechtliche Lage der ländlichen Bevölkerung in der Frühen Neuzeit. Es zeigt sich, daß der Ackerbau und die Nutzung der großteils bewaldeten Allmende die bedeutendsten Existenzgrundlagen der Einwohnerschaft darstellten und dies bis ins 19. Jahrhundert auch bleiben sollten, wie die Kapitel über Dagersheim in den Jahren von 1618 bis 1806 sowie vom Zeitalter Napoleons bis zum Ende des Ersten Weltkriegs anschaulich verdeutlichen.

Erst mit Beginn dieses Jahrhunderts findet die Wandlung Dagersheims von einer bäuerlichen zu einer Arbeiter- und Pendlerwohngemeinde statt, da fortschreitende Industrialisierung und neue Verkehrsmittel die Möglichkeit eröffneten, in Böblingen, Sindelfingen, Vaihingen oder Stuttgart zu arbeiten. Wie bereits die vorangegangenen Abschnitte richtet das Kapitel zur jüngsten Vergangenheit Dagersheims sein Augenmerk vor allem auf das Leben und den Alltag, auf die wirtschaftliche, rechtliche und soziale Lage der Bevölkerung. Wie ein roter Faden ziehen sich Mitteilungen zum kirchlichen Leben und zur Schulsituation, zu Freizeitaktivitäten und zum Vereinswesen durch die historischen Überblickskapitel. Besonders in religiöser Hinsicht stellt Dagersheim als Zentrum des Pietismus im Böblinger Raum eine Besonderheit dar, wie im Kapitel über Immanuel Gottlieb Kolb, den Wegbereiter der pietistischen Bewegung in der Gemeinde, deutlich wird. Zwei kunsthistorische Betrachtungen zur außergewöhnlichen Dagersheimer Kirche und zu weiteren Baudenkmalern im Ort runden die Darstellung ab.

Wie von den Herausgebern Sönke Lorenz und Andreas Schmauder im Vorwort bereits bemerkt wird, ist es im Rahmen einer Ortsgeschichte diesen Umfangs nicht möglich, eine umfassende und erschöpfende Darstellung der Dagersheimer Vergangenheit zu bieten, sondern Ziel könne nur sein, wesentliche Grundzüge der Geschichte der Gemeinde zu beschreiben. Dies ist den Autoren mehr als gelungen. Besonders hervorzuheben ist die ausführliche und lebendige Darstellung des Alltags der «kleinen Leute», der einfachen Landbevölkerung, deren Leben in früheren Zeiten nur über solche Mikrostudien herausgearbeitet werden kann. Sie treten dem Leser sowohl in den Textbeiträgen als auch auf zahlreichen Abbildungen

anschaulich vor Augen und lassen ihn eintauchen in die Vergangenheit eines Dorfes, in sein Arbeiten und Wohnen, sein kirchliches und religiöses Leben, seine kommunalpolitischen Aktivitäten, in die Lichtstuben, Vereine und Festlichkeiten.

Kerstin Laschewski

WERNER MANUEL: **Juden in Nürtingen in der Zeit des Nationalsozialismus.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Nürtingen Band 1). Verlag Sindlinger-Burchartz Nürtingen/Frickenhäuser 1998. Gebunden DM 26,-. ISBN 3-928812-18-1

Das Buch verdankt sich dem nun schon nicht mehr ganz so neuen Interesse für die «vergessene» Geschichte der deutschen Juden, das vor Ort jedoch jeweils neu durchgesetzt sein will. Die auffallende Diskrepanz zwischen einigen, oft behandelten Themen der Stadtgeschichte und der kaum dokumentierten lokalen jüdischen Geschichte haben den Autor zu seiner Beschäftigung mit den Nürtlinger Juden motiviert. Das Ergebnis hat nun die Stadt als ersten Band der Reihe «Veröffentlichungen des Stadtarchivs Nürtingen» vorgelegt.

Wie bei dem Thema üblich, stützt sich der Autor neben archivalischen vor allem auf mündliche Quellen. Sie spiegeln die subjektive Seite, die in den amtlichen Unterlagen fehlt. Neben vielen Fotografien verleiht gerade der «O-Ton» dieser Erinnerungen der Arbeit eine besondere Anschaulichkeit.

Der thematische Schwerpunkt liegt auf der NS-Zeit, nachdem der Leser einleitend einen Überblick über die Geschichte der Nürtlinger Juden von der Ansiedlung bis zur NS-Zeit erhalten hat. Spät erst hatte die über Jahrzehnte sich hinziehende württembergische Emanzipationsgesetzgebung eine Niederlassung von Juden in Nürtingen ermöglicht. Es war ein Wankheimer, der 1862 – dem Zug der Zeit folgend – aus dem kleinen «Judenort» auf den Härten zwischen Tübingen und Reutlingen aufbrach, um in der aufstrebenden Oberamtsstadt am Neckar eine Gemischtwarenhandlung zu eröffnen. Einer seiner Schwiegersöhne ließ sich dort ebenfalls nieder, als Viehhändler. Mit Vieh- und Textilhandel bestritten die Nürtlinger Juden dann auch vornehmlich ihren Lebensunterhalt.

Sie waren assimilierte deutsche Juden. *Die Nürtlinger Juden wollten genauso sein wie die christliche Umgebung*, erinnert sich ein Enkel. Groß wurde die Gemeinde, die der Cannstatter zugehörig war, nicht. Eine eigene Synagoge konnte sie sich nie leisten. 1910 war ihr demographischer Höchststand mit 34 Mitgliedern erreicht. Zu Beginn der NS-Zeit lebten nur noch elf Juden in der Stadt. Im Oktober 1941 wurde die letzte, noch in Nürtingen lebende jüdische Frau im Zuge der innerwürttembergischen Deportation nach Haigerloch zwangsumgesiedelt. Aufgrund unterlassener ärztlicher Hilfe starb sie wenig später, kurz bevor sie die Deportation in den Osten erfaßt hätte. Ausführlich wird ihr Schicksal dokumentiert, ebenso das des zweiten Nürtlinger NS-Opfers, des Viehhändlers Josef Herrmann, der 1942 in Theresienstadt ums Leben kam.

Den Geschicken der Emigrierten sind ebenfalls Biographien gewidmet. Je nach Forschungsstand sind diese unterschiedlich lang geraten. Ein kurzes Kapitel wirft Licht auf die beschämende Praxis der «Wiedergutmachung». Den Abschluß bilden *Erinnerungen an Nürtingen* aus der Feder des ehemaligen Präsidenten der Roosevelt University in Chicago, der die Stadt als Jugendlicher erlebte. Seine anschauliche Erzählung vermittelt ein Bild weithin ungetrübten Zusammenlebens in der Neckarstadt – vor 1933. Der aufmerksame Leser wird deshalb dieses abschließende Kapitel auch als Frage nach dem Warum lesen. Sie hat das moralische Engagement des Autors zweifellos geprägt. Ihre Beantwortung aber wäre nur zu leisten gewesen, wenn der Autor die Nürtinger Ereignisse auch in die größeren Zusammenhänge eingeordnet hätte. Allein dieser Einwand gilt für viele Lokalstudien. Er soll und kann den lokalhistorischen Wert der Darstellung nicht beeinträchtigen.

*Benigna Schönhagen*

ALBRECHT GÜHRING: «...daß man suchen sollte, sich eine Wasserkraft zu sichern». Stuttgarter Kraftwerke in Marbach. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 71). Klett-Cotta Verlag Stuttgart 1996. 167 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband DM 32,- ISBN 3-608-91839-6

«Lux fiat», es werde Licht! Im gründerzeitlichen Stuttgart brannten die ersten elektrischen Glühlampen – laut Autor vermutlich die ersten in Deutschland überhaupt! – am 2. Februar 1882 im Gebäude der Firma Reißer am Wilhelmsplatz. Damit begann für den neuen Energieträger ein Siegeszug sondergleichen, für die Verantwortlichen, die die Bedeutung der Elektrizität früh erkannten, aber auch das Problem der Energiebereitstellung, die Suche nach Elektrizitätsquellen.

Die Kraftwerksfrage wird die Stadt Stuttgart auf Jahrzehnte beschäftigen. Obgleich man sich zunächst für ein Dampfkraftwerk mitten in der Stadt in der Marienstraße entschieden hatte, sicherte man sich doch bemerkenswert frühzeitig und weitblickend Wasserrechte am Neckar: in Marbach, Poppenweiler, Mundelsheim und in der Neckarschleife bei Benningen-Beihingen-Pleidelsheim, wo in den kommenden Jahrzehnten die Kraftwerke entstehen sollten, die die rasche Entwicklung der aufstrebenden Industriestadt Stuttgart erst ermöglichten.

Marbachs Stadtarchivar Albrecht Gühring beweist in seinem Bericht über diese interkommunale Zusammenarbeit auf dem Energiesektor bemerkenswerte technische und physikalische Kenntnisse, wenn auch der Schwerpunkt seiner Untersuchung im politischen Bereich liegt, bei den Interessen der beteiligten Gemeinden, den Verträgen, aber auch bei den Widerständen und Partikularinteressen samt Einsprüchen, wie etwa jenem der Stadt Marbach, die – oh, tempi passati! – die Bademöglichkeiten für die Bevölkerung im Neckar unbedingt erhalten wollte. Alle Widerstände wurden schließlich aber überwunden: Stuttgart erhielt Strom vom Neckar, und Marbach wurde,

nachdem auch dort die anfängliche Stromerzeugung mit Gas der Wasserkraft erlegen war, seinerseits mit Strom der Stuttgarter TWS versorgt. Bis in die jüngste Vergangenheit, bis zum vierten Konzessionsvertrag von 1993, verfolgt Albrecht Gühring die Geschichte des Neckarstroms für Stuttgart. Die Umwandlung der TWS in die NWS erfolgte erst nach Drucklegung des Werkes.

Diese Untersuchung wurde im Stil der Veröffentlichungsreihe großzügig mit Abbildungen ausgestattet, mit alten Fotografien, Plänen und schriftlichen Archivalien gleichermaßen. Die Abbildungen lassen uns einerseits oftmals nostalgisch schmunzeln, etwa über den Geschmack der Vorväter, die Industriebauten die Form eines spätmittelalterlichen Schloßchens gaben, andererseits machen die Abbildungen auch deutlich, in welcher erschreckendem Maße unsere Landschaft in den letzten hundert Jahren ein steriles Gesicht bekommen hat. Hier werden die Landschaftsschützer noch auf Jahrzehnte mit dringenden rekonstruierenden Maßnahmen beschäftigt sein. Im eigentlichen Sinne bemängelnswert will nur erscheinen, daß dem Buch kein Register beigegeben wurde; im Zeitalter des Computers wäre dies wahrlich kein Hexenwerk mehr.

*Raimund Waibel*

## In einem Satz

BABETTE KNÖPFLE: **Schwätz koin Bäpp. Schwäbischer Dolmetscher.** Silberburg-Verlag Tübingen 1999. 184 Seiten mit einigen Zeichnungen von Uli Gleis. Kartoniert DM 19,80. ISBN 3-87407-309-4

Dieses Werk enthält – in ein «neues und zeitgemäßes Outfit» verpackt (Text der «Presseinfo» – wohl Nichtschwäbisch, da im Buch nicht erklärt) – schwäbische Wörter und Redensarten, die für *dialektunkundige Leser übersetzt und mit launigen Anekdoten und Sprüchen angereichert* wurden, etwa so: *Kanapee. Sofa oder Biraschnitz. Getrocknete Birnenschnitze oder Zaihe. Zehe. «A baisier Zaihe» ist also eine böse Zehe.*

RAINER KILIAN (Redaktion): **Gutenberg. Geschichte einer Gemeinde am Alaufstieg.** Gemeinde Lenningen 1998. 293 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 49,-. ISBN 3-925589-18-X

Anschaulich, reichlich bebildert und gut lesbar ist in dieser Ortschronik alles zusammengetragen, was man über Gutenberg weiß, von der Gründung des Ortes als Burgweiler, der 1285 erstmals urkundlich erwähnt wird, bis zur Gegenwart, wobei insbesondere dem 20. Jahrhundert viel Platz eingeräumt wird.

ALBERT DE LANGE (Hrsg.): **Dreihundert Jahre Waldenser in Deutschland 1699–1999. Herkunft und Geschichte.** Mit einem Führer durch die deutschen Waldenserorte. Evangelischer Presseverband für Baden Karlsruhe 1998. 218 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 49,80. ISBN 3-87210-365-2

Anschaulich beschreibt dieser Jubiläumsband in Wort und Bild das Schicksal der 1669 aus ihrer Heimat in den Cottischen Alpen flüchtenden rund 3000 Waldenser, die sich als Asylsuchende trotz anhaltender Fremdenfeindlichkeit in einigen durch den 30jährigen Krieg verödeten Gegenden Deutschlands niederließen, Dörfer gründeten und schließlich eine neue Heimat fanden, unter anderem auch in Baden-Württemberg etwa in Corres, Dürrmenz, Großvillars, Kleinvillars, Neuhengstett, Nordhausen, Palmbach, Perouse, Pforzheim, Pinache, Schönenberg, Sengach, Serres, Untermutschelbach, Welschneureut und Wurmberg.

MONIKA BOOSEN und JOHANNES SCHÜLE: **Das Heilig-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd.** Einhorn Verlag Schwäbisch Gmünd 1999. 96 Seiten mit 123 Farbfotos. Fester Einband DM 36,-. ISBN 3-927654-69-8

Dem Verlag ist ein ausnehmend schöner Band gelungen mit meisterlichen Fotos von Johannes Schüle, die – klug ausgewählt – ein gutes Gesamtbild der Parler-Kirche, von außen und innen (einschließlich des Kirchenschatzes), vermitteln; begleitet werden die Fotos mit knappen Texten von Monika Boosen, die sowohl in einzelne Themen einführen (Geschichte, Rundgang, Innenausstattung, Restaurierungen) als auch sehr anschaulich und informativ die Abbildungen erläutern.

ALBRECHT GÜHRING: **Die Ölmühle Jäger in Marbach am Neckar.** Das Technische Kulturdenkmal und die Marbacher Mühlengeschichte. Stadt Marbach am Neckar 1999. 39 Seiten mit 27 Abbildungen. Broschiert DM 7,-. ISBN 3-9803264-2-X

Nun hat die vor fünf Jahren in der komplett restaurierten elektrischen Marbacher Ölmühle eingerichtete Dauerausstellung zur Funktion und Geschichte der Mühle auch ein reich bebildertes Begleitbuch, in dem das in der Ausstellung Vermittelte dokumentiert, aber auch ein guter Einblick in die traditionsreiche Marbacher Mühlengeschichte insgesamt gegeben wird.

**Zur Geschichte der Georgskirche in Schwieberdingen.** Kirche und Kirchgänger im Wandel der Zeit. Evangelische Kirchengemeinde Schwieberdingen 1998. 165 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 24,- (zu beziehen beim Ev. Pfarramt Süd, Breslauer Str. 87, 71701 Schwieberdingen).

Dieses Buch, das seine Entstehung einem 500jährigen Jubiläum verdankt – 1498 vollendete Peter von Koblenz, der berühmte Baumeister des württembergischen Grafen Eberhard im Bart, den neuen, kunstfertig gestalteten Chor der Kirche bietet einen guten Gesamtüberblick zur Geschichte der Schwieberdinger Pfarrkirche von deren Anfängen über die Reformation bis heute sowie eine gegenwärtige Bestandsaufnahme.

PETER SCHALLER: **Die Industrialisierung der Stadt Ulm zwischen 1828/34 und 1875.** Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Studie über die «Zweite Stadt» in Württemberg. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 27). Stadtarchiv Ulm 1998. 392 Seiten mit 18 Grafiken, 74

Tabellen und einer Karte. Pappband DM 56,-. ISBN 3-17-014132-5

Diese Arbeit, eine Tübinger Dissertation, gibt am Fallbeispiel Ulm einen ausgezeichneten Überblick zur ersten Phase der industriellen Revolution in Württemberg, sowohl was die Veränderungen in der Produktionsweise anbelangt als auch was den Wandel der Infrastruktur, der Verkehrswege, der Kapitalquellen und der Energieversorgung betrifft oder die sozialen Folgen, die Entwicklung in der Arbeitswelt und die Veränderungen bei den Lebensbedingungen.

MANFRED TEUFEL: **Die südwestdeutsche Polizei im Obrigkeits- und Volksstaat. Daten – Fakten – Strukturen. 1807 bis 1932.** Zur Geschichte der Polizei in Baden, Württemberg und Hohenzollern. Felix Verlag Holzkirchen 1999. 324 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen. Gebunden DM 98,-. ISBN 3-927983-41-1

Der stellenweise spröde, doch faktenreiche Text beschäftigt sich nicht nur mit dem *organisatorischen Wachsen und Werden der südwestdeutschen Polizeieinrichtungen*, sondern auch mit deren *vielfältiger Aufbau- und Ablauforganisation im Obrigkeitsstaat*, mit den *sozialen Anliegen der Polizeimannschaften* sowie mit der Uniformierung, der Bewaffnung und der technischen Ausrüstung der Polizei; leider gelangen die Abbildungen über die Größe von Briefmarken kaum hinaus, so daß sie weder den Text auflockern, noch illustrieren oder veranschaulichen und ergänzen.

BARBARA SCHÄUFFELEN: **Auf dem Kreuz. Leben in einem historischen Stadtquartier. Rundgang durch das fertiggestellte Ulmer Sanierungsgebiet.** Abschlußbericht zur Sanierung Auf dem Kreuz. Sanierungstreuhand Ulm GmbH 1999. 140 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen und Plänen. Broschiert ISBN 3-00-0039600-0

So müßten Rechenschaftsberichte immer abgegeben werden: entstanden ist ein richtig schöner, beispielhafter, reich bebildeter Führer durch das Ulmer Sanierungsgebiet «Auf dem Kreuz», der anschaulich, handlich und lebendig informiert über die Sanierungsmaßnahme sowie über die betroffenen Gebäude und Straßen, der zudem deren (Bau-)Geschichte, einstige Funktion und heimatkundliche Bedeutung bestens lesbar erläutert.

THOMAS VOGEL (Hrsg.): **Schöööne Aussichten... Satire in Schwaben.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1999. 112 Seiten mit 40 Abbildungen. Gebunden DM 39,80. ISBN 3-8062-1368-2

Ein humorvolles Buch, das zeigt, daß Schwaben über sich lachen können, das mit hintergründigem Witz Neues bietet und dabei auf liebgewordene, aber auch stark angestaubte Klischees verzichten kann: *Ma hot lang gnuag / driber gschriebe / wie d Schwoba / send / jetzt muaß ma / au ebbas drfiir doa / daß se / anderscht werrat* (Georg Holzwarth).

EUGEN REINHARD und PETER RÜCKERT (Hrsg.): **Staufische Stadtgründungen am Oberrhein.** (Oberrheinische Studien, Band 15). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1998.

284 Seiten mit 40 farbigen Abbildungen. Leinen DM 64,-. ISBN 3-7995-7815-3

Den Anlaß zu dieser Publikation bot das 800jährige Jubiläum der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt Durlach, was sich denn auch in den Themen dieses Buches bemerkbar macht, denn neben eher allgemeinen Beiträgen zu den Staufern als Städtegründer (Eugen Reinhard: Der Wandel der oberrheinischen Kulturlandschaft durch die staufischen Stadtgründungen, Hansmartin Schwarzmaier: Die neue Ordnung im staufischen Hause, Sönke Lorenz: Staufische Stadtgründungen in Südwestdeutschland, Hans-Jürgen Nitz: Planungs- und Vermessungsprinzipien staufischer Gründungsstädten im Oberrheingebiet) vereint der Band vor allem Aufsätze zur Geschichte von Durlach (Zur Frühgeschichte, Archäologische Befunde, Wurzeln, im Vergleich mit Bruchsal, Ettlingen und Pforzheim).

**750 Jahre Lateinschule Kirchheim unter Teck.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs, Band 23). Kirchheim u. T. 1999. 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 30,-. ISBN 3-925589-21-X

Zum 750jährigen Jubiläum der möglicherweise ältesten Lateinschule Altwürttembergs – 1249 wird ein rector puerum genannt – kann das Kirchheimer Stadtarchiv einen interessanten Sonderband seiner Schriftenreihe vorlegen, dem Bedeutung weit über die Lokalhistorie hinaus zukommt: Zunächst gibt Rolf Götz einen Überblick zur Entwicklung der Schule von der Nennung des ersten Schulmeisters 1249 bis zu der Schulreform Herzog Christophs 1559; es folgen Aufsätze über die Schule im 17. und 18. Jahrhundert (Rainer Kilian) sowie im 19. Jahrhundert (Barbara Heinzelmann), über das Schicksal der Kirchheimer Lateinschüler von 1687 bis 1814 mit 136 Kurzbiographien (Theo Dinkel) und über das Ende der Lateinschultradition und den Beginn der nachfolgenden Gymnasien (Rudolf Hemmann); den Band, der auch eine Liste aller namentlich bekannten, rund 1500 Schüler und Lehrer enthält, darunter viele, die sich später außerhalb Kirchheims einen Namen gemacht haben, beschließen zwei Aufsätze zur Baugeschichte der Lateinschule, dem heutigen Max-Eyth-Haus (Rainer Laskowski), und über die Lateinschulbibliothek samt einem Katalog ihrer verbliebenen Bücher (Renate Schattel).

## Weitere Titel

ANDREA LIEBERS und GÜNTHER STAHL: **Sagenhaftes Wandern auf der Schwäbischen Alb.** Band 2. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1999. 80 Seiten mit 12 Abbildungen und 6 Kartenskizzen. Broschiert DM 14,80. ISBN 3-87181-441-5

KONRAD SPINDLER: **Der Magdalenberg bei Villingen. Ein Fürstengrabbühl des 7. vorchristlichen Jahrhun-**

**derts.** (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 5). 2., neu bearbeitete Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1999. 110 Seiten mit 71 Abbildungen. Kartoniert DM 18,-. ISBN 3-8062-1381-X

JÜRGEN HEINEL: **Wer weiß, wo's ist? Württemberg in 50 Rätseln.** Silberburg-Verlag Tübingen 1999. 128 Seiten mit 45 Zeichnungen des Verfassers. Kartoniert DM 19,80. ISBN 3-97407-307-6

HELMUT ENGISCH: **Wer weiß, wer's war? 60 Rätsel um baden-württembergische Persönlichkeiten.** Silberburg-Verlag Tübingen 1999. 128 Seiten mit 60 Abbildungen. Kartoniert DM 19,80. ISBN 3-97407-306-8

LOLO REINHARDT: **Überwintern. Jugenderinnerungen eines schwäbischen Zigeuners.** Ergänzt von seiner Schwester Märza Winter. Herausgegeben von Monika Döppert. Bleicher Verlag Gerlingen 1999. 159 Seiten. Pappband DM 29,80. ISBN 3-88350-330-4

KARL J. SVOBODA: **Eine kurfürstliche Winterreise nach Italien. Die Reise des Grafen von Veldenz alias des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz von Mannheim nach Rom 1774/75.** Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher 1998. 127 Seiten mit einigen Abbildungen. Gebunden DM 29,80. ISBN 3-929366-96-7

EBERHARD MAYER: **Die evangelische Kirche in Ulm 1918 bis 1945.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 26). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1998. 574 Seiten mit 26 Abbildungen. Pappband DM 68,-. ISBN 3-17-014131-7

ANDREA LIEBERS (Redaktion) und JULIA GINSBACH (Illustrationen): **Das Wolkentaxi. Kinder schreiben für Kinder.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1999. 44 Seiten mit 43 Farbabbildungen. Gebunden DM 24,80. ISBN 3-87181-418-0

BARBARA WEIS: **Das Stuttgarter Rumpfparlament 1849. Das Tagebuch von Emil Adolph Roßmäßler und das Selbstverständnis der Abgeordneten.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 80). Klett-Cotta Stuttgart 1999. 124 Seiten. Pappband DM 28,-. ISBN 3-608-94191-6

**So herrlich blau der Berge Saum! Neue Geschichten und Gedichte aus Baden- Württemberg.** Herausgegeben vom Staatsanzeiger für Baden-Württemberg und der Akademie Ländlicher Raum. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1999. 112 Seiten mit 27 farbigen Abbildungen. Gebunden DM 24,80. ISBN 3-8062-1398-4

GEHARD PLANGGER: **Mittlerer Schwarzwald – Die Heimat der Fallers entdecken.** G. Braun Verlag Karlsruhe 1999. 216 Seiten mit einigen Abbildungen und Kartenskizzen. Broschiert DM 19,80. ISBN 3-7650-8212-0

## Protokoll der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am Samstag, 12. Juni 1999, im Bildungshaus des Klosters Schöntal an der Jagst

Anwesend: 87 Mitglieder, 7 Gäste

### TOP 1: Begrüßung und Grußworte

Vorsitzender Martin Blümcke begrüßt die Anwesenden und dankt für ihr Erscheinen. Er begrüßt namentlich Schöntals Bürgermeister Karlheinz Börkel und Forstdirektor Walter Dürr vom Staatlichen Forstamt Schöntal.

Bürgermeister Karlheinz Börkel heißt die Anwesenden namens der Gemeinde Schöntal herzlich willkommen und bringt seine Freude über die Mitgliederversammlung an diesem Ort zum Ausdruck. Er verweist darauf, daß sich im Jagsttal viele Themen des Schwäbischen Heimatbundes (SHB) fänden wie eine intakte Flußlandschaft und deren notwendiger Schutz vor dem zunehmenden Tourismus sowie sieben Hektar Grundbesitz (Naturdenkmal) des SHB bei Marlach, die von Forstdirektor Dürr betreut werden. Bürgermeister Börkel äußert seinen Stolz auf die gute Zusammenarbeit zwischen Land, Gemeinde und katholischer Kirche im Kloster Schöntal.

Schöntal sei mit 11000 Hektar die flächengrößte Gemeinde des Jagsttals, Probleme ergäben sich durch hohe Kosten für die Infrastruktur im ländlichen Raum und den Strukturwandel der Landwirtschaft. Trotz guter Wirtschaftsentwicklung mit niedriger Arbeitslosenquote sei es gelungen, die natürliche Schönheit zu erhalten. In kultureller und kulturhistorischer Sicht seien im Hohenloher Land der Kultursommer, die Götz-Festspiele in Jagsthausen und die geschichtliche Bedeutung des Götz von Berlichingen hervorzuheben. Börkel zitiert den ehemaligen Prälaten Bilger von Heilbronn mit dem Satz «Hohenloher zu sein ist eine Gnade, alles andere ist Schicksal.» Er heißt die Anwesenden nochmals herzlich willkommen und wünscht einen angenehmen Aufenthalt. Vorsitzender Blümcke dankt Bürgermeister Börkel und überreicht ihm ein Buchgeschenk.



Blick in die Mitgliederversammlung, die im Festsaal des ehemaligen Klosters Schöntal stattfand.



Der Schöntaler Bürgermeister Karlheinz Börkel begrüßt die Teilnehmer der Mitgliederversammlung. Am Vorstandstisch von links: Willi Lutz, Prof. Dr. Wilfried Setzler, Dieter Dziellak und Martin Blümcke.

#### TOP 2: Bericht des Vorsitzenden

Vorsitzender Martin Blümcke stellt die Vorstandsmitglieder kurz vor und entschuldigt Schatzmeister Gerhard Weygandt wegen Krankheit sowie Reinhard Wolf wegen der Teilnahme an der gleichzeitig in Balingen stattfindenden Mitgliederversammlung des Schwäbischen Albvereins. Er berichtet, der Vorstand habe 1998 acht Sitzungen durchgeführt. Zusätzlich haben zwei Beiratssitzungen, zwei Sitzungen des Vorstands mit den Ortsgruppen und zwölf Sitzungen der Ausschüsse stattgefunden. Blümcke berichtet, die Zusammenarbeit im Vorstand sei 1998 wieder sehr harmonisch verlaufen, und er dankt seinen Vorstandskollegen dafür.

Zwischen dem 15. Mai 1998 und dem 11. Juni 1999 seien 341 Mitglieder in den Verein eingetreten, man habe 278 Austritte zu verzeichnen gehabt. Die Mitgliederzahl sei somit um 63 gestiegen, dies sei nach langjährigem Rückgang oder Gleichstand erfreulich. Der Verein müsse jährlich ca. 5% des Mitgliederstandes ersetzen.

Seit 7. Mai 1999 sind in der Geschäftsstelle 3,6 Stellen besetzt: Geschäftsführer Dieter Dziellak und Gabriele Finckh als Vollzeitmitarbeiter sowie Beate Fries, Sabine Langguth und Astrid Weinaug in Teilzeit. Darüber hinaus sind Ortrun-Erdmute Lotz in der Bücherei, das Ehepaar Sienerth als Hausmeister und Arnold Sienerth im Postausgang tätig. Die Geschäftsstelle sei damit exzellent besetzt und leiste hervorragende Arbeit. Sie habe im vergangenen Jahr 1354 Anfragen – von Prospektbestellungen bis zu Auskünften – erledigt. Blümcke berichtet, die Bücherei werde weiter ausgebaut und bekäme häufig alte Bücher oder Vereinszeitschriften. Die Nachfrage nach älteren Ausgaben der *Schwäbischen Heimat* sei ebenfalls groß. Die Altstadt Häuser in der Weberstraße seien fertig saniert, es fie-

len noch restliche Arbeiten im Untergeschoß aufgrund baupolizeilicher Auflagen an. Kritisch sei die Zufahrtsmöglichkeit zum Be- und Entladen.

Blümcke berichtet, der SHB habe zur Zeit dreizehn Ortsgruppen. Er dankt allen, die an leitender Stelle tätig sind, für ihre wertvolle Arbeit. In Tübingen werde die Ortsgruppe mit hoher Wahrscheinlichkeit den Alten Stadtfriedhof retten können. In Backnang sei mit dem Architekten Dr. Johannes Gromer ein neuer Vorsitzender gefunden worden, der die Arbeit Helmut Erkerts fortsetzt. In Ulm sei eine gemeinsame Geschäftsstelle mit dem Schwäbischen Albverein als Anlaufstelle für Mitglieder, Presse etc. eingerichtet worden. Die Ortsgruppe Kirchheim habe erfolgreich Spenden für den Erhalt der Schöllkopfkapelle im Alten Friedhof gesammelt. Dieser sollte geschlossen werden, ein Prozeß vor dem Verwaltungsgerichtshof Mannheim gegen die Stadt konnte gewonnen werden. Die Ortsgruppe Winnenden sei mit dem neuen Vorsitzenden Ernst Vosseler wiederbelebt worden; dies sei um so erfreulicher, als in Winnenden kein Geschichts- oder Heimatverein existiert. Die Ortsgruppe Stuttgart habe sich mit einem Runden Tisch stark für die Parkanlagen im Schloßgarten eingesetzt, die durch das Projekt Stuttgart 21 gefährdet sind. Ziel sei auch, den Bonatz-Bau des Hauptbahnhofs zu retten. Der Chor des SHB habe im Stuttgarter Treffpunkt Senior einen guten Übungsraum. Blümcke erwähnt lobend das Mitwirken des Chors am Festakt zum 90jährigen Jubiläum des SHB im Neuen Schloß in Stuttgart und kündigt das Sommerkonzert am 15. Juli im Treffpunkt Senior an.

Vorsitzender Blümcke erwähnt den Festakt zum 90jährigen Jubiläum des SHB am 16. März 1999 im Weißen Saal des Neuen Schlosses in Stuttgart und verweist die

Anwesenden auf den Bericht über diese Veranstaltung in der *Schwäbischen Heimat* 1999/2. Die Festrede des Ministerpräsidenten Teufel habe den hohen Stellenwert des SHB im Land deutlich gemacht.

Blümcke führt aus, der SHB arbeite mit vielen anderen Institutionen erfolgreich zusammen und nennt die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Schwaben International in Stuttgart, die Katholische Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die Evangelische Akademie Bad Boll, die Staatlichen Schlösser und Gärten, den Landesnaturschutzverband und die Akademie Ländlicher Raum. Mit den Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart und Tübingen bestehe enger Kontakt hinsichtlich des Erwerbs und der Pflege von Naturschutzgrundstücken. Er habe sich auch mit dem neuen Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat, Adolf Schmid, getroffen. Es bestünde ein gutes Vertrauensverhältnis, und vom Jahr 2000 an solle der Badische Landesverein in den Denkmalschutzpreis eingebunden werden. Gemeinsam mit der Südwest-Zement in Leonberg organisiere der SHB Tagungen zum Thema Zementbauten, z. B. im Herbst 1998 in Pforzheim zur dortigen Eiermann-Kirche.

Blümcke hält fest, daß der Schwäbische Heimatbund zunehmend von anderen Institutionen um eine Kooperation gebeten werde. Mehr Aktivitäten als derzeit könnten jedoch nicht mehr aufgenommen werden, da sonst die Qualität leide.

Zum Denkmalschutzpreis berichtet er, im Jahr 1998 seien 44 Bewerbungen von privaten Eigentümern eingegangen. Fünf Preise seien verliehen worden. Die Preisverleihung habe in Freudenstadt stattgefunden mit dem für Denkmalschutz zuständigen Staatssekretär Horst Mehrländer, dessen Festrede in der *Schwäbischen Heimat* 1999/1 abgedruckt sei. Mit der Württemberger Hypo als Sponsor verbinde den SHB eine solide Partnerschaft. Der Leiter des Landesdenkmalamtes, Prof. Dr. Dieter Planck, habe erwähnt, daß die finanzielle Ausstattung für den Denkmalschutz im Land wieder gestiegen sei. In Zukunft, so Blümcke, solle der Denkmalschutzpreis in Partnerschaft mit der Württemberger Hypo auf ganz Baden-Württemberg ausgeweitet werden. Neue Partner sollen der Landesverein Badische Heimat und die Denkmalstiftung Baden-Württemberg werden.

Der Vorsitzende merkt an, das im Besitz des SHB stehende Kalkofenmuseum, das von der Ortsgruppe Untermarchtal betreut wird, habe auch 1998 etwa 2000 Besucher verzeichnet. Es solle ein Loksuppen für eine geschenkte Kleinbahn-Lok angebaut werden. Er führt aus, die Bundesstraße 311, die am Kalkofen vorbeiführt, solle ausgebaut werden, wodurch die Straße näher an das Museum heranrücke. Der SHB habe deshalb vom Bund eine Lärmschutzvorrichtung gefordert.

Aus dem Denkmalschutz-Ausschuß berichtet der Vorsitzende folgendes: Der SHB habe sich leider erfolglos gegen die Überbauung des Industriegebiets Naßwasen an der B 27 bei Hechingen und Bodelshausen eingesetzt. Hier habe der Regionalverband in einem landschaftlich sensiblen Gebiet zwischen Hechingen und der Burg Hohenzollern ein Industriegebiet ausgewiesen. Der Stuttgarter

Stadtbaudirektor i. R. Klaus Hoffmann hilft dem SHB bei der Bearbeitung von Denkmalangelegenheiten.

In Freudenstadt seien die Epitaphien außen an der Stadtkirche stark verfallen, der SHB mache sich für deren Rettung stark. In Ertingen ist ein Bodendenkmal in Form einer römischen Straßenstation anzutreffen. Der SHB würde dort gern ein weiteres Grundstück erwerben, dies sei jedoch schwierig. In Lauchheim-Röttingen versuche der SHB, einen Burgstall aus dem 13. Jahrhundert zu kaufen. In Wüstenrot, Kreis Heilbronn, werde ein ehemaliges Forsthaus für ca. 1,5 Millionen Mark ins Hohenloher Freilandmuseum transloziert. Der SHB bedaure, daß dieses nicht an seinem angestammten Platz saniert werden konnte.

Der Vorsitzende Blümcke gibt seiner Freude über die Entscheidung der Bundesregierung Ausdruck, die steuerlichen Abschreibungen für denkmalgeschützte Gebäude bei 10% jährlich zu belassen. Dies sei ein guter Anreiz für private Investoren. Der Abschreibungssatz hätte auf 5% jährlich gesenkt werden sollen, der SHB habe sich in einem Anschreiben an sämtliche Mitglieder des Deutschen Bundestages aus Baden-Württemberg erfolgreich gegen diese Änderung ausgesprochen. Wegen der Erhaltung des Devolutiveffekts in der Denkmalpflege und im Naturschutz habe ein Gespräch mit Staatssekretär Menz stattgefunden. Dieses habe jedoch bisher leider keinen Erfolg gezeigt.

Der Vorsitzende berichtet weiter, der SHB engagiere sich in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein, dem Schwäbischen Albverein, der Gesellschaft zur Erfassung und Erhaltung von Kleindenkmalen in Baden-Württemberg e. V. und dem Landesverein Badische Heimat u. a. für die Erfassung und Erhaltung von Kleindenkmalen. Ein Positionspapier sei für die gemeinsame Sitzung der Präsidenten und Vorsitzenden dieser Vereine Anfang Juni entworfen worden, dabei sei eine Übereinstimmung in Ziel und Richtung festgestellt worden. In Pfullingen finde am 17. Juni 1999 die Eröffnung einer Ausstellung über Kleindenkmale und am 19. Juni 1999 eine Tagung zu diesem Thema statt. Die Kleindenkmale sollen laut Blümcke kreisweise erfaßt werden. Als nächstes stünde ein Gespräch mit dem Präsidenten des Landesdenkmalamtes, Prof. Dr. Dieter Planck, an. Die Kleindenkmale in den Kreisen Alb-Donau, Karlsruhe und Rastatt seien bereits oder würden derzeit erfaßt. In der *Schwäbischen Heimat* erscheine zum Thema Kleindenkmale eine Reihe von Reinhard Wolf: «Kleine Kulturdenkmale am Wegesrand».

Zum Kulturlandschaftspreis 1998 berichtet der Vorsitzende, es seien 58 Bewerbungen eingegangen und sieben Preise zugesprochen worden. Die Verleihung habe durch den Tübinger Regierungspräsidenten Hubert Wicker in Schelklingen-Hütten stattgefunden, der daraufhin Mitglied wurde. Die Zusammenarbeit mit dem Württembergischen Sparkassen- und Giroverband bzw. der Sparkassen-Umweltstiftung verlaufe gut. Blümcke weist darauf hin, daß der Kulturlandschaftspreis bewußt kein «Grün-» oder «Biotop-»-Preis sei, sondern der Erhalt der vom Menschen geschaffenen Kulturlandschaft im Vordergrund stünde. Auch 1999 seien für beide vom SHB ausgelobten Preise wieder viele Bewerbungen eingegangen.

Aus dem Arbeitskreis Ländlicher Raum sei zu berichten, daß in Dürmentingen-Heudorf ein Seminar mit der Akademie Ländlicher Raum stattgefunden habe mit dem Ziel, die Bürger für die historische Analyse ihres Ortsteils zu interessieren. Pro Gemeinde stünde dafür eine 50-prozentige Förderung von Kosten in Höhe von DM 20000 durch das Ministerium Ländlicher Raum zur Verfügung. Der Versuch des SHB, die Bürger für dieses Projekt zu interessieren, stoße in den Gemeinden zum Teil auf Unverständnis oder überschneide sich mit anderen Projekten der Gemeinden. Dadurch sei es schwierig, Gemeinden zur Teilnahme zu bewegen.

Zum Reiseprogramm berichtet der Vorsitzende, 1998 hätten rund 65 Reisen stattgefunden. Das Reiseprogramm und insbesondere der diesjährige Schwerpunkt «Vorderösterreich» werde gut angenommen; auch die Vortragsreihe zu diesem Thema, die von der L-Bank gesponsert worden sei, sei mit ca. 700 Teilnehmern pro Vortrag sehr erfolgreich verlaufen. Die Ausstellungsfahrten würden ebenfalls gut angenommen. Insgesamt habe es nur wenige Absagen gegeben. Blümcke meint, das Reiseprogramm sei insgesamt gut ausgewogen, die Auslastung könnte noch etwas besser sein. Der nächstjährige Themenschwerpunkt sei noch nicht festgelegt. Er betont, die Kapazitätsgrenze des SHB in bezug auf die Reisen und Veranstaltungen sei erreicht. Üblich sei in der Reisebranche pro Mitarbeiter ein Umsatz von ca. DM 600000–700000 jährlich, beim SHB würde mit einer Arbeitskraft ein Umsatz von 1,2 Millionen Mark erreicht. Blümcke dankt Gabriele Finckh für diese Leistung.

Bei der *Schwäbischen Heimat* habe zum 1. Januar 1999 durch die Notwendigkeit, die Kosten zu senken, ein Wechsel der Druckerei zum Schwabenverlag stattgefunden, der Herausgeber sei jedoch weiterhin der SHB. Es habe sechs Bewerber gegeben, der Schwabenverlag habe darunter, auch durch den Eigenvertrieb von tausend Heften, das günstigste Angebot abgegeben. Die Auflage liege in der Regel bei 8000 Exemplaren, davon gingen 6000 an die Mitglieder, 400 an Abonnenten und Buchhandlungen. Der Umfang liege in der Regel bei je 112 Seiten. Heft 1998/2 sei als Sonderheft zum Thema «Revolution 1848/49 in Württemberg» erschienen. Die Ausgabe 1999/1 mit dem Schwerpunkt Vorderösterreich sei im Einzelverkauf schwer absetzbar. Mit verschiedenen Institutionen bestünden Vereinbarungen zum Anzeigentauch. Die Anzeigen seien aus wirtschaftlichen Gründen auf 10% der Seitenzahl erhöht worden, dies hält Blümcke für akzeptabel. Zu Werbezwecken würden Sonderdrucke aus der *Schwäbischen Heimat* aufgelegt, vor allem aus der Reihe «Museen des Landes». Der Vorsitzende gibt seinem Stolz auf die von ihm betreuten nunmehr sechzehn Jahrgänge der *Schwäbischen Heimat* Ausdruck. Die Anwesenden spenden Beifall, wofür sich Blümcke bedankt.

Schließlich berichtet Blümcke, die Obergrenze der haupt- und ehrenamtlichen Leistung im SHB sei erreicht. Er wundere sich, was im SHB alles geleistet werde. Er äußert seinen Stolz darauf, Vorsitzender dieses Vereins sein zu dürfen.

Professor Detlev Simons hebt den gelungenen Festakt zum 90jährigen Jubiläum hervor, der dem SHB zur Ehre

gereicht habe. Er lobt den Vorstand und die Geschäftsstelle für diese Veranstaltung. Blümcke dankt Professor Simons. – Zum Bericht des Vorsitzenden gibt es keine Fragen.

### TOP 3: Bericht des Geschäftsführers

Geschäftsführer Dieter Dziellak berichtet, die Sanierung der Altstadt Häuser in der Weberstraße sei nunmehr abgeschlossen.

Zum Naturschutz merkt er an, der SHB könne stolz sein auf den Besitz von jetzt 260 ha Naturschutzgrundstücken in 25 Gebieten. 1998 seien mit Spenden in einer Größenordnung von DM 82000,- 22 ha Grundbesitz in den Hund'schen Teichen im Pfrunger-Burgweiler Ried und 5 ha Flächen in anderen Gebieten, z. B. in Rangendingen-Bietenhausen, in Schwäbisch Gmünd-Oberbettringen (Tiefenbachtal), am Irrenberg und in Maulbronn-Zaisersweiher erworben worden. Er dankt den Mitgliedern für diese großzügige finanzielle Unterstützung. Ein Grundstück in Auenwald-Ebersberg habe der SHB als Geschenk erhalten. Für die Pflege der 800 Parzellen dankt Dziellak den vielen Betreuern, namentlich dem anwesenden Forstdirektor Walter Dürr für die Betreuung der Flächen in Marlach, den Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege, den Forstämtern und der Bergwacht des Deutschen Roten Kreuzes. Die Einweisung der Betreuer sei teilweise schwierig, vor allem die Grenzen in der Natur seien oft unklar. Daher habe der SHB zum 1.3.1999 Dieter Metzger als ABM-Kraft für ein Jahr mit einem Zuschuß in Höhe von 70% der Personalkosten durch die Bundesanstalt für Arbeit eingestellt. Seine Aufgabe liege in der Feststellung, Markierung und Kartierung der Grundstücksgrenzen des SHB.

Dziellak nennt als Beispiel für Naturschutz-Aktionen die geplante Durchführung eines internationalen Jugendlagers am Spitzberg in Tübingen-Hirschau gemeinsam mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Tübingen. Der Finanzbedarf liege bei ca. DM 25000. Dziellak bittet dafür um Spenden. Er verweist darauf, daß Eigentum verpflichte und der SHB davon nicht ausgenommen sei. So seien Pflege- und Pachtverträge mit Landwirten zu schließen oder Kartierungen durchzuführen. Er dankt in diesem Zusammenhang Notar i. R. Walter Halm für dessen Beratung in Grundstücksfragen, insbesondere bei der Vertretung des SHB zur Klärung der Fischereirechte im Pfrunger Ried, die aus Naturschutzgründen nicht an Privatpersonen vergeben werden sollten.

Der SHB habe sich, so Dziellak, in die Diskussion um den Stellenabbau bei den Bezirksstellen und um die Schwächung der Stellung der ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten (Devolutiveffekt) eingemischt. Dies sei leider ohne großen Erfolg geblieben. Weiterhin habe der SHB u. a. die Stimme erhoben gegen die Landschaftsverhandlung durch ein Industriegebiet bei Bondorf sowie gegen die Überquerung mit Hochspannungsleitungen auf der Mittleren Alb bei Münsingen. Dziellak betont, der Naturschutz nehme im SHB einen hohen Stellenwert ein.

Zum Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf berichtet Dziellak, es bestehe nun seit fünf Jahren und habe 1998

7077 Besucher bei 148 Führungen einschließlich Schulklassen und in den Ausstellungen verzeichnet. Die Lehrpfade hätten ca. 14000 Besucher genutzt. Die Mitarbeiter Lothar Zier, Pia Wilhelm und der Zivildienstleistende Markus Arnold leisteten sehr gute Arbeit. Pia Wilhelm werde ab 1. November 1999 fest angestellt. Es würden immer wieder Jahresprogramme mit völlig neuen Angeboten erstellt, das Naturschutzzentrum sei auch ständig in den Medien und auf Messen präsent. Dziellak hebt den neuen Riedführer, Sonderausstellungen und Vorträge als gelungene Aktivitäten hervor.

1998 seien Investitionen in das neue Sommerklassenzimmer geflossen sowie in die weitere Beschilderung des Riedlehrpfads. Diese seien durch Sponsoren, Stiftungen und das Land finanziert worden, vor allem durch die Kreissparkasse Ravensburg; Eigenmittel seien für Investitionen nur wenig benötigt worden. Die Betreuungspauschale seitens des Landes sei für 1999 von 40000 auf 60000 DM erhöht worden, dies reiche jedoch nicht zur Finanzierung des laufenden Betriebs aus. Dziellak ruft die Mitglieder deshalb zu Spenden und Patenschaften für das Naturschutzzentrum auf.

Dziellak berichtet weiter, das Naturschutzzentrum solle nach einem Beschluß des Vorstandes gemeinsam mit den anliegenden Gemeinden in Form einer Stiftung die Trägerschaft für ein Bundesprojekt im Pfrunger Ried übernehmen. Das Finanzvolumen betrage DM 10 Millionen über 10 Jahre. Der finanzielle Anteil des SHB solle angemessen gehalten werden. Die Wiedervernässung sei extrem wichtig, um das Hochmoor zu erhalten, und deshalb müsse auch der SHB hier seinen Beitrag leisten. Seit 1999 sei der SHB auch in den Medien des Landesnaturschutzes vertreten, dies drücke den hohen Stellenwert des SHB aus. Er dankt den Mitgliedern für ihre Unterstützung.

Vorsitzender Blümcke dankt Geschäftsführer Dziellak für seinen Bericht. Fragen dazu gibt es nicht.

#### *TOP 4: Bericht des Schatzmeisters*

Vorsitzender Blümcke entschuldigt Schatzmeister Gerhard Weygandt wegen Krankheit. Er verweist auf den Rechnungsabschluß 1998, der den Mitgliedern als Anlage zur Tagesordnung vorliegt. Pro Jahr seien ca. 22000 Kontobewegungen zu verzeichnen, die die Buchhalterin Astrid Weinaug zu bewältigen habe. Blümcke dankt ihr dafür. Schriftführer Willi Lutz grüßt die Versammlung von Schatzmeister Weygandt und verliest dessen Bericht mit folgendem Wortlaut:

«Liebe Mitglieder und Freunde des Schwäbischen Heimatbundes!

Beim Durchblättern der Unterlagen für diese Mitgliederversammlung haben Sie auch das Blatt gesehen mit dem Rechnungsabschluß 1998 und mit der Haushaltsplanung für 1999 (Anlage 1 zum Protokoll). Wir konnten mit einem bescheidenen Plus das Rechnungsjahr beenden, wobei der Schuldenstand für das Bauvorhaben Weberstraße mit 343211,28 DM nicht berücksichtigt ist.

Wenn man ein Fazit zieht, so ist festzustellen, daß wir Ihnen auch 1998 nur aufgrund von außerordentlichen Ein-

nahmen einen positiven Abschluß präsentieren können. Außerordentliche Einnahmen sind Ihre Spenden, die uns von ca. 2.000 Mitgliedern zusammen mit dem Jahresbeitrag in der Größenordnung von knapp 150000,— DM gewährt werden. Außerordentliche Einnahmen sind auch Ihre Spenden für den Ankauf der 22 Hektar Naturschutzgrundstücke im Pfrunger Ried – die Hund'schen Teiche – mit über 82000 DM. Ich darf Ihnen herzlich Dank sagen für diese herausragende Unterstützung, ohne die, wie ich Ihnen schon sagte, der Rechnungsabschluß nicht mit einem positiven Saldo hätte ausgewiesen werden können. Unterstützen Sie uns bitte auch weiterhin.

Zu vermerken ist aber auch, daß wir jedes Jahr ca. 800 Mitglieder haben, die wir im Frühsommer anmahnen müssen, und bei 100 bis 200 Mitgliedern ist sogar noch eine zweite Mahnung notwendig, bis hin zum Ausschluß, wenn im zweiten Jahr keine Zahlung erfolgt.

Auf den Schwäbischen Heimatbund kommen immer neue Anforderungen zu, wenn ich an die Vortragsreihen in der L-Bank denke oder an die Aktion Kleindenkmale. Wir bemühen uns, wie schon seit Jahren, erfolgreich um Sponsoren für diese Projekte. Die Zuwendungen reichen jedoch in der Regel nicht aus, so daß wir aus den Mitgliedsbeiträgen auch solche Aktionen mitfinanzieren müssen. Dies gilt ja auch für unser Naturschutzzentrum, wo die Leitung des Hauses in Wilhelmsdorf und unsere Geschäftsstelle für einmalige Vorhaben wie das Sommerklassenzimmer nach Möglichkeiten suchen, solche Vorhaben ohne größere Eigenbeteiligung zu finanzieren. Was uns Sorge bereitet, ist die dauerhafte Finanzierung des Betriebes des Naturschutzzentrums; denn das Land beteiligt sich nur mit einem bescheidenen jährlichen Betrag von 40000 DM an den laufenden Kosten. Wir hoffen für dieses Jahr auf Erhöhung dieses Zuschusses. [Geschehen auf DM 60000; vergleiche «Bericht des Geschäftsführers»]

Weiterhin sind wir in der Vorbereitung für die Gründung einer Stiftung. Es wurde uns ein Anfangskapital von 55000 DM gegeben. Die Erträge aus diesem Geld sind noch zu gering, um nachhaltig das Naturschutzzentrum zu fördern. Wir stellen uns Zustiftungen vor, so daß wir vielleicht irgendwann einmal eine Million DM erreichen. Die Erträge daraus wären eine solide Grundlage für den Betrieb der wichtigen Naturschutzeinrichtung im Pfrunger Ried. Auch können wir uns vorstellen, daß sich Mitglieder über Patenschaften verpflichten, eine bestimmte Summe für den Betrieb dieser Einrichtung jährlich zur Verfügung zu stellen. Auch damit hätten wir eine solide Grundlage.

Es gibt Bereiche, wo Sie, verehrte Mitglieder, in besonderer Weise dazu beitragen können, die Situation des kleinen Vereins mit großer Aufgabe zu verbessern. Das erste ist die Mitgliederwerbung. Tausend weitere Mitglieder würden uns mancher Sorge entheben. Jedes Jahr müssen wir fünf Prozent unserer Mitglieder ersetzen. Das sind etwa dreihundert. Sie verlegen ihren Wohnsitz ins Altenpflegeheim oder kündigen ihre Mitgliedschaft oder sie sterben. Ich bitte Sie, werbend für unseren Verein tätig zu werden. Unverzichtbar sind für den Verein die Reisen mit möglichst hoher Beteiligung. Die Exkursionen machen für



Nach der Mitgliederversammlung wurden die Zisterzienserabtei Schöntal und nach einem Spaziergang auf den Kreuzberg die Heiliggrabkapelle – siehe Abbildung – besichtigt.

den Schwäbischen Heimatbund – neben dem inhaltlichen Gewinn, der die Hauptsache bleibt – auch den weiteren Sinn, wenn von den Fahrten etwas übrig bleibt, den idealen Vereinszweck – z. B. die Denkmalpflege – zu fördern. Eine Reise mit 20 Personen ist zwar für Reiseleiter und Reiseteilnehmer angenehm, für den Verein kann sie nur die Ausnahme sein. Wir haben durch die ausgewählten und exzellenten Reiseleiter sehr viel Wissen und großartige Erlebnisse für möglichst viele zu vermitteln. Das ist Vereinsziel. Deshalb bitte ich Sie, nehmen Sie an unseren Exkursionen teil. Die Mühe der Vorbereitung sollte sich lohnen. Sie unterstützen den Vereinszweck der Volksbildung ebenso wie die Finanzen des Vereins. Bedenken Sie bitte auch, Gäste, also Nichtmitglieder, sind immer willkommen, denn den größten Zuwachs an Mitgliedern haben wir von den Reisen.

Bis jetzt habe ich nur die Einnahmenseite dargestellt. Ich bemühe mich jedoch genauso, die Ausgaben im Griff zu halten. Meine Vorstandskollegen mögen mir verzeihen, wenn ich bei neuen Aufgaben die Kostenseite sehr genau unter die Lupe nehme. So versuchen wir, die Nettoausgaben für die «Schwäbische Heimat», die 1998 immer noch bei ca. 200 000 DM lagen, erheblich zu reduzieren. Durch den Wechsel zum Schwabenverlag in Ostfildern-Ruit und durch die Erhöhung des Anzeigenvolumens auf ca. 10% der regelmäßigen Seitenzahl von 116 Seiten bei einer Ausgabe der «Schwäbischen Heimat» dürfte dies dauerhaft gelingen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, mein Dank gilt nochmals Ihnen allen für Ihre Unterstützung des Vereins. Ich bitte Sie, nicht nachzulassen, und ich bitte auch alle Vorstands- und Beiratsmitglieder mit ihren zahlreichen Verbindungen zu Institutionen und zu Personen, diese für den Verein nutzbar zu aktivieren.

Mein Dank gilt den Mitgliedern des Vorstandes für die verständnisvolle Zusammenarbeit. Auch außerhalb der

Vorstandssitzungen mußte die Finanzlage des Heimatbundes in zahlreichen Besprechungen immer wieder erörtert werden. Ganz herzlichen Dank unserem Geschäftsführer Dieter Dziellak für seinen unermüdlichen und professionellen Einsatz für den Verein. Dieser Dank gilt ebenso den Mitarbeiterinnen der Geschäftsstelle, die – am «Umsatzvolumen» gemessen – weit mehr bewegen, als es tariflichen Erwartungen entsprechen würde. Es zeigt sich immer wieder: Eine mit Spitzenkräften besetzte Geschäftsstelle mag auf den ersten Blick teuer erscheinen; aber sie arbeitet angesichts der vielfältigen und anspruchsvollen Aufgaben höchst effizient.» – Lutz dankt Weygandt für seine Arbeit und wünscht ihm gute Besserung.

Die Vorsitzende der Stadtgruppe Stuttgart, Ursula Roth, erkundigt sich, warum im Haushalt 1998 DM 10 000 für die Ortsgruppen veranschlagt seien, jedoch nur DM 3 000 ausgegeben wurden. Sie möchte wissen, nach welchen Richtlinien diese Gelder vergeben werden. Geschäftsführer Dziellak antwortet, die Ortsgruppen erhielten generell keine laufenden Zuschüsse vom Gesamtverein, es gebe nur zwei Ortsgruppen, die finanziell so schwach seien, daß sie unterstützt werden müssen. Die in der Haushaltsrechnung genannten Beträge seien im wesentlichen Portokosten für den Versand von Ortsgruppenprogrammen. Roth dankt ihm für die Auskunft.

#### TOP 5: Bericht des Kassenprüfers

Der schriftliche Bericht des Kassenprüfers Alfred Müsle liegt den Anwesenden in den Sitzungsunterlagen vor (Anlage 2 zum Protokoll). Martin Blümcke führt aus, Müsle sei Steuerberater und Wirtschaftsprüfer und prüfe seit 25 Jahren die Kasse des SHB einmal jährlich einen Tag lang. Er verliest einen Auszug aus Müsles Bericht:

«Die Salden der Bestandskonten sind aus dem Vorjahresabschluß richtig vorgetragen, der Rechnungsabschluß ist aus den Vorträgen und Verkehrszahlen des Jahres 1998 richtig entwickelt. Die Buchungen sind durch ordnungsmäßige Belege nachgewiesen, die Konten und Bücher sind übersichtlich angelegt, ordnungsmäßig geführt und abgeschlossen. Der Abschluß, der mit einem Überschuf der Einnahmen über die Ausgaben in Höhe von DM 14 215,72 schließt, entspricht Gesetz und Satzung.» Blümcke faßt zusammen, dem SHB werde von einem qualifizierten Steuerberater attestiert, daß bei den finanziellen Angelegenheiten des Vereins alles mit rechten Dingen zugehe. Die Prüfung sei wichtig und rechtlich vorgeschrieben.

#### *TOP 6: Entlastung des Vorstands durch die Mitgliederversammlung*

Dr. Konrad Finke stellt fest, der Vorstand des SHB habe einwandfrei gearbeitet, und er dankt ihm für die engagierte und professionelle Arbeit. Er beantragt die Entlastung des Vorstands durch die Mitgliederversammlung. Sie wird – bei Enthaltung der Vorstandsmitglieder – ohne Gegenstimmen oder Enthaltungen einstimmig erteilt. Blümcke dankt den Mitgliedern dafür.

#### *TOP 7: Verleihung von Ehrenmitgliedschaften an Fritz Bürkle und Walter Halm*

Vorsitzender Blümcke berichtet, der SHB habe fünf Ehrenmitglieder und nennt deren Namen. Es sollten nun zwei weitere Ehrenmitgliedschaften für die engagierte Mitarbeit von Fritz Bürkle und Walter Halm verliehen werden. Blümcke verliest die Laudationes mit folgendem Wortlaut:

«Herr Regierungsoberbaudirektor i. R. Fritz Bürkle ist seit 1940 Mitglied im Schwäbischen Heimatbund bzw. dessen Vorgängerorganisation, dem Württembergischen Bund für Heimatschutz.

Fritz Bürkle hatte schon frühzeitig die Belange der ökologischen Wasserwirtschaft erkannt und war in engen Kontakt zu Vertretern von Naturschutzorganisationen getreten. Unter anderem hat er sich als Pionier bei der Renaturierung von Gewässern verdient gemacht. Schon während seiner Berufstätigkeit hat er sich ehrenamtlich für die Umwelt engagiert.

Seit 1983 gehört er dem Ausschuf für Naturschutz und Umwelt des Schwäbischen Heimatbundes an und vertritt dort mit großem Einsatz die Sache des Natur- und Wasserschutzes.

Darüber hinaus hat Fritz Bürkle seit den 50er Jahren zahlreiche Exkursionen zum Thema Wasserläufe und Grundwasserproblematik – vor allem im Großraum Stuttgart – für den Schwäbischen Heimatbund geleitet. Bei diesen Führungen hat er vielen Menschen die Augen für einen sinnvollen Umgang mit Wasserläufen und der sie umgebenden Landschaft geöffnet. Mit seiner freundlichen und aufmerksamen Art konnte er dabei die Teilnehmer für die behandelten Themen interessieren und sensibilisieren. Durch zahlreiche Spenden hat er auch die denkmalpflegerische Arbeit des Vereins großzügig unterstützt.

Der Schwäbische Heimatbund ist Fritz Bürkle für seine unermüdliche und wertvolle ehrenamtliche Mitarbeit außerordentlich dankbar.»

«Herr Notar i. R. Walter Halm hat sich 1987 – noch während seiner Zeit als Amtsnotar in Nufringen – bereit erklärt, die Liegenschaftsangelegenheiten des Schwäbischen Heimatbundes ehrenamtlich zu bearbeiten.

Der Schwäbische Heimatbund hatte bis dahin seit 1936 160 ha Grundstücke erworben. Die Kenntnis der Lage und die Betreuung dieser naturschutzwichtigen Gebiete war vernachlässigt. Auch die Grundbesitzakten in der Geschäftsstelle spiegelten dies wider. Walter Halm hat sich mit ungeheurem Einsatz für die Klärung strittiger Eigentumsverhältnisse eingesetzt. Er hat die Akten durchforstet, an Ort und Stelle nach dem Rechten gesehen und es übernommen, über 100 ha Neuerwerbungen von der Verhandlung mit dem Verkäufer bis zum Eintrag ins Grundbuch zu betreuen.

Darüber hinaus ist Walter Halm ein Helfer in vielen juristischen Belangen, seien es Erbbaurechte oder Verträge zum Bau der Geschäftsstelle in Stuttgart, Stiftungssatzungen oder die Klärung der Fischereirechte im Pfrunger Ried bis hin zur Beratung in Testaments- und Erbangelegenheiten zugunsten des Schwäbischen Heimatbundes.



*Fritz Bürkle (rechts) freut sich sehr über die Auszeichnung. Martin Blümcke hält die Urkunde über die Ehrenmitgliedschaft in der Hand.*

Seit nunmehr zwölf Jahren ist Walter Halm zu einem wichtigen Ratgeber und klugen Sachwalter des Eigentums und vielerlei Ansprüchen unseres Vereins geworden. Er hat diese Aufgaben mit außerordentlicher Tatkraft, aber in freundlicher Zurückhaltung erledigt. Der Schwäbische Heimatbund verdankt ihm sehr viel.»

Die Mitgliederversammlung stimmt der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Fritz Bürkle und Walter Halm durch Akklamation zu. Blümcke überreicht unter Beifall der Versammlung die Ernennungsurkunde an Fritz Bürkle und erwähnt, dieser habe das Bundesverdienstkreuz zweimal ausgeschlagen, die Ehrenmitgliedschaft des SHB nehme er aber an. Walter Halm ist wegen eines Ferienaufenthaltes nicht anwesend.

Bürkle bedankt sich für die Ernennung und merkt an, er sei am Tag zuvor, als er von der geplanten Verleihung erfahren habe, sehr überrascht gewesen. Er halte dies

nicht für verdient, und lange Zugehörigkeit zu einem Verein sage nichts über die Verdienste aus. Bürkle bedauert die Abwesenheit seiner Frau aus gesundheitlichen Gründen. Mit Schöntal verbänden ihn viele Erinnerungen, da er 22 Jahre lang in Künzelsau gelebt und gearbeitet habe. In der nächsten «Schwäbischen Heimat» werde er einen Beitrag über die Mitgliederversammlung im Jahr 1943 bringen.

Fritz Bürkle dankt den Mitgliedern und den Vorständen für die Ehrung und lobt den SHB für die wichtige Arbeit, die er leiste. Er wolle dem Verein so lange wie möglich dienlich sein und freue sich über das Engagement der Stadtgruppe Stuttgart zum Thema Stuttgart 21. Auch der Raum in der Weberstraße sei für Begegnungen wichtig. Bürkle dankt abschließend dem Schöpfer für langes Leben und Gesundheit. Er fühle sich in seinem Leben reich beschenkt.



*Ehrenmitglied Walter Halm (links) zusammen mit Dieter Dziellak in voller Aktion vor Ort: im Naturschutzgebiet Irrenberg bei Balingen-Streichen, wo der Heimatbund über bedeutenden Grundbesitz verfügt.*

Vorsitzender Blümcke berichtet, von der Stadtgruppe Stuttgart seien zwei Anträge zur Abstimmung durch die Mitgliederversammlung eingegangen, die der Versammlung als Anlage zur Tagesordnung vorliegen (Anlage 3 zum Protokoll). Er verliest die Anträge wie folgt:

1. Antrag: Der Vorstand der Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes e. V. schlägt der Mitgliederversammlung zur Abstimmung vor: «In Zukunft wird der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes verstärkt mit Frauen besetzt.»

2. Antrag: Der Vorstand der Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes e. V. schlägt der Mitgliederversammlung zur Abstimmung vor: «In Zukunft sind in den Vorstand und in die Ausschüsse verstärkt junge Leute aufzunehmen.»

Blümcke merkt an, der Vorstand habe gegen die Anträge nichts einzuwenden, fraglich sei jedoch, wie sie umzusetzen seien. Er sei durchaus auch der Meinung, der SHB müsse jüngere Mitglieder gewinnen, der Altersdurchschnitt bei Neueintritten liege jedoch bei 50 bis 60 Jahren. Es sei selbstverständlich, daß auch Frauen dem Vorstand angehören sollten, bisher seien jedoch keine geeigneten Kandidatinnen angetreten.

Ursula Roth erklärt zum Antrag auf die verstärkte Besetzung von Vorstand und Ausschüssen mit jungen Leuten, bei der Arbeit am Runden Tisch zu Stuttgart 21 sei es gelungen, junge Akademiker zu gewinnen, die dann auch in den SHB eingetreten seien. Diese jungen Leute seien sehr engagiert, sie sollten deshalb auch die Gelegenheit bekommen, Verantwortung zu übernehmen. Sie sollten projektweise in Ausschüsse eingebunden werden. Zum Antrag auf verstärkte Besetzung des Vorstands mit Frauen erklärt Roth, sie habe auf den Reisen des SHB sehr engagierte und fachkundige Reiseleiterinnen kennengelernt. Da Frauen die Mehrheit der Mitglieder des SHB stellen, sollten sie auch im Vorstand vertreten sein.

Beiratsmitglied Dr. Raimund Waibel nimmt dazu Stellung. Seiner Ansicht nach müsse der Antrag auf die Berufung junger Leute in die Ausschüsse verbunden werden mit Aktivitäten für jüngere Leute, auch in den Ortsgruppen, um sie für die Arbeit des SHB zu interessieren. Unter 40 sei man in der Regel mit anderen Dingen als den Aufgaben des SHB beschäftigt, danach müsse man an diese Gruppe herankommen, sie motivieren und kompetente Leute für die Mitarbeit im SHB finden. Die Vertretung in den Ausschüssen ergebe sich dann automatisch. Die Einbindung jüngerer Mitglieder in den Verein müsse von unten kommen und könne nicht per Dekret erreicht werden. Dr. Waibel wendet sich an die Ortsgruppen mit der Bitte, gerade auch für junge Leute interessante Aktivitäten anzubieten.

Martin Breuer, der stellvertretende Vorsitzende der Ortsgruppe Kirchheim, schlägt vor, für die nächste Vorstandswahl sollten sich interessierte Frauen zur Wahl stellen, dann werde man weitersehen. Prof. Dr. Friedrich Weller, Vorsitzender der Ortsgruppe Ravensburg, erkundigt sich, ob die Abstimmung über die Anträge Auswirkungen

auf die Vereinssatzung habe. Blümcke verneint dies, eine Satzungsänderung sei nicht beantragt. Das Abstimmungsergebnis werde im Protokoll der Mitgliederversammlung festgehalten.

Vorsitzender Blümcke weist darauf hin, daß die Amtszeit des Vorstandes im nächsten Jahr ablaufe und sich damit die Gelegenheit biete, diesen anders zu besetzen. Dann stellt er die Anträge zur Abstimmung. Beide Anträge der Stadtgruppe Stuttgart werden mit 71 Ja-Stimmen bei 16 Enthaltungen und ohne Gegenstimmen angenommen.

#### TOP 9: Verschiedenes/Mitgliederversammlung 2000

Geschäftsführer Dziellak weist darauf hin, daß die Mitgliederversammlung im Jahr 2000 am 20. Mai in Wangen im Allgäu stattfinden werde.

Nachdem keine weiteren Wortmeldungen vorliegen, beendet Vorsitzender Blümcke die Mitgliederversammlung und wünscht den Anwesenden noch schöne Tage in Schöntal.

Schöntal, den 12. Juni 1999

Stuttgart, den 22. Juni 1999

Für das Protokoll: Gabriele Finckh

Anlage 1 zum Protokoll (Rechnungsabschluß 1998 und Haushalt 1999) ist auf den folgenden Seiten in diesem Heft veröffentlicht.

## Mitgliederversammlung 2000

Die Mitgliederversammlung 2000 des Schwäbischen Heimatbundes wird am Samstag, 20. Mai 2000, in Wangen im Allgäu stattfinden.

Die Versammlung wird wieder im Rahmen eines interessanten zweitägigen Veranstaltungsprogramms (20.–21. Mai 2000) stehen. Die Tagesordnung und das Programm entnehmen Sie bitte Heft 2000/1 der *Schwäbischen Heimat*.



Der lang vergriffene Titel erscheint im Herbst im



**KNÖDLER VERLAG GmbH**  
Hofstattstraße 13 + 17 · 72764 Reutlingen

# Haushalt 1998 – Haushaltsrechnung 1998 – Haushalt 1999

	Haushalt 1998	Haushaltsrechnung 1998	Haushalt 1999
<b>I. Einnahmen</b>			
1. Spenden, Beiträge	450 000,00 DM	445 952,85 DM	450 000,00 DM
2. Spenden Weberstraße	5 000,00 DM	7 111,60 DM	3 000,00 DM
3. Spenden Naturschutz	80 000,00 DM	80 791,00 DM	40 000,00 DM
4. Zuschüsse Naturschutz	10 000,00 DM	76 010,00 DM	75 000,00 DM
5. Zuschüsse Naturschutzzentrum	89 000,00 DM	68 000,00 DM	43 000,00 DM
6. Naturschutzzentrum	60 000,00 DM	67 856,91 DM	86 000,00 DM
7. Erlöse Schwäb. Heimat u. a.	16 000,00 DM	23 618,04 DM	6 000,00 DM
8. Zinserträge	10 000,00 DM	9 820,63 DM	10 000,00 DM
9. Veranstaltungen	1 100 000,00 DM	1 220 334,45 DM	1 200 000,00 DM
10. Stiftungen	0,00 DM	50 000,00 DM	255 000,00 DM
	<b>1 820 000,00 DM</b>	<b>2 049 495,48 DM</b>	<b>2 168 000,00 DM</b>
<b>Auflösung von Rücklagen</b>			
Veranstaltungen	69 400,00 DM	69 400,00 DM	21 672,00 DM
Grunderwerb	286 570,00 DM	286 570,00 DM	42 500,00 DM
Beiträge, Spenden	219 000,00 DM	219 000,00 DM	206 606,00 DM
Rekultivierungsm. Stuttgart	6 200,00 DM	6 200,00 DM	0,00 DM
Naturschutzzentrum	0,00 DM	280 000,00 DM	105 000,00 DM
Instandsetzung Weberstraße	5 000,00 DM	0,00 DM	0,00 DM
Naturschutz	0,00 DM	0,00 DM	2 500,00 DM
Stiftungen	0,00 DM	0,00 DM	50 000,00 DM
	<b>2 406 170,00 DM</b>	<b>2 910 665,48 DM</b>	<b>2 596 278,00 DM</b>
<b>II. Ausgaben</b>			
1. Beiträge an andere Vereine	6 000,00 DM	5 198,05 DM	7 000,00 DM
2. Veranstaltungen	870 000,00 DM	970 548,42 DM	950 000,00 DM
3. Zeitschrift Schwäb. Heimat	220 000,00 DM	218 907,76 DM	180 000,00 DM
4. Naturschutz (Grunderwerb) u. a.	360 000,00 DM	437 521,98 DM	100 000,00 DM
5. Kalkofen u. andere Gebäude	3 000,00 DM	1 763,10 DM	9 000,00 DM
6. Ortsgruppen	10 000,00 DM	3 532,33 DM	8 000,00 DM
7. Vorstand, Ausschüsse u. a.	10 000,00 DM	10 367,76 DM	25 000,00 DM
8. Zinsen/Gebühren	5 000,00 DM	4 277,24 DM	5 000,00 DM
9. Versicherungen	6 000,00 DM	4 835,16 DM	6 000,00 DM
10. Werbekosten, Anzeigen	20 000,00 DM	28 768,07 DM	20 000,00 DM
11. Preisverleihungen u. a.	20 000,00 DM	16 993,68 DM	50 000,00 DM
12. Personalkosten	333 000,00 DM	325 010,93 DM	352 000,00 DM
13. Büroeinrichtung	3 000,00 DM	17 330,41 DM	20 000,00 DM
14. Sachkosten Geschäftsstelle	90 000,00 DM	112 235,93 DM	110 000,00 DM
15. Baukosten Weberstraße	10 000,00 DM	8 795,52 DM	10 000,00 DM
16. Darlehenszinsen Weberstraße	23 000,00 DM	22 637,21 DM	22 000,00 DM
17. Naturschutzzentrum: Maßnahmen	100 000,00 DM	98 042,54 DM	62 000,00 DM
18. Naturschutzzentrum: Betrieb	147 500,00 DM	176 405,67 DM	194 800,00 DM
19. Zuführung an Stiftungen	0,00 DM	0,00 DM	305 000,00 DM
	<b>2 236 500,00 DM</b>	<b>2 463 171,76 DM</b>	<b>2 435 800,00 DM</b>
<b>Bildung von Rücklagen</b>			
20. Beiträge, Spenden	100 000,00 DM	206 606,00 DM	100 000,00 DM
21. Veranstaltungen	59 670,00 DM	21 672,00 DM	35 478,00 DM
22. Umsatzsteuer – Nachzahlung	0,00 DM	37 000,00 DM	0,00 DM
23. Naturschutzzentrum	0,00 DM	68 000,00 DM	0,00 DM
24. Grunderwerb Naturschutz	0,00 DM	42 500,00 DM	20 000,00 DM
25. Instands. Weberstraße 2	5 000,00 DM	5 000,00 DM	5 000,00 DM
26. Naturschutz	0,00 DM	2 500,00 DM	0,00 DM
27. Stiftungen	0,00 DM	50 000,00 DM	0,00 DM
	<b>2 401 170,00 DM</b>	<b>2 896 449,76 DM</b>	<b>2 596 278,00 DM</b>
<b>III. Vermögenszunahme</b>		<b>14 215,72 DM</b>	

# Erläuterungen zur Haushaltsrechnung 1998

## I. Einnahmen:

### Zu I. 5. Zuschüsse Naturschutz:

Hier sind die Landeszuschüsse ausgewiesen, die für den Grunderwerb in Naturschutzgebieten gewährt werden. 1998 konnten so 28,0 ha (einschließlich Hundschesche Teiche, 22,0 ha) erworben werden.

### Zu I.10. Veranstaltungen:

Das Reisejahr war mit 2241 Teilnehmern auch finanziell erfolgreich, was sich in höheren Einnahmen niederschlägt (vergleiche aber dazu auch II. Ausgaben Nr. 2).

### Zu I.11. Stiftungen:

Durch ein Vermächtnis in einem Testament kann ein Grundstock für eine Stiftung gelegt werden, um Zustiftungen anderer Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes zu ermöglichen.

## II. Ausgaben:

### Zu II.2. Veranstaltungen:

Viele Reisen konnten durchgeführt werden. Die Aufwendungen, insbesondere für Einzelzimmer in den Hotels, sind stark gestiegen, aber auch Werbekosten, damit die Mindestzahl (20 Teilnehmer) erreicht wird.

### Zu II. 4. Naturschutz (Grunderwerb) u. a.:

Hier sind die Ausgaben für die 22 Hektar Hund'schen Teiche im Pfrunger-Burgweiler Ried enthalten und weiterer Grunderwerb in anderen Naturschutzgebieten. Die Spenden sind bei I. Einnahmen Nr. 3 mit über 80 000,- DM aufgeführt.

### Zu II.10. Werbekosten, Anzeigen:

Hierin sind auch die Aufwendungen für die Öffentlichkeitsarbeit und die Herausgabe einer Imagebroschüre des Schwäbischen Heimatbundes enthalten.

### Zu II.13. Büroeinrichtung:

Im wesentlichen schlägt hier die Erweiterung und Erneuerung der EDV-Anlage in der Geschäftsstelle zu Buche.

### Zu II.14. Sachkosten Geschäftsstelle:

Hohe Kosten für die Software der EDV-Anlage, Neubearbeitung des speziellen Heimatbund-Programmes in der EDV, höhere Aufwendungen für Porto und Bürobedarf für Aktionen ließen hier die Aufwendungen erheblich steigen.

### Zu II.18. Naturschutzzentrum:

Die Anstellung eines Zivildienstleistenden und verschiedene Aktionen sorgten für steigende laufende Aufwendungen in unserer Naturschutzeinrichtung.

# Erläuterungen zur Haushaltsplanung 1999

## I. Einnahmen:

### Zu I.3. Spenden Naturschutz:

Durch eine Aktion erhoffen wir uns auch dieses Jahr wieder Spenden für Projekte im Naturschutz, z. B. Landschaftspflege am Spitzberg bei Tübingen oder für weiteren Grunderwerb.

### Zu I.6. Zuschüsse Naturschutzzentrum:

Für verschiedene Projekte und die laufende Landschaftspflege im Pfrunger Ried erwarten wir dieses Jahr geringere Einnahmen bei weniger Ausgaben (vergleiche II. Nr. 17).

### Zu I.7. Naturschutzzentrum:

Die laufende Förderung des Betriebes durch das Land Baden-Württemberg soll erhöht werden. Ein entsprechender Antrag wurde gestellt.

### Zu I.8. Erlöse Schwäbische Heimat:

Die Abonnements, Geschenkabonnements und die Lieferungen an Buchhandlungen werden auch aus steuerlichen Gründen künftig vom Schwabenverlag, Ostfildern, verwaltet, so daß hier nur noch die Einzelverkäufe durch den Schwäbischen Heimatbund in den Einnahmen aufgeführt sind.

### Zu I.11. Stiftungen:

Der Vorstand hat beschlossen, eine Stiftung unter dem Namen Schmidmaier-Rube-Stiftung zu errichten. Dazu sind bereits Mittel eingegangen. Auch werden Vermächtnisse von treuen Heimatbundmitgliedern erwartet.

## II. Ausgaben:

### Zu II. 3. Zeitschrift Schwäbische Heimat:

Durch den Wechsel von der Druckerei Tübinger Chronik zum Schwabenverlag, Ostfildern-Ruit, werden sich die Herstellungskosten ermäßigen.

### Zu II. 4. Naturschutz (Grunderwerb) u. a.:

Es ist wieder Grunderwerb vorgesehen, aber auch die finanzielle Förderung einer Landschaftspflegeaktion auf Grundstücken des Schwäbischen Heimatbundes mit einem 14tägigen internationalem Jugendlager im Naturschutzgebiet Spitzberg bei Tübingen.

### Zu II.5. Kalkofen und andere Gebäude:

An das Gebäude des Kalkofenmuseums soll für eine geschenkte Kleinbahnlok aus einem benachbarten Zementwerk ein Lokschuppen angebaut werden.

## Denkmalschutzpreis 1999 Sonderfahrt zur Preisverleihung nach Rottweil

Aus fast 60 Bewerbungen hatte die Jury des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo auch in diesem Jahr wieder eine schwierige Wahl zu treffen. Schließlich wurden fünf würdige Preisträger ausgewählt, die ihre Gebäude mit großer Sensibilität vorbildlich erneuert und restauriert haben.

Ausgezeichnet werden das aus dem 16. Jahrhundert stammende «Stelzenhaus» in Stuttgart-Bad Cannstatt, die «Alte Mühle» in Eberdingen (Kreis Ludwigsburg), das Anfang des 20. Jahrhunderts erbaute und heute als Theater genutzte «Badhaus» in Rottweil, eine gründerzeitliche Villa in Schwenningen sowie Schloß Heutingsheim in Freiberg (Kreis Ludwigsburg).

Neben Urkunden und einer Bronzeplakette zum Anbringen an das prämierte Gebäude erhalten die Preisträger einen Geldpreis in Höhe von je 10.000,- DM.

Die Preisverleihung findet am **Donnerstag, 4. November 1999 um 16.00 Uhr im Theater im Badhaus in Rottweil**, Neckartal 167 (ehem. Rhodiagelände) statt.

Die Sonderfahrt bietet allen Mitgliedern und Freunden des Schwäbischen Heimatbundes die Gelegenheit, an dieser Veranstaltung teilzunehmen sowie zwei der preisgekrönten Gebäude kennenzulernen.

### Programm:

- |           |   |
|-----------|---|
| 12.30 Uhr | Abfahrt Omnibusbahnhof Stuttgart, Bussteig 14   |
| 14.15 Uhr | Besichtigung der Bürk-Villa, Bürkstr. 35, 78054 VS-Schwenningen   |
| 15.00 Uhr | Weiterfahrt nach Rottweil   |
| 15.30 Uhr | Besichtigung des Theaters im Badhaus, Neckartal 167, 78628 Rottweil   |
| 16.00 Uhr | Festveranstaltung im Theater im Badhaus Rottweil<br>Preisverleihung durch Herrn Staatssekretär Dr. Horst Mehrländer, Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg, mit anschließendem Empfang |
| 18.30 Uhr | Rückfahrt nach Stuttgart  |

Die **Sonderfahrt** kostet DM 25,- pro Person. Selbstverständlich können auch diejenigen am Programm teilnehmen, die nicht an der Sonderfahrt ab Stuttgart teilnehmen, sondern mit dem eigenen Auto oder mit der Bahn nach Rottweil oder Schwenningen kommen. Aus organisatorischen Gründen bitten wir aber alle Teilnehmer um ihre Anmeldung bei der Geschäftsstelle.

## Tag des offenen Denkmals in ausgezeichneten Objekten

Beim bundesweiten «Tag des offenen Denkmals» am **Sonntag, 12. September 1999**, können zwischen 10.00 und 17.00 Uhr auch einige Gebäude besichtigt werden, die mit dem Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo ausgezeichnet wurden. Gebäude, die in der Regel sonst nicht öffentlich zugänglich sind, werden an diesem Tag für alle Interessierten geöffnet. Die Besucher können auf diese Weise Einblick in das Leben und Arbeiten in einem Baudenkmal nehmen und erhalten viele Informationen über historische Bautraditionen und künstlerische Ausstattungen. Geöffnet werden drei Gebäude, die im vergangenen Jahr mit dem Denkmalschutzpreis ausgezeichnet wurden und im Heft 1/1999 der «Schwäbischen Heimat» näher beschrieben sind:

*Friedhofskapelle in Starzach-Wachendorf,  
Kreis Tübingen*

Die im Jahr 1733 erbaute Kapelle zeigt heute wieder ihr historisch stimmiges barockes Erscheinungsbild. Eine Besonderheit im Innern stellt das Altarblatt «Die sieben Zufluchten» von Franz-Joseph Spiegler dar.

*Hofanlage in Heiningen,  
Kreis Göppingen, Ringstr. 10*

Das um 1700 erbaute, gestelzte Einhaus der Hofanlage ist eines der ältesten Gebäude in Heiningen und prägt mit seinem barocken Sichtfachwerk ganz wesentlich das historische Ortsbild. Die restaurierte Anlage zeigt eine für den mittleren Neckarraum typische Hofform.

*Altes Schul- und Rathaus  
in Freudenstadt-Obermusbach, Mühlhaldenstr. 3*

In dem 1811 erbauten klassizistischen Gebäude wurden die überkommenen Strukturen mit ihren vielen Ausstattungseinzelheiten in liebevoller Detailarbeit restauriert. Die heutigen Bewohner des Hauses sind junge Künstlerinnen und Künstler, die hier über mehrere Monate wohnen und arbeiten. Neben dem Gebäude selbst kann eine Ausstellung des Malers Harald Birck besichtigt werden.

So präsentierte sich die Ausstellung über kleine Kulturdenkmale des Schwäbischen Heimatbundes Ende Juni und Anfang Juli dieses Jahres im Foyer der Kreissparkasse Pfullingen. Ein Beitrag unseres Vereins – wie auch die begleitende Tagung – zu den Heimattagen Baden-Württemberg.



## Fingerzeig am Wegesrand

*Ausstellung und Tagung über «kleine Kulturdenkmale» in Pfullingen*

Schwäbisches Tagblatt vom 19. 6. 99 (wal) «Aus den Augen aus dem Sinn?» Besser: «Aus dem Abseits ins Bewußtsein.» So lauten die Titel einer Ausstellung und einer Tagung in Pfullingen, bei der es um «kleine Kulturdenkmale» geht. Sie möchte der Schwäbische Heimatbund vor Vergessen und Zerstörung bewahren.

Kleine Kulturdenkmale. Das sind auf den ersten Blick unscheinbare Zeugnisse der Vergangenheit in Wald, Feld und Flur: Grenz- und Stundensteine, Wegweiser und Ortschaften, Bildstöcke und Feldkreuze, Gebots- und Verbotsteine, Sühnekreuze und Erinnerungssteine, Grubnbänke und Hauszeichen, aus Stein, Holz und Metall. «Ein Stück Heimat», so Pfullingens Bürgermeister Rudolf Hess am Donnerstag bei der Eröffnung der Ausstellung, die im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg bis 9. Juli in der Kreissparkasse zu sehen ist.

Ein gefährdetes Stück Heimat, wie der Vorsitzende des Heimatbundes, Martin Blümcke, erläuterte. Das Wissen um die Herkunft kleiner Kulturdenkmale geht allmählich verloren, sie werden von Wind und Wetter bedroht, von Menschen beschädigt und gestohlen, bei der Flurbereinigung abgeräumt. Der Heimatbund, und dazu dient heute eine Fachtagung, will zusammen mit anderen landeskundlichen Organisationen die Kleindenkmale dokumentieren und restaurieren. Dabei ist der Denkmalebegriff weit gefaßt, bis hin zu Geländeformen wie Terrassenäcker, Wengerterstäftele, Steinriegel und Hohlwege oder Kleinbauwerken wie Feldschützenunterstände und Rinnen.

Sie alle, das verdeutlichte der Tübinger Landeshistoriker Dr. Raimund Waibel, sind Teile der Kulturlandschaft.

Sie prägen wie die Wegkreuze und -kapellen in Oberschwaben ganze Gegenden, die Region zwischen Odenwald und Tauber ist nach kunstvoll behauenen Bildstöcken benannt und als «Madonnenländchen» bekannt.

Kleindenkmale sind «Lesezeichen der Geschichte in ihrer ganzen Breite», so die Stuttgarter Volkskundlerin Inge Schöck. Fingerzeige Gottes wie religiöse Denkmale oder herrschaftliche Fixpunkte wie Marksteine. Zeugen früherer Rechtsverhältnisse wie Galgen für die Blutgerichtsbarkeit oder Sühnekreuze für Straferlaß bei Totschlag. Sie erinnern an hohen Besuch wie den von Herzog Carl Eugen auf dem Hauenstein oder an die tote Stute König Friedrichs I. in Freudental.

Vor allem aber, so Waibel, sind sie im Unterschied zum Heldenkult der Kriegerdenkmale oder zum Monumentalismus der Gedenkstätten bescheidene Erinnerungsstücke, «das demokratische Element in der Denkmalslandschaft». Menschen und Ereignisse werden nicht auf den Sockel gehoben, sondern zeigen dem Betrachter auf Augenhöhe den Alltag seiner Vorfahren. Sie berichten von Kultur und Lebensweise, von Haltepunkten und Horizonten.

Kleindenkmale sind Symbol und Wirklichkeit zugleich: Marksteine stehen für den Besitzstand, Gebots- und Verbotsteine für dessen Wahrung. Johann Andreas Rauch hat 1616 auf seiner «Wangener Landtafel» die Grenzsteinlinie als geodätische Information festgehalten. Ein Schultheiß ließ in Stein hauen, daß das Überschreiten von Wiesen «sommers wie winters» untersagt sei. Und an einem Stundenstein läßt sich ablesen, wie zügig unsere Altvorderen (meist mit Gepäck) marschiert sein müssen, nämlich 4,6 Kilometer pro Stunde nach württembergischem Maß.

Einblick ins religiöse Brauchtum geben Votivstiftungen nach Unfällen oder Stationskreuze bei Flurprozessionen. Wobei die Stiftungen nicht nur dem privaten Seelenheil dienten, sondern zugleich dem öffentlichen Renommee.

Und Sühnekreuze dokumentieren die Vereinbarung zwischen Täter und Angehörigen des Opfers: Neben Messen und Spenden mußte ein Totschläger in der Nähe des Tatorts ein Steinkreuz errichten lassen, um von der Schuld befreit zu werden.

Besonders zahlreich sind Erinnerungssteine in Wäldern wie dem Schönbuch. Hier kamen Forstarbeiter um. So «Joh. Gg Schwarz, von Mönchberg, der am 18. Dez. 1906, 23 Jahre alt beim Holzfällen von einer Buche erschlagen wurde». Hier kamen Förster zu Tode, so Unterförster Ludwig Dürr in der Weil im Schönbucher Hut: «Er fiel am 28. April 1813 als Opfer seines Dienstfeuers durch einen Schus von einem Wilderer.» Auch von waidmännischen Taten berichteten die steinernen Zeugen: «Hier schoss Hofjägermeister Freiherr von Neurath am 26. Dezember 1890 einen Hirsch mit 3 Stangen und ungeraden 20 Enden.»

Noch heute, darauf hat Inge Schöck hingewiesen, entstehen noch vereinzelt Kleindenkmale. So erinnert an der ungarisch-österreichischen Grenze bei St. Margarethen ein Gedenkstein an die Fluchtwellen von 600 DDR-Bürgern am 19. August 1989. Bei einem Besuch sprach der damalige Kanzler Kohl den wahrlich geschichtsträchtigen Satz: «Wenn man vom Hauch der Geschichte spricht, hier kann man ihn spüren.»



Ein Grenzstein zwischen Wenden und Rotfelden unweit von Ebhausen. Er verbindet das württembergische und das habsburgische Wappen und erinnert damit an die Zeit, als das Herzogtum ein Teil des Habsburgerreiches war.

## 4. Stuttgarter Stäffelesrutscher-Patent

Bereits zum vierten Mal verleiht die Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes in diesem Jahr das Stuttgarter Stäffelesrutscher-Patent. Mitglieder, Gäste und alle, die Freude an Stäffele und ihren Geschichten haben, sind zu dieser etwa vierstündigen Wanderung (reine Gehzeit), die im großen Bogen um den Süden der Stadt führt, herzlich eingeladen. Alle Mitwanderer erhalten eine Urkunde und eine genaue Beschreibung der Strecke mit Straßen- und Stäffelesgeschichten von Harald Schukraft. Mit dem Reinerlös der Aktion werden Maßnahmen zur Erhaltung der Ruine des Neuen Lusthauses unterstützt. Die Begehung der Strecke geschieht auf eigene Gefahr.

Termin: **Samstag, 9. Oktober 1999, 10.00 Uhr**

Beginn: Römerstraße 1 bei der Tübinger Straße; von dort sind die Stäffele der Römerstaffel und der erste Teil der Willy-Reichert-Staffel zu zählen.

Anmeldung: danach im Württ. Automobilclub (WAC), Mörikestr. 30. Dort erhalten die Teilnehmer den Verlauf der Strecke und weitere Informationen.

Ende: Markuskirche, Römerstr. 41: Verleihung des Stäffelesrutscher-Patentes.

Ausklang: Brauereigaststätte Dinkelacker, Tübinger Str. 46.

Kosten: DM 10,-. Bitte im voraus auf das Konto der Stadtgruppe Stuttgart, Konto Nr. 2109583 bei der Landesbank (BLZ 60050101) überweisen! Die Überweisung gilt als Anmeldung.

Informationen: Gerhard Käser, Bopserwaldstr. 11, 70839 Gerlingen, Tel. 07156/22904.

## Landschaftspflegeaktion im Naturschutzgebiet Grafenberg bei Herrenberg-Kayh

Die zweite Mahd der Magerrasenwiese im Naturschutzgebiet Grafenberg wird erst spät im Jahr vorgenommen, um die Aussamung der Herbstblüher zu begünstigen. Dieser zweite Schnitt muß aber abgeräumt werden und wird je nach Qualität landwirtschaftlich verwendet. Außerdem sollen noch eine kleine Wiese entbuscht und die Grenzen des Grundbesitzes des Schwäbischen Heimatbundes am Grafenberg freigeschnitten werden.

Diese Pflegemaßnahmen finden am **Freitag, am 22. Oktober 1999, ab 14.00 Uhr** statt. Treffpunkt ist die Kelter in Herrenberg-Kayh.

Der Schwäbische Heimatbund freut sich wie jedes Jahr über zahlreiche Helfer aus Herrenberg und Umgebung, im besonderen aus der BUND-Ortsgruppe und dem Kulturkreis Herrenberg. Bitte bringen Sie Arbeitshandschuhe und, falls vorhanden, eine größere Heckenschere mit. Abgeschlossen wird dieser Arbeitseinsatz mit einem Vesper.



*Albrecht Luy dirigiert den Chor des Schwäbischen Heimatbundes samt Solisten und Instrumentalisten.*

## Chor des Schwäbischen Heimatbundes Nachlese zum Sommerkonzert am 15. Juli 1999 im Robert-Bosch-Saal, TREFFPUNKT Rotebühlplatz

Im Rahmen der Informations- & Aktionstage «Stuttgart für alle Lebensalter» lud der Chor des Schwäbischen Heimatbundes zu einem Konzert unter dem Motto «Geh aus mein Herz und suche Freud» ein.

Im Mittelpunkt des ersten Konzertteils stand die gleichnamige Kantate, die der langjährige «Filderkantor» Emil Kübler geschaffen hatte. Im Stile einer Choralkantate führt Kübler durch alle Strophen des Paul-Gerhardt-Liedes, indem er «in bunter Tonmalerei das Lied gestaltete und ausschmückte», wie er selbst sagte.

Neben dem Chor übernahmen ein Instrumentalensemble mit Kristel Düpper (Flöte), Ulrike Jelen (Oboe) und den Streichern Lisa Föllmer, Matthias Kuntz und Christa Dellbrügger sowie ein Gesangsquartett die Ausführung. Angela Straub und Bernadette Teufel (Sopran), der Tenor Götz Thumm und Martin Pfeilsticker (Baß) trafen den schlichten, aber künstlerisch anspruchsvollen Grundton der Komposition, die in einem in klassischer Art mündenden Schlußchoral endet.

Im ersten, sommerlichen Teil des Konzerts sangen Angela Straub, Bernadette Teufel und Götz Thumm als Altus, am Klavier begleitet von Albrecht Luy, drei «Waldliederlein» von Joh. Hermann Schein in schöner Übereinstimmung und schwerelos fließend.

«Tierisch heiter» verlief der zweite Konzertteil, in dem neben chorisch interessanten Sätzen bekannter Volkslie-

der, z.B. «von den zwei Hasen», «Der Gutzgauch» und «Wenn die Nachtigallen schlagen», kleine vokale Kostbarkeiten wie das vom Soloquartett gesungene «Hennlein weiß» von Scandelli und das ironisch choralartige «Schwäbisch-Haller Mauslied» des Erasmus Widmann erklangen. Die «Tierfabeln» von Gerhard Wilhelm erfreuten die Zuhörer durch ihre humorvolle und plastische Charakterzeichnung, sei es im Hilferuf «Der Frösche Not», wo der Chor auch ungewohnte Harmonien bewältigte, im Lied des Schnecks «Ach, wie langsam», das der Schauspielersprecher Gerald Friese, Albrecht Luy am Flügel und die Cellistin als Melodram darboten, oder im abschließenden «Storch und Schleiche», einer kleinen Schauerballade, zu der die Scherenschnitt-Künstlerin Ursula Kirchner reizvolle Illustrationen geschaffen hatte, die, abgestimmt mit der Handlung, auf die Leinwand projiziert wurden.

Nicht nur verbindende Worte, sondern eine bunte Palette von kleinen und größeren literarischen Kostbarkeiten mit Texten von Goethe bis Morgenstern, ausgewählt von Ortrun-Erdmute Lotz, streute Gerald Friese in bester Sprechkunst und Spiellaune zwischen die musikalischen Programmteile, so daß insgesamt unter der musikalischen Leitung von Albrecht Luy ein wohlhabgestimmtes und kurzweiliges Programm geboten wurde.

A. L.

## Das Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried in Wilhelmsdorf

Führer durch die Ausstellung und über die Lehrpfade



## Neuer Führer durchs Ried

Rechtzeitig zum Ferienbeginn stellt das Naturschutzzentrum einen neuen Kurzführer durch seine Sammlung und über die Lehrpfade vor.

Mit Unterstützung des Landratsamtes Ravensburg, vom Schwäbischen Heimatbund herausgegeben, informiert das handliche Taschenformat auch über die Angebote im Sommerklassenzimmer für Schulen und andere Gruppen. Ein Übersichtsplan ermöglicht dem Besucher, sich anhand der Schautafeln gezielt mit verschiedenen Themen zu befassen: «Vögel der Riedseen, Sumpf- und Wasserpflanzen, Reptilien und Amphibien, Findlingsblöcke im Gletschergarten, 9000-jährige Mooreiche, Toteis-See, Nieder-, Zwischen- und Hochmoor, die Vogeluhr, der Mensch im Moor» sind nur einige Angebote, um Neugier und Verständnis zu wecken.

Der neue Führer liegt im Naturschutzzentrum, Riedweg 3, 88271 Wilhelmsdorf auf und kann unter Telefon (07503) 739 oder Fax 91495 angefordert werden. Der Preis beträgt 5,00 DM (+Porto).

## Naturerlebnis Pfrunger-Burgweiler Ried – Aktionstag des SHB für Familien mit Kindern, Jugendliche und Naturfreunde jeglichen Alters

Bei traumhaft schönem Wetter fanden sich am Samstag, dem 17. Juli 1999 um 10.00 Uhr 27 Erwachsene und 16 Kinder im Alter von 3 bis 12 Jahren im Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf ein. Mehr als die Hälfte der Teilnehmer war aus dem Raum Stuttgart angereist, der Rest aus dem Raum Oberschwaben. Während Lothar Zier, der Leiter des Naturschutzzentrums, die Erwachsenen im Sommerklassenzimmer über die Natur- und Kulturgeschichte des Pfrunger Riedes «unterrichtet», bekommen die Kinder und ihre Begleitpersonen unter der Anleitung von Pia Wilhelm, der hauptamtlichen Mitarbeiterin im Naturschutzzentrum, zuerst einmal die Gelegenheit, sich in einem Spiel kennenzulernen.

Nach einem weiteren Spiel, bei dem es darum geht, Naturgegenstände zu ertasten, bekommen alle Kinder einen Arbeitsbogen, mit dessen Hilfe sie auf dem Riedlehrpfad auf Entdeckungstour gehen dürfen. «Da – da sitzt ein Frosch!» ruft ein Kind. «Ja, und hier fliegt eine Libelle!» antwortet ein anderes. «Was ist das da für eine Pflanze?» fragt eine Mutter und deutet auf einen grünen Teppich von Wasserlinsen. Die Kinder entdecken nacheinander die Tiere und Pflanzen, die auf dem Arbeitsblatt abgebildet sind, und viele Rufe der Begeisterung begleiten den Rundgang über den ersten Teil des Lehrpfades – hindurch zwischen Tümpeln und Teichen, Schilf und Rohrkolben, Reiherenten und Wasserfröschen. So ist es dann auch schon allerhöchste Zeit, das Lagerfeuer zu entfachen. Als die «Kindergruppe» um 12.00 Uhr zum Naturschutzzentrum zurückkommt, «brüten» die Erwachsenen immer noch im Sommerklassenzimmer!

Schließlich sitzen dann doch alle um die Feuerstelle, um Würste, Fleisch und Stockbrot zu grillen. Dazu gibt's deftige Salate und Getränke. Nach der Mittagspause, die die Kinder dazu nutzen, auf den großen Findlingen vor dem Naturschutzzentrum herumzutoben, trennen sich die Gruppen wieder, um «ihr» Naturerlebnis Pfrunger Ried fortzusetzen. Die Erwachsenen erfahren Details aus der Naturschutzarbeit des Zentrums und besichtigen zusammen mit Lothar Zier die Ausstellung im Haus.

Währenddessen setzen die Kinder ihre Expedition fort und lernen den Wald mit Hilfe von Spiegeln ganz neu kennen. «Der Baum steht ja auf dem Kopf!» «Schau mal, da unter dem Blatt sitzt eine Schnecke!» Die Kinder fühlen sich wie kleine Wissenschaftler auf Expedition in einem neuen, unbekanntem Land. Und weiter geht's in den Wald hinein. Hier gilt es, die Bäume mit verbundenen Augen zu betasten und nachher wiederzufinden. Kleine Finger fühlen rauhe, rissige Borke, Moose und Flechten, dünne Ärmchen messen die Dicke des Baumstamms und unsichere Füße tasten sich über große Baumwurzeln. Nach einem Ausflug zum «Überwachsenen See», in dem man vor 150 Jahren noch Fische fangen konnte und der jetzt von

einem «Schwingrasen» bedeckt ist, kehren die jungen Entdecker wieder zum Naturschutzzentrum zurück. Unterwegs treffen wir auf die Erwachsenen, die jetzt auf dem Riedlehrpfad anhand von anschaulichen Infotafeln die Entstehungsgeschichte des Moors kennenlernen.

Im Sommerklassenzimmer werden die Kinder ausgerüstet mit Keschern und Schüsseln, um nochmals an den Teichen des Lehrpfades auf die Jagd nach kleinen Wassertieren zu gehen. Die Begeisterung ist groß, als Kaulquappen, junge Molche, ein Wasserskorpion, ein großer Pferdeegel und allerlei anderes «Krabbelgetier» die Wasserschüsseln bevölkern – natürlich lebendig! Nachdem alle die «Beute» der verschiedenen Kleingruppen besichtigt haben, werden die Tiere wieder freigelassen. Und schon ist die Zeit wieder um – wir müssen zurück, der Kuchen ruft.

Der Duft von Kaffee und Kuchen muß wohl auch durch's Ried gedrungen sein, weil sich gleich darauf auch die Erwachsenen wieder einfinden, um sich's schmecken zu lassen. So klingt der Naturerlebnistag im Naturschutzzentrum bei Kaffee, Saft und Kuchen gemütlich aus, und allen hat's so gut gefallen, daß sie bald mal wieder kommen wollen – ins Pfrunger Ried, nach Wilhelmsdorf.



*Mit Keschern und Schüsseln ausgerüstet gehen die Kinder mit Feuereifer in den Teichen des Lehrpfades im Pfrunger Ried auf die Jagd nach kleinen Wassertieren.*



## Jugendlager im Pfrunger-Burgweiler Ried geplant

Das Pfrunger-Burgweiler Ried liegt eingebettet in der oberschwäbischen Seen- und Moorlandschaft. Das Relief dieser Landschaft wurde durch die letzten Eiszeiten geformt. Durch Verlandung ging ein Großteil der Seen in Moore über. So entstand aus dem ehemaligen «Pfrunger Ursee» das zweitgrößte Moor Südwestdeutschlands mit ca. 2600 Hektar. Hier liegt eines der letzten, noch nicht völlig zerstörten Hochmoore. Die angrenzenden Niedermoore zählen zu den artenreichsten Lebensräumen Mitteleuropas. Über 1600 Tier- und Pflanzenarten sind im Pfrunger-Burgweiler Ried beheimatet. Bisher wurden rund 800 Hektar unter Naturschutz gestellt, weite Teile sind Landschaftsschutzgebiete. Der Schwäbische Heimatbund hat sich den Erhalt dieser Landschaft zur Aufgabe gemacht. Das Naturschutzzentrum des Schwäbischen Heimatbundes in Wilhelmsdorf hat mit dem Land Baden-Württemberg einen Betreuungsvertrag für das Pfrunger-Burgweiler Ried, das sich über die Kreisgrenze Sigmaringen/Ravensburg erstreckt.

Eine zentrale Aufgabe des Naturschutzes im Pfrunger-Burgweiler Ried ist die Rückvernässung, Extensivierung und Pflege der durch Torfabbau und Landwirtschaft stark vom Menschen veränderten Moorflächen. Durch Grunderwerb konnte der Schwäbische Heimatbund bisher ca. 160 Hektar für den Naturschutz sicherstellen, daneben sind weitere 640 Hektar für Zwecke des Naturschutzes gesichert.

Durch Unterschutzstellung und durch die neueren Entwicklungen in der Landwirtschaft fallen viele Flächen im Ried aus der Nutzung heraus. Werden diese Wiesen nicht mehr gemäht, fallen sie der natürlich Sukzession anheim. Auf stark entwässerten, mit Stickstoff angereicherten Böden entstehen hier dichte Brennesselfluren. Wo die Samen von Pioniergehölzen ein Fleckchen kahlen Boden finden, entsteht mit der Zeit ein Weiden-Faulbaum-Gebüsch. Unterbleibt die Pflege, verändert sich die Vegetation durch natürliche Sukzession in Richtung Weiden-Faulbaum-Busch hin zum Bruchwald. Die vorhandenen «Offenlandarten» verschwinden. Einige Flächen im Ried konnten durch Grabenverschluß bereits wiedervernäßt werden. Hier hat sich ein ökologisch sehr wertvoller Lebensraum, z.B. für Vögel und Amphibien, entwickelt. Doch auch hier ist es notwendig, den Gehölzaufwuchs zu bremsen bzw. zu entfernen.

Diese Flächen können jedoch nicht mehr mit konventionellen Methoden gepflegt werden und erfordern daher einen hohen personellen Einsatz. Um die Verbuschung der Flächen zu verhindern, wurden im Sommer 1998 in Zusammenarbeit mit dem Pflgegrupp der Bezirksstelle

für Naturschutz und Landschaftspflege (BNL) Tübingen im Rahmen eines Internationalen Jugendlagers ein vernäster Bereich gemäht und die aufkommenden Gehölze entfernt. Eine solche «Erstpflge» ist nur sinnvoll, wenn eine «Nachpflge» erfolgt, d.h. der erneute Austrieb der Gehölze entfernt wird.

Um die «Nachpflge» zu gewährleisten, führt der Schwäbische Heimatbund in Zusammenarbeit mit dem Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU) vom **30. Oktober bis 6. November 1999** (Schulferien in Bayern und Baden-Württemberg) ein **Jugendferienlager** durch.

Die Teilnehmer/innen werden unter Anleitung die jungen Gehölze mit geeigneten Werkzeugen entfernen, von Hand aus der Fläche abtransportieren und mit Häckslern «shreddern». Das anfallende Material wird anschließend durch einen Landwirt zum Riedlehrpfad in Wilhelmsdorf gefahren, wo es zur Befestigung der Wege dient.

Die Unterhaltung des Riedlehrpfades ist ein wichtiges Instrument der Besucherlenkung. Hier können sich die Besucher über die verschiedenen Lebensgemeinschaften im Moor informieren. Auch die Pflege des Riedlehrpfades wird einen Teil der Arbeiten während des Jugendlagers in Anspruch nehmen. Hier muß das gehäckselte Gehölzmaterial auf dem Lehrpfad verteilt werden. Darüber hinaus muß auch die Verbuschung in einigen Bereichen am Riedlehrpfad zurückgedrängt werden.

Am Jugendlager teilnehmen können **Jugendliche aus allen Bundesländern im Alter von 14 bis 20 Jahren**. Das Jugendlager ist auch geeignet für Schüler/innen aus anderen Bundesländern im Rahmen einer „Schul-Projektwoche“.

Neben den Pflege-Einsätzen im Ried wird es ein **attraktives Beiprogramm** mit Aktivitäten und Ausflügen im Raum Bodensee-Oberschwaben geben. Die Unterbringung mit Verpflegung erfolgt in einem Ferienheim in der Nähe von Wilhelmsdorf. Von dort werden die Teilnehmer/innen mit dem Bus zum Einsatzort gebracht. Betreut werden die Jugendlichen vom Team des SHB-Naturschutzzentrums und anderen fachlich qualifizierten Erwachsenen.

Weitere Information zum Programm und Anmeldungen:  
SHB-Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried,  
Riedweg 3, 88271 Wilhelmsdorf  
Tel. 07503 / 739 Fax 07503 / 91495 oder  
Schwäbischer Heimatbund e.V., Geschäftsstelle, Weberstraße 2, 70182 Stuttgart  
Tel. 0711 / 23 94 20 Fax 0711 / 23 94 244

# Ab in die Sonne Floridas

## Ostersonderreise vom 22. bis 30. April 2000



Wollten Sie Ihr Osterfest schon immer einmal auf eine besondere Weise feiern? Dem naßkalten Frühling in Deutschland entfliehen und nach einem langen Winter

endlich wieder Sonne tanken? Dann kommen Sie mit Schwaben International vom 22. bis 30. April 2000 in den „Florida Sunshine“.



Sie halten am Ostersonntag im Everglades National Park Ausschau nach Alligatoren. Der berühmte Park gilt als die größte subtropische Wildnis der USA. Vor allem das Sumpfgebiet ist wegen seiner vielen seltenen Vogel- und Fischarten, den Alligatoren sowie der tropischen Gewächse eine großartige Natursehenswürdigkeit. ● Lassen Sie sich im „Theater of the Sea“ überraschen, was Delphine alles können. ● Sie besuchen in Key West das „Ernest Hemingway House and Museum“ mit Gegenständen, die der Dichter in Spanien und in anderen Ländern gesammelt hat und erkunden die Stadt bei einer Rundfahrt mit dem „Conch Train“. In eineinhalb Stunden legt die Bahn etwa 22 Kilometer zurück und kommt an allen interessanten Orten sowie am Marinestützpunkt in Key West vorbei. ● Sie erleben Haus und Hof eines des bedeutendsten Erfinders des Jahrhunderts – das „Edison Home and Museum“ in einer wunderschönen Gartenanlage in Fort Myers. ● Wie die Stars von heute leben, erkunden Sie in Naples, einer beliebten Ferienregion an der Golfküste, in der sich mittlerweile die amerikanische High Society in Luxusvillen niedergelassen hat. ● Geplant ist ein Besuch in Cape Coral, wo Sie auf viele Deutsche treffen, die sich sicherlich auf Besuch aus der alten Heimat freuen. ● Und last but not least: Genießen Sie die unbeschreiblichen Sonnenuntergänge Floridas.

Preis pro Person im Doppelzimmer

**Reisetermin:**  
**22. bis 30. April 2000**

**DM 3.250-**  
EZ-Zuschlag DM 1.110.-

**Eingeschlossene Leistungen:** Linienflug in der Touristenklasse von Stuttgart via Atlanta nach Fort Myers mit Delta Airlines ● Deutsche und amerikanische Sicherheits- und Landegebühren ● zwei Gepäckstücke zu je 32 Kg pro Person frei ● Sieben Übernachtungen in Hotels der Mittelklasse im Doppelzimmer mit Bad oder Dusche und WC.

● Frühstückcoupons für tägliches Frühstück ● amerikanische Steuern ● Transfers und Überlandfahrten im klimatisierten Sonderbus und deutschsprechendem Reiseführer ● Gepäckträgergebühren im Hotel (ein Gepäckstück pro Person)

● Besichtigungen und Stadtrundfahrten gemäß Programm mit deutschsprechendem Reiseführer ● Eintrittsgebühren für Besichtigungen gemäß Programm ● Informationsmaterial über Florida ● Adapterstecker gemäß US-Norm ● Versicherungsschein nach dem Reisegesetz ● Reisebegleitung von Schwaben International ab/bis Stuttgart ● Es gelten die Reisebedingungen des Veranstalters Schwaben International ● Mindestteilnehmerzahl: 20 Personen ● Die ausführliche Reisebeschreibung erhalten Sie unter

Telefon: 0711/2 37 29 - 23

**Ausführliche Reisebeschreibung:**

**Frau Rückgauer Telefon: 0711/2 37 29-23**

Schwaben International e.V.

Stuttgarter Straße 67

70469 Stuttgart

Tel.: 0711/23 729-0

Fax: 0711/23 729-31 oder -32

[www.schwaben-international.de](http://www.schwaben-international.de)



# SCHWABEN

*International*

Die folgende Übersicht zeigt Ihnen unsere Reisen von September bis Dezember 1999. Wir laden Sie herzlich ein, an unserem Programm teilzunehmen. Für weitere Informationen steht Ihnen Frau Finckh in der Geschäftsstelle unter Tel. 0711-2394211 zur Verfügung.

Gerne schicken wir auch Ihren Freunden und Bekannten ein Exemplar der Veranstaltungsbroschüre 1999 zu – kostenlos und unverbindlich, versteht sich. Ein Anruf in der Geschäftsstelle genügt.

## Studienreisen September bis Dezember 1999

**Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches**  
Samstag, 18. September bis Sonntag, 19. September 1999  
Führung: Prof. Dr. Dieter Planck

**Südtirol – Kunst und Kultur zwischen Pustertal und Vinschgau**  
Sonntag, 19. September bis Samstag, 25. September 1999  
Führung: Sibylle Setzler M.A.

**Der schwäbische Leonardo?: Heinrich Schickhardt – Baumeister, Ingenieur, Künstler**  
Studientagung in Zusammenarbeit mit der Fritz-Erler-Akademie, Freudenstadt, und dem Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Tübingen  
Samstag, 9. Oktober bis Sonntag, 10. Oktober 1999  
Leitung: Prof. Dr. Sönke Lorenz und Prof. Dr. Wilfried Setzler

**Vorarlberg – vorderösterreichische Geschichte, Kunst und Kultur**  
Freitag, 22. Oktober bis Sonntag, 24. Oktober 1999  
Führung: Karlheinz Geppert M.A.

**Den Etruskern auf der Spur: Toskana und Umbrien. Antike Zivilisation im Herzen Italiens**  
Samstag, 23. Oktober bis Sonntag, 31. Oktober 1999  
Führung: Dr. Alexandra Stalinski

**Ein Adventswochenende in Regensburg**  
Freitag, 3. Dezember bis Sonntag, 5. Dezember 1999  
Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Prof. Dr. Wilfried Setzler

## Tages- und Halbtagesexkursionen September bis Dezember 1999

**Zum 500. Geburtstag von Johannes Brenz:  
Auf den Spuren des Reformators im Schwarzwald**  
Samstag, 18. September 1999  
Führung: Heinrich Frommer

**Kleinodien des Denkmalschutzpreises  
in Ostwürttemberg**  
Mittwoch, 22. September 1999  
Führung: Dr. Klaus Könnner und Dieter Dziellak

**Evangelische Kirchenräume der Barockzeit  
in Württemberg**  
Samstag, 16. Oktober 1999  
Führung: Reinhard L. Auer M.A.

**Weinbauern, Handwerker und Handelsleute  
im Unterland**  
Samstag, 13. November 1999  
Führung: Dr. Volker Trugenberger und Albrecht Gühring

## Ausstellungs- und Museums- sonderfahrten 1999

Auch 1999 bieten wir Ihnen wieder ein Sonderprogramm mit Exkursionen zu aktuellen Ausstellungen und besonderen Museen. Das ausführliche Programm schicken wir Ihnen und Ihren Verwandten, Bekannten und Freunden auf Anforderung bei der Geschäftsstelle gerne zu.

**«799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit: Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn»**  
Freitag, 15. Oktober bis Sonntag, 17. Oktober 1999  
Führung: Manfred Akermann

Im Rahmen unserer Ausstellungs- und Museums-sonderfahrten planen wir im zweiten Halbjahr 1999 einen Besuch in der Ausstellung «Zeit der Buddhas» im Lindenmuseum in Stuttgart. Bitte beachten Sie die Ankündigungen in der *Schwäbischen Heimat* sowie unser Sonderprogramm, das an eingetragene Interessenten automatisch verschickt wird.

Für alle hier aufgeführten Reisen gelten die Reisebedingungen laut Reiseprogramm 1999 des Schwäbischen Heimatbundes.

## Ehrendoktor für Hans Binder

(swp) – Wer sich mit den Höhlen im Land beschäftigt, wird schnell auf den Namen Hans Binder stoßen. Rund 300 Titel hat der jetzt 75jährige Nürtinger zu höhlenkundlichen Themen veröffentlicht.

Viele Jahre war Hans Binder im Vorstand des Verbands der Deutschen Höhlen- und Karstforscher aktiv. Jetzt hat die Geowissenschaftliche Fakultät der Uni Tübingen dem pensionierten Realschullehrer die Ehrendoktorwürde der Naturwissenschaft verliehen.

Er wirkt ein wenig brummig und kurz angebunden, der große stattliche Mann, der selbst in Höhlenforscherkreisen zumeist im Anzug anzutreffen ist. Auch eine schwere Krankheit, gegen die er in den letzten Jahren kämpft, hat ihn kaum gebremst in seinem Schaffen. Allein in den letzten zehn Jahren vor seinem 75. Geburtstag, den Hans Binder im Januar feiern konnte, hat der pensionierte Lehrer fast 40 höhlen- und karstkundliche Publikationen veröffentlicht.

«Unter ihnen nimmt sein Buch ›Höhlen der Schwäbischen Alb‹ (1995 im DRW-Verlag erschienen) die erste Stelle ein. In schweren Tagen konzipiert und zum Teil sogar auf dem Krankenlager entstanden, wissenschaftlich fundiert und dennoch verständlich geschrieben, wird es für lange Zeit ein zugleich wichtiges wie begeisterndes Standardwerk bleiben», würdigt der Tübinger Speläologe Prof. Klaus Dobat Binder, wobei er fragend feststellt: «Arbeit als Lebenselixier!»

Binders Weg zur Speläologie (Höhlenkunde) begann in Altheim auf der Alb. Zuvor hatte es das Schicksal mit dem am 15. Januar 1924 in Tübingen geborenen Sohn eines Studienrats nicht gerade gut gemeint: im Krieg hat er den rechten Arm verloren.

Von 1949 bis 1950 war Binder Geschäftsführer der Volkshochschule Winnenden. Nach dem Studium am Pädagogischen Institut Stuttgart wurde er 1953 Lehrer in Altheim/Alb. «In Altheim», skizziert der Inhaber des Lehrstuhls für Physikalische Geographie an der Uni Tübingen, Prof. Karl-Heinz Pfeffer, der bei der Verleihung der Doktorwürde die Laudatio gehalten hat, «wurde Binder erstmals mit dem Karstphänomen konfrontiert. Als Zulassungsarbeit für die zweite Dienstprüfung entstand 1955 eine Studie über den ›Hungerbrunnen‹. Die Hilfe des Lehrers war dann gefragt, als die Klufthöhle bei Altheim untersucht werden sollte.

Binder nahm Kontakt mit dem Höhlen- und Heimatverein Laichingen auf, in dem das Gründungsmitglied des Verbands der deutschen Höhlenforscher, Helmut Frank, die Höhlenforschung vorantrieb.

1956 wurde Binder Mitglied im Verband, von 1958 bis 1959 war er Schatzmeister, dann, von 1959 bis 1977, ehrenamtlicher Geschäftsführer des Verbands der Deutschen Höhlen- und Karstforscher.

Im Land bekannt wurde Binder nicht nur als Höhlenforscher, sondern auch durch sein berufliches und nebenberufliches Engagement: Er war von 1956 bis 1961 Lehrer in Seißen (Alb-Donau-Kreis), ab 1961 an der Realschule in Nürtingen. 1966 wurde Hans Binder nebenamtlicher Leiter der Volkshochschule Nürtingen, 1974 ließ er sich vom Schuldienst beurlauben, um bei der Stadt Nürtingen als Leiter der Volkshochschule und Kulturreferent hauptamtlich zu arbeiten.

Seine Liebe galt und gilt aber der Höhlenwelt. «Die Geologie, die Höhlenkunde und die Erforschung der Karstlandschaft der Schwäbischen Alb haben mein Leben bereichert», sagt er.

## Im Rhein bei Basel Lachs gefangen

(AP) Erstmals seit 1958 ist bei Basel ein erwachsener Lachs im Rhein gefangen worden. Er ist 41,5 Zentimeter lang, wie Rheinpolizei und Fischereiaufsicht von Basel-Stadt im Juni mitteilten. Das Lachsmännchen sei wahrscheinlich nie ins Meer gewandert, sondern habe längere Zeit im Rhein gelebt. Der Lachs wurde den Angaben zufolge neben Barben, Brachsen, Aalen und anderen Fischen in der Reuse der Fischtreppe des Kraftwerks Birsfelden entdeckt, wo derzeit die aufsteigenden Fische kontrolliert werden. Der Lachs wurde wieder im Rhein ausgesetzt.

Den Ergebnissen einer zuvor gemachten Untersuchung zufolge hat der Lachs mindestens zwei Jahre im Rhein gelebt. Der Basler Fischereiaufseher Claude Wisson sagte, der letzte Lachs sei in Basel statistisch nachweisbar 1958 gefangen worden. Der jetzige Fang zeige, daß das Wiederansiedlungsprojekt funktioniere. Dabei werden importierte Lachseier zur Reife gebracht und die jungen Fische als Sömmerlinge im St.-Alban-Teich ausgesetzt. Von dort können die Lachse direkt in den Rhein abwandern. Von da aus steht ihnen nach den Worten des Fischereiaufsehers eine lange Reise bevor. Die Lachse müssen bis zum Meer eine Distanz von 800 Kilometern überwinden. Von der Rheinmündung schwimmen sie nach Grönland und danach wieder zurück an ihren Geburtsort.

Auf den 800 Kilometern nach Basel müssen sie von Karlsruhe aufwärts zehn zum Teil erst in den letzten Jahrzehnten gebaute Kraftwerke überwinden. Der jetzt gefangene Lachs ist den Angaben zufolge kein Rückkehrer aus dem Meer. Er zeige aber, daß in der Gegend von Basel vereinzelt Lachse lebten, ohne daß dies bisher bemerkt worden wäre.

## Nachlaß Schickhardts geht auf Reisen

Das Hauptstaatsarchiv Stuttgart, das Stadtarchiv Herrenberg und das Stadtarchiv Stuttgart präsentieren ab Oktober 1999 die Wanderausstellung *Ein schwäbischer Leonardo? Heinrich Schickhardt (1558–1635). Baumeister. Ingenieur. Kartograph.* Die Ausstellung wurde in Verbindung mit der Publikation des Buches *Heinrich Schickhardt. Ein Baumeister der Renaissance* erarbeitet. Im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart wird sie vom 21. Oktober 1999 bis zum 31. Januar 2000 zu sehen sein. Danach geht sie auf Reisen. Das Itinerar sieht vor allem Stationen in den Schickhardt-Städten entlang der jüngst im Rahmen des Freudenstädter Stadtjubiläums eröffneten Schickhardt-Straße vor, die von Montbéliard in der Franche Comté/Frankreich über das Elsaß und den Schwarzwald bis ins Kernland Württembergs nach Backnang führt. Zahlreiche französische Städte haben bereits Interesse an der Übernahme der Ausstellung bekundet – Grund genug, sie zweisprachig zu gestalten.

In der Wanderroute der Ausstellung allein spiegelt sich schon etwas von der Persönlichkeit Heinrich Schickhardts wider. Denn er war Zeit seines Lebens unterwegs – zu Studienzwecken und im Rahmen seiner Tätigkeit als Baumeister, Ingenieur und Kartograph. Sieht man von den wenigen anderen Quellen ab, die zu seiner Person und seinem Werk erhalten sind, ist die Grundlage für das, was wir heute über Heinrich Schickhardt wissen, aus diesem umtriebigen Unterwegssein entstanden. Seine Reisetagebücher halten seine Eindrücke in Italien fest, seine Pläne und Skizzen betreffen Gebäude und technische Anlagen an den verschiedensten Orten, die er studiert oder konzipiert und gebaut hat.

Das Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt den größten Teil dieses Quellenmaterials in einem eigenen Bestand mit der Bezeichnung *Nachlaß Heinrich Schickhardt*. Er umfaßt Unterlagen, die unmittelbar aus der Tätigkeit Schickhardts als Baumeister, Ingenieur und Kartograph erwachsen sind, vor allem eben Skizzen, Zeich-

nungen und Pläne, aber auch etwa Abrechnungen mit Handwerkern. In der Wanderausstellung soll eine Begegnung mit dieser einmaligen Überlieferung ermöglicht werden. In ganz Europa gibt es keinen vergleichbaren Bestand an Bauunterlagen und technischen Zeichnungen aus dieser Zeit.

Eher privater Natur sind einige Unterlagen, die in der Württembergischen Landesbibliothek liegen und ebenfalls in der Ausstellung gezeigt werden. Hierzu zählen die Tagebücher Schickhardts mit ihren Skizzen und Zeichnungen, die er auf seinen beiden Italienreisen geführt hat, sowie das ebenfalls reich illustrierte *Inventarium*, in dem er am Ende seines Lebens seinen gesamten Besitz detailliert verzeichnet und einen Überblick über seine Bautätigkeit gegeben hat.

Ansonsten ist wenig von und zu Schickhardt überliefert. Ein Wappenbrief, ein Eintrag in einem Totenbuch, eine Familienstiftung, Reste vom Torbogen seines Stuttgarter Hauses, viel mehr ist es nicht. Nicht einmal wie er aussah, wissen wir mit Sicherheit, auch wenn ein Porträtkopf am ehemaligen Stuttgarter Neuen Lusthaus und ein weiterer im Esslinger Alten Rathaus als Bildnisse Schickhardts gedeutet werden. Er lebt ganz in seinen Plänen fort, den ausgeführten und den unausgeführten. Auch in diesem Sinne wird die Schwerpunktsetzung der Wanderausstellung ihm gerecht: Sie konzentriert sich auf die überlieferten Planunterlagen, die durch einige wenige Modelle ergänzt werden.

Bei der Präsentation im Hauptstaatsarchiv Stuttgart werden die Originalpläne zu sehen sein. In der Wanderausstellung werden diese aus konservatorischen Gründen dann durch formatgetreue Reproduktionen ersetzt, in denen die Aura der Vorlage gleichwohl noch spürbar ist. Unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse sollen in den einzelnen Ausstellungsorten aber auch zusätzlich jeweils eigens ausgewählte Originalstücke mit Lokalbezug gezeigt werden.

War Schickhardt der *schwäbische Leonardo*, als der er immer wieder apostrophiert wird? Die Ausstellung

soll nicht zuletzt dazu beitragen, hierauf eine Antwort zu finden. Gegliedert ist sie in sechs Abschnitte. Der erste ist dem Leben Schickhardts gewidmet, das anhand der wenigen dazu erhaltenen Dokumente dargestellt wird. Der zweite Abschnitt hat die Überschrift *Reisen, Studien, Skizzen*. Hier werden bewußt Unterlagen, die Schickhardt zu Studienzwecken angefertigt hat, in einem eigenen Abschnitt gezeigt, um deutlich zu machen, daß es sich dabei um Darstellungen von Gebäuden, technischen Geräten und Anlagen handelt, die nicht von Schickhardt geschaffen oder konzipiert wurden, sondern die er – quasi als Ideenarsenal – rezipiert hat. Die drei folgenden Kapitel der Ausstellung beschäftigen sich mit seinen Tätigkeitsfeldern als Baumeister, Ingenieur und Kartograph. Abschließend wird nach Nachleben Schickhardts, nach seinem *Nachruhm* gefragt. Die Ausstellung endet dabei mit den vielfältigen aktuellen Aktivitäten, wie sie sich in der Gründung des Vereins *Association Itinéraire Culturel Européen Heinrich Schickhardt/Europäische Kulturstraße e.V.* zur Pflege des Andenkens an den Baumeister in der touristischen Zwecken dienenden Schickhardt-Straße, im Freudenstädter Stadtjubiläum 1999, in der vorhin erwähnten Publikation und nicht zuletzt auch in der Wanderausstellung selbst niederschlagen.

Ein Katalog zu der Ausstellung mit Abbildungen fast aller Exponate ist in das Buch *Heinrich Schickhardt. Ein Baumeister der Renaissance* integriert, das auch in der Ausstellung erworben werden kann.

Interessenten, die eine Übernahme der Wanderausstellung in Erwägung ziehen, steht das Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Konrad-Adenauer-Str. 4, 70173 Stuttgart, Telefon 0711/212-43 35 gerne für nähere Auskünfte zur Verfügung. Ansprechpartner sind Dr. Robert Kretzschmar (Durchwahl 212-43 34) und Eberhard Merk (212-43 22).

## Neues VGH-Urteil zu Windkraftanlagen

(swp) Im Land werden sich bald über 300 Windräder drehen. Ein Verwaltungsgerichtsurteil hat für frischen Wind zur umweltfreundlichen Stromerzeugung gesorgt.

Die Mannheimer Richter haben nämlich ein Urteil des Verwaltungsgerichts Freiburg bestätigt, wonach der Bau von Windkraftanlagen nicht ausschließlich wegen des Landschaftsschutzes untersagt werden darf.

«Deshalb sind viele Bauanträge abgeschmettert worden», sagt Andreas Markowsky vom «Landesverband Windenergie» in Freiburg. Die Genehmigungsbehörden haben bisher beim Baugenehmigungsverfahren von Windkraftanlagen «dem Landschaftsschutz eine zu hohe und dem öffentlichen Interesse an einer schadstofffreien Stromerzeugung aus Wind eine zu geringe Bedeutung beigemessen», hatte das Verwaltungsgericht Freiburg festgestellt. Der Verwaltungsgerichtshof hat jetzt die Freiburger Entscheidung bestätigt und in einem weiteren Urteil (AZ: 5 S 95/99) klargestellt, es sei nicht Rechtsens, aus baurechtlicher Sicht Windmühlen nur deshalb abzulehnen, weil diese von «nah und fern einsehbar» seien.

Entkräftet wurde damit auch das Argument der Anlagengegner, die Betonmasten für die Rotoren führten zu einer «Verspargelung der Landschaft und damit zu einer Beeinträchtigung des Landschaftsbildes», was wiederum Auswirkungen auf den Tourismus habe.

Der Landesverband Windenergie begrüßt den Entscheid der Mannheimer Verwaltungsrichter. Der VGH habe damit die rechtlichen Weichen für einen geordneten Bau von Windmühlen gestellt, teilte der Verein mit. Nach Angaben von Andreas Markowsky wird jetzt «natürlich nicht jeder Berg und jede Erhöhung im Schwarzwald und auf der Alb» mit Windkraftanlagen zugestraft.

Die geplanten 300 Windmühlen, die 750 Millionen Kilowattstunden Strom erzeugen könnten, sollen auf mindestens 100 Standorte verteilt

werden. Mehr als drei Mühlen an einem Platz seien nicht vorgesehen. Im Land sind derzeit erst 60 Windkraftanlagen in Betrieb.

## Hundert Jahre Lukaskirche Stuttgart

(epd) Die Lukaskirche in Stuttgart wurde hundert Jahre alt. Sie wurde für die damals neu entstandene Arbeitersiedlung Ostheim nach Plänen der Architekten Louis Stahl und Ludwig Wittmann errichtet und am 19. März 1899 im Beisein des württembergischen Königspaars eingeweiht. Der 61 Meter hohe Kirchturm ist einer der höchsten der Stadt. Die Kirche wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, nach Luftangriffen brannte sie 1944 völlig aus. Der Wiederaufbau war zwar 1951 abgeschlossen, ihr heutiges Aussehen hat die Kirche aber bei einer durchgreifenden Renovierung 1978 erhalten. Weit berühmt wurde sie durch die Fernsehserie von der «Pfarrerin Lenau», für die sie als Drehort fungierte. Zum Kirchenjubiläum sind Berichte aus der Geschichte der «Kolonie Ostheim» geplant.

## Aufsichtsrat der epd-Südwest im Amt

(epd) Der Jurist Martin Dietrich (Backnang) ist zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats der neu gegründeten epd-Südwest GmbH gewählt worden. Die gemeinnützige Gesellschaft mit Sitz in Karlsruhe war zum 1. Januar 1999 von den Evangelischen Presseverbänden in Baden und Württemberg gegründet worden, um die Arbeit der beiden bisher getrennt tätigen epd-Landesdienste im Südwesten zu verbessern und zu fördern. Dietrich, der auch den württembergischen Presseverband leitet, war früher Direktor des Evangelischen Oberkirchenrats Stuttgart.

Stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender wurde Pfarrer Hans Kratzert (Heidelberg), Leiter der dortigen Stadtmission und zugleich Vorsitzender des badischen Presseverbands. Mitglieder des Aufsichts-

gremiums sind nach Angaben der Gesellschaft außerdem die Journalistin Ingeborg Schiele (Edingen-Neckarhausen/Rhein-Neckar-Kreis), Vorsitzende des Rechtsausschusses der badischen Landessynode, und Pfarrer Heinz Gerstlauer (Stuttgart), Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart (eva).

STIFTUNG  
**SCHLOSS FACHSENFELD**  
Museum und Galerie



*Führungen:*  
Nach Voranmeldung unter  
Telefon 073 66/27 93  
oder  
Telefon 073 61/52 11 08  
Samstag und Sonntag  
10–12 Uhr  
14–17 Uhr  
Wochentags nach  
Vereinbarung  
*Eintritt:*  
DM 5,-/Person  
Schulklassen  
DM 1,-/Person



stiftung  
schloss  
fachsenfeld

## Hauptstaatsarchiv der Bodenfunde eröffnet

(STZ) Mit der Eröffnung des zentralen Fundarchivs Rastatt ist der zweite Schritt auf dem Weg zum Aufbau des Archäologischen Landesmuseums getan. Der Ausbau erfolgt schrittweise in den nächsten Jahren.

Europas konzeptionell modernstes Archiv für archäologische Bodenfunde, so urteilt der Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt, Professor Siegmund von Schnurbein, ist im Juni in Rastatt eröffnet worden. Modernste Technik in einem 150 Jahre alten Gemäuer, dem damals bombensicher erbauten Lazarett der Leopoldsfestung.

Das sperrige Baudenkmal, dessen Unterhaltung dem Lande obliegt, findet so eine ideale Nutzung. Hinter meterdicken Mauern und kleinen Fenstern liegen auf drei Stockwerken 70 bis 80 Quadratmeter große tonnenförmige Räume, die mit ihrer gleichbleibenden Temperatur zur Lagerung und Archivierung des archäologischen Fundguts sehr geeignet sind. Breite Gänge und sehr tragfähige Böden sind wie geschaffen für die neue Nutzung. Zur Verfügung stehen derzeit 2450 Quadratmeter Magazinräume und gut 700 Quadratmeter Fläche für Verwaltung, Ausstellung und Besucher.

In den beiden folgenden Jahren soll die Depotfläche auf 5000 Quadratmeter erweitert werden. Weitere 800 Quadratmeter Werkstatträume kommen für die geplante Restaurierungsabteilung (nach dem Jahr 2002) hinzu, wie der Archivleiter Hartmut Kaiser erläuterte. Bis zu 172 Meter lange Gänge verdeutlichen eindrucksvoll die gewaltigen Dimensionen. Einer der derzeit sieben Beschäftigten bewältigt die internen Wege mit dem Fahrrad, erzählt Kaiser.

Als Sicherheitsmaßnahmen hat man die Eisenstäbe vor den Fenstern belassen. Dazu kommt aber ausgefeilte elektronische Technik, denn schließlich liegt hier das kulturelle Gedächtnis des Landes», wie Minister Klaus von Trotha bei der Eröffnung formulierte. Die Unterhaltungs-, Umbau- und Einrichtungskosten für das Zentrale Fundarchiv

des Landes betragen knapp 5,5 Millionen Mark.

Der Minister begründete diese Ausgaben nicht nur damit, daß «die Archäologie zum Faszinierendsten (gehört), was man sich denken kann», sondern auch mit dem Bekenntnis der Regierung zur Geschichte und Kultur des Landes, von A bis Z, vom Archäologischen Landesmuseum bis zum Museum für Zeitgeschichte.

«Das Hauptstaatsarchiv für Bodenfunde», so hat es der Direktor des Archäologischen Landesmuseums und Denkmalamtpräsident, Professor Dieter Planck, genannt, wird alle archäologischen Funde und Befunde, die derzeit in 61 Magazinen und Depots von Museen und dem Denkmalamt im Land verstreut gelagert sind, aufnehmen. So werden auch durch politische Entwicklungen auseinandergerissene Fundkomplexe, Beispiel Rottweil, wieder zusammengeführt. Die Kapazität des Zentralen Fundarchivs wird für mindestens eine Generation ausreichen.

Bei der Einlieferung erhalten alle Fundschachteln und Behälter einen 18stelligen Barcode-Aufkleber – wie Waren im Supermarkt. Raum, Regal und Fach sind ebenfalls codiert. So ist über EDV jederzeit ablesbar, wo sich ein Fundkomplex oder ein Einzelobjekt befindet. In einem zweiten Schritt werden dann die Einzelfunde inventarisiert, digital fotografiert und in Normkartons umgepackt, die dann ins Hauptmagazin oder – wenn eine Lagerung unter besonderen Klimabedingungen erforderlich ist wie bei Eisen, Glas und Textilien – in Sondermagazine gebracht werden. Großobjekte wie Grabsteine wandern ins Kellerarchiv. Auch hier sind sie via Barcode-Label und Elektronik jederzeit sicher auffindbar.

Das Zentrale Fundarchiv versteht sich als Dienstleistungsbetrieb. Aufgabe ist es nicht nur, die Bodenfunde des Landes sachgerecht und dauerhaft aufzubewahren. Durch Inventare und wissenschaftliche Kataloge soll das Fundgut für Forscher und Interessierte in aller Welt erschlossen werden. Schließlich will Rastatt auch den Museen bei der Zusammenstellung von Ausstellungen helfen. Elektronisch und anhand eines Bildkatalogs

können Exponate bestellt werden. Der große Umfang der Arbeiten setzt allerdings eine Ausweitung der Sach- und Personalausgaben voraus. Mit den derzeit sieben Beschäftigten, darunter einem einzigen Wissenschaftler, ist dies nicht zu leisten. Minister von Trotha kündigte einen kontinuierlichen Ausbau an.

## Riesige Lagerhalle als Ladenhüter

(STN) Bondorf, Kreis Böblingen – Nutzlos steht die mächtige Lagerhalle in freier Bondorfer Landschaft. Das Relikt der Handelsgruppe Kriegbaum steht seit Monaten leer und hat sich als unverkäuflicher Ladenhüter entpuppt.

Die Euphorie in der 5000 Einwohner zählenden Gäugemeinde ist längst verfliegen. 1000 Arbeitsplätze hatte die Böblinger Kriegbaumgruppe einst dem strukturschwachen Raum versprochen. Für diese Chance zog Schultes Gerhard Kilian alle Register. Das Regionalparlament wollte nicht der Bremser sein und wandelte das als regionalen Grünzug ausgewiesene Gelände an der Bundesstraße 28 und Autobahn 81 in ein Gewerbegebiet um. Damit war der Weg für das 110 Millionen Mark teure Logistikzentrum des Böblinger Familienunternehmens frei.

Das bittere Erwachen kam Ende Juli 1998. Wenige Wochen vor Inbetriebnahme der 260 Meter langen, 146 Meter breiten und bis zu 24 Meter hohen Hallen verkaufte Kriegbaum sein gesamtes Imperium an die Metro AG. Der Kölner Konzern hat zwischenzeitlich Teile seines Unternehmensbereichs in die Verwertungsgesellschaft Divaco ausgegliedert. Zu den Einrichtungen, von denen sich Metro trennen will, gehören auch Überbleibsel des Kriegbaum-Erbes wie die Bondorfer Lagerhalle. Seit Monaten allerdings sucht die Divaco vergeblich nach einem Käufer. Die mit umfangreicher Technik ausgestattete Lagerhalle – von Kriegbaum für den Non-food-Bereich erstellt – ist nicht loszuwerden.

Gustav Fritsche reagiert auf die Nachfrage zum Bondorfer Krieg-

baum-Relikt wortkarg. Der von Metro zur Kriegbaum-Abwicklung eingesetzte Manager räumt immerhin die bisherige Erfolglosigkeit der Verkaufsbemühungen ein. Fritsche spricht von «laufenden Verhandlungen», schweigt sich aber über mögliche Interessenten aus.

Für die Gemeinde Bondorf, die nach früheren Kriegbaum-Ankündigungen mit einigen Hundert neuen Arbeitsplätzen rechnen durfte, hat sich das Vertrauen in das schwäbische Traditionsunternehmen nicht ausbezahlt. Der neue Eigentümer hat nur für die Food-Halle Verwendung. Statt 1000 sind 280 Mitarbeiter beschäftigt. Neue Arbeitsplätze sind nicht entstanden. Die in Bondorf untergekommenen früheren Kriegbaum-Angestellten sind froh, nicht zu den rund 200 zu gehören, die die Kündigung bekamen.

## Die Teck wird Schutzgebiet

(STN) Das Regierungspräsidium Stuttgart (RP) will den Teckberg noch in diesem Jahr unter Naturschutz stellen, um die «schleichende Zerstörung des Wahrzeichens der Schwäbischen Alb» zu stoppen.

Das geplante Schutzgebiet umfaßt 386 Hektar und liegt im Süden des Landkreises Esslingen auf der Markung der Stadt Owen und der Gemeinden Bissingen, Dettingen und Lenningen.

Der Antrag, den 773 Meter hohen Teckberg unter Naturschutz zu stellen, geht auf eine Initiative der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart zurück. Von den 56 auf der Teck beheimateten Brutvogelarten stünden allein 14 auf der Roten Liste der stark vom Aussterben bedrohten Tiere. Auch 33 der insgesamt 464 gezählten Pflanzenarten seien stark gefährdet.

«Wir wollen keine Käseglocke über die Teck stülpen», sagt Regierungspräsident Udo Andriof. Um die «einmalige Schönheit der Teck» jedoch erhalten zu können, müsse der ständig wachsende Besucherstrom gesteuert werden. Einschränkungen seien unbedingt erforderlich.

## Denkmalschutz: Döring will weniger sparen

(STZ) In Milliardenhöhe ergibt die Denkmalpflege Aufträge an das Handwerk. Zugleich ist der historische Besitz ein beachtlicher Faktor im Tourismus. Es sei deshalb falsch, in diesem Bereich zu sparen, hieß es beim Landesdenkmaltag.

Sie sollten für die Denkmäler wieder mehr Geld ausgeben, diesen eindringlichen Appell richtete Dieter Planck, Präsident des Denkmalamts an die Politiker. Im vergangenen Jahr habe die Toto-Lotto-Gesellschaft des Landes Rekordgewinne erzielt. Doch für die Denkmalpflege, die zu einem großen Teil aus diesem Topf finanziert wird, habe es dennoch keine zusätzlichen Mittel gegeben.

Nach Plancks Darstellung lösen die staatlichen Zuwendungen den fünf- bis achtfachen Betrag an Investitionen aus. Er nannte Schätzungen, wonach jedes Jahr für die Erhaltung und Renovierung von Denkmälern in Deutschland zwölf Milliarden Mark aufgewendet werden. Denkmalpflege sei somit keineswegs investitions-hemmend, wie immer wieder behauptet werde, vielmehr investitionsfördernd, und sie schaffe Arbeitsplätze. Doch nicht allein ums Geld ging es Planck, sondern um den «forschenden Rückblick auf die Geschichte, damit wir in Gegenwart und Zukunft nicht als Gedächtnislose und Lernunfähige agieren».

Wirtschaftsminister Walter Döring (FDP), der den Landesdenkmaltag eröffnet hatte, argumentierte ähnlich. Er halte die Einsparungen gerade in der Denkmalpflege für falsch, sagte der Minister. «Wir werden im Landeshaushalt wieder mehr tun müssen», versprach er. Das Geld könne dem Erlös von Privatisierungen entnommen werden. Döring ging dann auf die Erfassung der Kulturdenkmale in Baden-Württemberg ein. Die Zahl der Baudenkmale in Baden-Württemberg werde auf 80 000 bis 90 000 geschätzt. Trotz jahrelanger Arbeit sei aber erst ein Drittel davon registriert. Angesichts der Änderungen im Baurecht werde es jedoch immer wichtiger, eine vollständige Liste zu gewinnen.

Deshalb sei die Erfassung vereinfacht worden. Bei der Tagung überreichte Wirtschaftsminister Döring dem gastgebenden Bürgermeister Günther Nufer die soeben fertiggestellte Liste mit 180 Kulturdenkmälern in Bad Säckingen und den ebenfalls druckfrischen archäologischen Stadtkataster. Nach und nach soll für alle 306 mittelalterlichen Städte im Land ein solcher Lageplan für Bodenfunde angelegt werden.

Zwei Stadtchefs berichteten über ihre Erfahrungen mit ganz unterschiedlichen Denkmälern. Bad Säckingen, berühmt durch seine Holzbrücke über den Rhein, hat bereits 1976 eine Gestaltungssatzung erlassen. Wie Nufer berichtete, wurde unter anderem festgelegt, daß die versetzten Häuserfronten und die Dachlandschaft erhalten werden sollen. Dachantennen wurden untersagt, die gesamte Altstadt mit Kupferkoaxialkabel vernetzt. Im Sanierungsgebiet wurden etwa 80 Millionen Mark investiert, davon haben Privatleute 60 Millionen getragen. Als Folge davon ist die Einwohnerzahl in diesem Gebiet um 20 Prozent gestiegen. Die Zahl der Arbeitsplätze hat sich laut Nufer verfünffacht. Nufer glaubt, daß diese Anstrengungen auch dem Fremdenverkehr in der Stadt und der Region förderlich waren.

Ulrich Pfeifle, Oberbürgermeister in Aalen, berichtete über die Bemühungen, den Limes als touristische Chance zu nützen. Dazu haben sich 73 Städte im Verein Deutsche Limes-Straße zusammengeschlossen. Sie zieht sich 700 Kilometer weit vom Main bis an die Donau. Schon nach der ersten Pressepräsentation seien allein in Aalen 2000 Anfragen eingegangen. Informationsblätter seien vergriffen. Besucherzahlen in den Museen entlang des Limes wie auch die Übernachtungszahlen sind laut Pfeifle gestiegen. Nach seiner Ansicht können Denkmalpflege und Tourismus voneinander profitieren.

## Härtsfeld-Museumsbahn kommt meterweise voran

(PM) Mit großen Schritten nähert sich die Härtsfeld-Museumsbahn ihrem Ziel, einem Museumsbahn-Betrieb mit Originalfahrzeugen auf einem Teilstück der ehemaligen schmalspurigen Härtsfeldbahn einzurichten.

Zum Ende des dritten Jahrs des Wiederaufbaus des Härtsfeldbahn-Teilstücks Neresheim-Sägmühle nähert sich der Schienenstrang dem vorläufigen Endpunkt der Härtsfeld-Museumsbahn, der ehemaligen Holzverladestation Sägmühle. Im vergangenen Sommer konnte die letzte große Hürde erfolgreich überwunden werden. Nach der Wiederherstellung des Planums im Bereich des «Klosterackers», des Bahnübergangs über die L2033 und des Bahnübergangs Steinmühle wurde die Brücke über die Egau von Grund auf saniert. Durch den trockenen Sommer kamen die Arbeiten gut voran, so daß am 31. Oktober 1998 erstmals nach über 25 Jahren wieder ein Zug über die Brücke fahren konnte.

Inzwischen liegen die Gleise auf 2,3 km Länge bis zum Ende des ehemaligen Bahnhofs Härtsfeldwerke. Ein dort geplantes Umfahrgleis fand leider keine Zustimmung seitens der Stadt Neresheim. Das Planum wurde bis zum Bahnhof Sägmühle wieder hergestellt, und auch die ersten Schwellen sind bereits ausgelegt, so daß im Herbst 1999 die Gleise den Endpunkt erreicht haben dürften.

Die zur Finanzierung des Streckenbaus initiierte Gleisbaustein-Aktion hat bislang ein großes Echo gefunden. Über 2300 Meter wurden bislang «verkauft». Gut 600 Meter sind noch zu haben. Die Gleisbausteine können während der Arbeitseinsätze (Mittwoch abends und samstags), im Härtsfeldbahn-Museum (geöffnet jeden 1. und 3. Sonntag im Monat), am Tag der offenen Lokschuppentür, während der Bahnhofshocketse oder durch Überweisung an die Stadt Neresheim, Konto 110 914 000 bei der Kreissparkasse Ostalb, BLZ 614 500 50 (Verwendungszweck «Bausteine Härtsfeld-Museumsbahn»), erworben werden. Zur geplanten Weiterführung der Bahn bis Katzenstein

und schließlich bis Dischingen wurden die ersten konkreten Gespräche geführt.

Mit der Stadt Neresheim wurde eine Ausweitung der Gleisanlagen in Neresheim vereinbart. Ziel ist es, den ehemaligen Lokschuppen zuerst in Teilen und später ganz nutzen zu können.

Der Bestand an betriebsfähigen Fahrzeugen hat sich auf 4 erhöht. Nach Triebwagen T 33 haben die Rollböcke 2 und 5 sowie der offene Güterwagen 301 eine Untersuchung erhalten.

Als Neuzugang ist der ursprünglich von der schweizerischen Brünigbahn stammende Personenwagen 7 zu verzeichnen. Mit Baujahr 1888 handelt es sich hierbei um eines der ältesten Schmalspurfahrzeuge überhaupt. 1949 kam es zur WEG-Nebenbahn Amstetten-Laichingen. Dort erhielt der Wagen 1957 einen neuen modernen Aufbau. 1977 kaufte die DGEG das Fahrzeug für einen Einsatz auf der Jagstalbahn und versah es in den folgenden Jahren wieder mit einem Original-Wagenkasten, der in Laichingen als Lagerschuppen überlebt hatte.

Nachdem der Standort Möckmühl aufgelöst werden mußte, konnte der Härtsfeld-Museumsbahn e. V. Wagen 7 von der DGEG anmieten. Der Wagen besitzt eine ganz besondere Stellung in der Fahrzeug-Sammlung, da bei der Härtsfeldbahn vier baugleiche Fahrzeuge eingesetzt worden waren. Mittlerweile ist das Fahrzeug

wieder von 750 mm Spurweite auf seine ursprüngliche Spurweite von 1000 mm zurückgespurt worden.

Inklusive Rollböcken und Nebenfahrzeugen befinden sich nun 26 Schmalspurfahrzeuge in Neresheim.

Auch die weiteren Vorbereitungen für die Betriebsaufnahme gehen gut voran. Der erste eigene Dampflokomotivführer konnte seine Prüfung ablegen, und erstmals wurde auf der eigenen Gleisanlage eine Prüfung zum Dampflokomotivheizer durchgeführt. Für die Betriebsdurchführung wurde eine kostspielige Funksprechanlage angeschafft.

## Hohenheim ehrt Professor Hans Luz

(STN) Vor wenigen Jahren beurteilte der bekannte Landschaftsarchitekt Hans Luz die Aussichten für die Gärten in Hohenheim eher skeptisch. Jetzt, nachdem sich die Parklandschaft dort dank seiner Grünplanung entscheidend entwickelt hat, wurde Luz die Hohenheimer Universitätsplakette verliehen.

Ein Garten- und Landschaftsarchitekt braucht einen langen Atem. Und selbst der schien Hans Luz, der sich seit 1961 immer wieder mit den Hohenheimer Gärten beschäftigte, einst auszugehen. In seinem Werkbericht schrieb Luz 1992 unter dem Stichwort Hohenheim: «Wegen der über lange Zeiträume verteilten undurchschaubaren Teilfinanzierungen und einer



weitverzweigten Kompetenzverteilung ist und bleibt alles mehr oder weniger Stückwerk.»

Sieben Jahre später sieht Professor Klaus Macharzina, Präsident der Uni Hohenheim, das Stückwerk zum Meisterwerk gereift. «Professor Luz hat dazu beigetragen, daß der Campus Hohenheim als einer der schönsten in Deutschland, vielleicht sogar in ganz Europa gelten kann.» Was ist geschehen? Im vergangenen Jahr konnte dort der Botanische Garten um 6,4 Hektar auf über 15 Hektar erweitert werden – und das zum Nulltarif. Auf einem ehemaligen Acker, der nach Süden zur Körsch stark abfällt, wurden über 120000 Kubikmeter Erdaushub angefahren. Die Auffüllgebühren flossen in die Parkgestaltung, den Wegebau und die Wasserversorgung. Luz selbst umschreibt den finanziellen Kunstgriff so: «Überall sind die Geldtöpfe dicht verschlossen. Sie können nur von kundigen Leuten mit List und Tücke geöffnet werden.»

Früher, da war das scheinbar einfacher. Da griffen absolutistische Herrscher für eine Parkanlage tief in die Schatullen und sagten: «So soll es sein.» Und der Gartenarchitekt hatte zu funktionieren. Luz trauert dieser Zeit nicht nach. «Bei Herzog Carl Eugen hätte ich bestimmt keinen Auftrag bekommen, höchstens den zum Schubkarrenschieben.» Denn als reinen Befehlsempfänger hat sich der inzwischen 72jährige in seinem Berufsleben nie gesehen, eher hatte er die Rolle des Mahners und Visionärs inne. Seine Arbeiten für die Bundesgartenschau 1977 und die Internationale Gartenbauausstellung Iga 1993, sein Einsatz für das «Grüne U» in Stuttgart belegen das. Kein Wunder, daß Luz die Verleihung der Uni-Plakette zum Anlaß nahm, auf eine seiner ganz aktuellen Ideen hinzuweisen. Gemeinsam mit dem Verschönerungsverein drängt er darauf, im Bereich Rohr und Dürrlewang die Autobahn und die Trasse der Gäutalbahn mit grünen Brücken zu überbauen und so die dort zerschnittenen Waldgebiete wieder zu verbinden. Vielleicht, so Luz, könnte sich auch hier Aushubmaterial aus Eisenbahntunneln für die Natur versilbern lassen.

## Wein-Bundeswettbewerb: Württemberger gewinnen

(STN) Die württembergischen Weniger arbeiten auf hohem Niveau, wie die große Anzahl der Betriebe beim Bundeswettbewerb belegt. Mit einem 97er Portugieser hat die Untertürkheimer Winzergenossenschaft ins Schwarze getroffen und einen Goldenen DLG-Preis Extra bei der Preisverleihung in Oberstenfeld (Kreis Ludwigsburg) eingefahren. Dieser Portugieser befindet sich damit in der erlesenen Gesellschaft von weiteren 13 Weinen aus Württemberg, denen diese höchste Auszeichnung zuteil wurde.

Dabei war die Konkurrenz recht groß. 739 Betriebe aus der gesamten Bundesrepublik hatten die Juroren im April mit über 4700 Partien Wein vor ein ordentliches Stück Arbeit gestellt. Davon kamen 832 Weine aus Württemberg, das mit so vielen Einreichungen hinter der Pfalz auf dem zweiten Platz rangiert. Neben dem Gold-Extra-Preis gingen an die Untertürkheimer noch sieben goldene, 14 silberne und eine bronzene Preismünze. Auch das Weingut der Stadt Stuttgart, die Genossenschaft in Bad Cannstatt sowie die privaten Weingüter Kurrle und Jägerhof räumten Preismünzen ab und mischen so in der Champions League der deutschen Weine mit.

«Mit besonderer Genugtuung» betrachtete Württembergs Weinbaupräsident Hermann Hohl die Strecke der Lemberger, der württembergischen Renommiersorte. Von den 190 aus dem Ländle eingereichten Lembergern holten allein über drei Viertel Gold. Bei Gold Extra waren es von insgesamt 13 Weinen aus elf Betrieben fünf Lemberger. Das ist insgesamt eine gewaltige Steigerung. Noch im Vorjahr waren es gerade fünf Betriebe, die diese hohe Auszeichnung erhielten. Beim Sekt dagegen scheint Ruhe eingekehrt zu sein. Heuer waren es lediglich 23 Betriebe, gegenüber 31 im Vorjahr, die 72 Partien Sekt bewerten ließen. Gold Extra gabs wie im Jahr zuvor viermal. 20 Sekte dürfen sich eine goldene, 31 eine silberne Preismünze auf den Flaschenbauch heften.

## Wo liegt die Burg Hohenzollern?

(STZ) Die Burg Hohenzollern ragt hoch auf über Hechingen. Stimmt, das wissen viele. Die Burg Hohenzollern liegt auf der Gemarkung der Gemeinde Bisingen. Stimmt auch, das wissen aber nur wenige. Weil dies so ist, nutzt Bisingen jede Gelegenheit, die wahren Gemarkungsverhältnisse ins Licht zu rücken. So können sich auf der Burg am 9.9.99 Paare trauen lassen – von der Bisinger Standesbeamten. Nicht hinnehmen wollte Bisingens Bürgermeister auch die Postanschrift der Burg. Die lautete seit Einführung der fünfstelligen Postleitzahl «72379 Hechingen». Bisingen wandte sich an die Post. Vorschlag für eine Adressenänderung: «72406 Bisingen». Die Post wollte nicht selbstherrlich entscheiden und richtete eine Anfrage an die Burgverwaltung, was dieser denn recht sei. Die Antwort von oben lautete: «72379 Burg Hohenzollern». Eine Lösung, die den Postlern einleuchtete. Und genau so wird die Postanschrift der Burg vom 1. Oktober an lauten. Die Burgverwaltung dankt und spricht von einer «internationalen Aufwertung». Bisingen wird immerhin mit dem Hinweis «Gem.-Bisingen» in der Ergänzung der Adresse erwähnt. Und Hechingen? Dort macht sich Unmut breit. Die Neuregelung sei «eindeutig als Nachteil für unsere Stadt zu werten», hieß es aus der Stadtverwaltung.

## Dießener Tal bei Horb wird Naturschutzgebiet

(Isw) – Im Regierungsbezirk Karlsruhe ist jetzt das 200. Naturschutzgebiet ausgewiesen worden. Bei dem jüngsten Projekt handelt es sich laut Regierungspräsidium um das 1311 Hektar große Areal «Dießener Tal und Seitentäler» bei Horb. Dort werde ein malerisches Neckarseitentäl mit vielen Tieren und Pflanzen geschützt.

## 43 000 sahen die «Schwanzfeder»

(dpa) Die Landesausstellung «Vorderösterreich – Nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers?» in Rottenburg hat alle Erwartungen übertroffen. In den 13 Wochen seit der Eröffnung am 20. Februar kamen bis zum Finale am Pfingstmontag mehr als 43 000 Besucher. Dazu wurden etwa 500 Führungen mit je bis zu 30 Teilnehmern gebucht. «Das ist deutlich mehr, als wir für die erste Station erhofft hatten», sagte Volker Himmelein vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, das die Ausstellung erstellte. Gerechnet wurde mit 30 000 Besuchern.

Auch der Katalog fand «reifenden Absatz». Er war in der ersten Auflage mit 4500 Exemplaren schon Mitte April vergriffen. Inzwischen liegt er in der zweiten Auflage vor. Himmelein zeigte sich ebenso mit dem starken Zuspruch zum Begleitprogramm «sehr zufrieden». Der Veranstaltungskalender mit rund 200 Aktivitäten, die Vereine und Kommunen das Jahr über im ganzen Land anbieten, ging schon nach acht Wochen in die zweite erweiterte Auflage.

Die Landesausstellung über die 800jährige Geschichte der vorderösterreichischen Lande in Südwestdeutschland ist nach Rottenburg bis 1. November auf der Schallaburg bei Melk in Niederösterreich zu sehen. Danach wird sie im Augustinermuseum in Freiburg gezeigt.

## Jüdisches Museum in Obersulm

(epd) Wo einst der Tora-Schrein stand, hängt heute ein Webkunstwerk in den sanften Farben des Interieurs. Die Synagoge Affaltrach beherbergt keine jüdische Gemeinde mehr. Aber das in Baden-Württemberg einmalige Haus aus dem Jahr 1851 mit Betsaal, Schule, fließender Quelle, Gästezimmer und einer Wohnung ist doch wieder mit Leben gefüllt. Dafür sorgen ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des etwa 320 Mitglieder starken Vereins Freundeskreis ehemalige Synagoge Affaltrach. Das vom Verfall bedrohte Gebäude wurde vom

Landkreis Heilbronn auf Initiative des damaligen evangelischen Affaltracher Pfarrers Immanuel J. A. Nau wiederhergestellt und 1988 der Öffentlichkeit übergeben. Ein Jahr später begann das Museum seine Arbeit.

Vor zwei Jahren schloß der Freundeskreis den ehemaligen Verein zur Erhaltung der Synagoge Affaltrach und den Heilbronner deutsch-jüdischen Freundeskreis zusammen. Martin Ritter, Reallehrer und seit Jahrzehnten in lokalhistorischer Forschung engagiert, ist seit einem Jahr im Ruhestand und zum Motor der Aktivitäten im Museum geworden. Die Geschichte und das Leben aller jüdischen Gemeinden im Stadt- und Landkreis sind aufgenommen. Ritter weiß, daß besonders junge Menschen sich mit der Vergangenheit intensiver auseinandersetzen, wenn diese Bezug zu ihrem Leben hat. So hat er schon einige große Schulprojekte mit Synagoge und Museum verbunden. Zur Zeit arbeiten Abschlußschülerinnen und -schüler der Realschule Obersulm an Dokumentationen oder Fragebogen für Jugendliche.

Wichtig ist dem Freundeskreis die Gedenkstunde zur Reichspogromnacht jährlich am 9. November. Ein lokalhistorischer Vortrag und ein bekannter Referent bilden jeweils die Pole dieser Veranstaltung. Referate, Musik, Führungen und Seminare für alle Interessen- und Altersgruppen, teilweise in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Tagungsstätte auf dem nahegelegenen Altenhau werden organisiert.

In den Museumsräumen veranschaulichen Dokumentationen und Schaustücke das Leben der jüdischen Gemeinden zwischen Zabergäu und Kraichgau, den Löwensteiner Bergen und dem Jagsttal. Von den Anfängen im 11. Jahrhundert bis zum gewaltsamen Ende in der Nazizeit reichen die Zeugnisse. Als Dokument der jüdischen Gemeinde Affaltrachs hängt ein Kleiderbügel der Gebrüder Levi in einer Vitrine. Noch heute erinnern sich viele Familien, daß einst die gesamte Aussteuer der Mädchen zwischen Weinsberger Tal und Mainhardter Wald aus diesem Textilhaus kam.

Zeitzeugen, so Ritter, seien heute eine Seltenheit geworden. Deshalb

freut er sich, daß nach mehrjährigen Bemühungen die ehemalige Affaltracher Einwohnerin Fanny Bogdanow dafür gewonnen werden konnte, ihre Kindheitserlebnisse aus der Reichspogromnacht, die sie in der Synagoge verbrachte, aufzuschreiben. Das Museum Synagoge Affaltrach ist zwischen März und November jeden Mittwoch und Sonntag von 15 bis 17 Uhr geöffnet. Der Freundeskreis veranstaltet Sonderführungen, Seminare oder Projekte mit Schülern.

*Kontaktadresse: Martin Ritter, Dorfbergstraße 15, 74182 Obersulm-Affaltrach, Telefon (071 30) 64 78.*

## Museum beleuchtet «Endzeiterwartungen»

(epd) Die «Endzeiterwartungen im evangelischen Württemberg» sind das Thema der diesjährigen Hauptausstellung im Landeskirchlichen Museum in der Friedenskirche Ludwigsburg bis 16. Juli 2000. Die Ausstellung unter dem Titel «Apokalypse» umfaßt die Zeit von der Reformation bis nahe an die Gegenwart, sagte Museumsleiter Eberhard Gutekunst auf Anfrage. Eine der vier Abteilungen illustriert unter dem Motto «Bengel und die Folgen» die Haltung des sogenannten spekulativen württembergischen Pietismus vor dem Hintergrund der Endzeitberechnungen des schwäbischen Bibelwissenschaftlers und Konsistorialrats Johann Albrecht Bengel (1687–1752). Dieser hatte das Weltende und die Wiederkunft Jesu aufgrund seiner Auslegung der neutestamentlichen Johannesoffenbarung für das Jahr 1836 errechnet.

Zu den Ausstellungsstücken der Ludwigsburger Ausstellung gehören auch astronomische und astrologische Instrumente sowie ein «Rechenbüchlein vom End Christi».

Der Katalog zur Ausstellung enthält unter anderem einen Beitrag des Tübinger Theologieprofessors Jürgen Moltmann und des aus Schwäbisch Hall stammenden politischen Publizisten Erhard Eppler über «Das Jahr 2000 und dann?»

## Fachmann im Bauamt ist unersetzlich

(STZ) Wenn die städtischen Baubehörden nicht mit einem ausgewiesenen Fachmann besetzt sind, kann dies langfristig verheerende Folgen haben. Dort wird zwar nicht für die Ewigkeit geplant, immerhin aber über das Aussehen der Städte für die nächsten Jahrzehnten bestimmt.

Droht den historischen Städten eine neue Welle der Zerstörung durch Eingriffe in die denkmalgeschützte Bausubstanz? Diesmal vor dem Hintergrund mangelnder Kompetenz? Die Stadt Wertheim hat bereits vor fünf Jahren den Baubürgermeister durch einen Verwaltungsfachmann ersetzt. Erst allmählich scheint dem Gemeinderat dort zu dämmern, daß die aus Kostengründen getroffene Entscheidung vermutlich falsch war.

Ein ganz besonderer Fall der subtilen Denkmalzerstörung ist derzeit in Schwäbisch Hall zu besichtigen. Das Wirtshaus Dreikönig könnte emblematisch für eine neue Epoche stehen, die geprägt ist durch die wirtschaftlichen Zahlen und bewußt die Fesseln des historischen Erbes abstreift als Opfergabe auf dem Altar des Neoliberalismus. Dabei haben es sich die Stadtväter gewiß nicht leicht gemacht, als sie kürzlich den mehr als 200 Jahre alten Brauereigasthof einem schwedischen Bekleidungskonzern andienten. Mit dem Oberbürgermeister zusammen hat die Mehrheit des Gemeinderats auf die Option Zukunft statt Denkmal. Daß die Denkmalpflege auch eine Plage sein könnte, diese Frage wurde im offiziellen Hall bis jetzt eher verneint. So hat der Ort mit einem der unversehrtesten mittelalterlichen Stadtkerne in der Bundesrepublik die letzten fünfzig Jahre fast schadlos überstanden. Abgesehen von architektonischen Entgleisungen wie dem Brenzhaus, das der Stadt von der Landeskirche aufs Auge gedrückt wurde, hat die Rathauspitze die Kommunalpolitiker fest auf ihre Linie eingeschworen und ihnen als Menetekel besagtes Brenzhaus vor Augen gehalten.

Seit vor drei Jahren der ebenso ambitionierte wie engagierte Baubür-

germeister Siegfried Brückner aus gesundheitlichen Gründen seinen Architektenstuhl auf dem Haller Rathaus räumen mußte, hat es das gebaute historische Erbe immer schwerer. Froh, mit dem Mahner Brückner nicht mehr streiten zu müssen, versucht beispielsweise der CDU-Sprecher im Gemeinderat, Dieter Windmüller, dessen Haltung zur historischen Bausubstanz mit dem Ausdruck « Fassadenkitsch » zu denunzieren. Die mehr als dreijährige Abwesenheit von Kompetenz auf dem Bauamt hat deshalb zu einer bedenklichen Entwicklung geführt, wie man beim Gasthof Dreikönig beobachten kann.

Die Abwesenheit von fachlicher Oberaufsicht führte in Hall auch dazu, das läßt sich an der Causa Dreikönig auf allerschönste Weise belegen, wie ein Denkmal plötzlich zum Politikum wurde und zum Spielball wirtschaftlicher Interessen. Denn der Gemeinderat entschloß sich 1997 zum Kauf des bereits vor 270 Jahren erwähnten Dreikönigs allein, um die historische Gaststätte zu erhalten. Denn der im Volksmund so genannte Dreikarle war nicht nur eine Institution, einzigartig ist er wegen seiner exponierten und stadtbildprägenden Lage. Als die stadteigene Wohnbaugesellschaft (GWG) auftragsgemäß das Areal in Kochernähe kaufte, war das Schicksal des mächtigen Brauereigasthofs allerdings besiegelt. Es war ein Fehler, erklärte jetzt SPD-Sprecher Dieter Vogt, die Wohnbaugesellschaft mit diesem Auftrag zu betrauen. Der GWG muß von Anfang an der totale Umbau, und damit die Zerstörung des Denkmals, vorgeschwebt haben, denn anders ist nicht zu verstehen, daß ihr Statiker-Gutachten über den Dreikönig zu einem ganz anderen Ergebnis kommt als das des Landesdenkmalamts. Die GWG war sich jedenfalls sicher, daß der Dreikönig nicht zu retten sei. Vogt hat deshalb recht, wenn er nun feststellt, daß die Wohnbaugesellschaft zu einer denkmalgerechten Sanierung gar nicht in der Lage sei. Und auch die Gemeinderäte im GWG-Aufsichtsrat fühlen sich von der dortigen Geschäftsführung überfahren.

Erschwerend kommt hinzu, daß selbst die Rathauspitze in der Vergangenheit die Falschbehauptung aufstellte, die Entkernung des Gasthauses habe der Gemeinderat beschlossen. Dem als Erneuerer durch die Stadt wirbelnden Parteigenossen und Oberbürgermeister Hermann Josef Pelgrim attestiert Vogt, daß er wohl noch nicht recht durchblicke bei dem sensiblen Thema: Er ist « offensichtlich noch nicht lange genug im Amt ».

Und genau in dieser unglücklichen Allianz von Geschäftsinteressen und fehlendem Verständnis, man könnte auch sagen: Sensibilität für das historisch Gewachsene, besteht die neuerliche Bedrohung der urbanen Kulturlandschaft. Der jungen Machergeneration ist dies allein nicht vorzuwerfen, weil dieses Verständnis etwas mit Erfahrung und daher auch mit Zeit zu tun hat. Fatal werden die Folgen, wenn auf der Entscheidungsebene die Kompetenzen wegbrechen. Mit welchem Recht, sagt man beispielsweise im Landesdenkmalamt, kann man künftig von einem Privatmann Denkmalerhaltung fordern, wenn sich die öffentliche Hand dieser Verpflichtung schnell entledigt? Die Denkmalzerstörung des Dreikönigs wird mehrheitlich vom Gemeinderat als eine Form der Wirtschaftsförderung gesehen. Der Mietvertrag mit dem Skandinavier geht auf zehn Jahre. Und wenn er danach Hall verläßt, sind er und das Denkmal weg.

## Eisenbahn-Drehscheibe – ein Industriedenkmal

(STN) Eine der ältesten Eisenbahn-Drehscheiben Deutschlands in Heilbronn-Böckingen soll nach den Vorstellungen eines eigens gegründeten Vereins Industriedenkmal werden. Die Drehscheibe, mit der früher Dampflokomotiven gedreht wurden, ist Teil von Eisenbahneinrichtungen wie Lokschuppen oder Ausbesserungswerk. Sie stehen auf dem «Altenteil». Infolge von Umstrukturierungen werden sie heute nicht mehr gebraucht.

## Die Ammertalbahn jetzt ohne Lücken

(SchT) Zwei Bahnkräne und die Männer vom Bau hielten sich in der Frühjahrssonne bereit, um beim neuen Haltepunkt Zwerchweg unter den Augen von Landräten, Bürgermeistern und Presseleuten zwischen Gültstein und Herrenberg das letzte fehlende Schienenstück der Ammertalbahn zu verlegen. Wenn alle Verbindungen gegossen sind, ist die Strecke wieder durchgängig befahrbar. Tübingens Landrat Albrecht Kroymann sprach von einem Generationenprojekt. Der Beschluß, die 1966 stillgelegte Ammertalbahn wiederzubeleben, fiel Anfang der Neunziger. Seit August 1998 wurden auf dem vier Kilometer langen Teilstück zwischen Gültstein und Herrenberg 13000 Tonnen Schotter und 6000 Holzschwellen verbaut, außerdem sechs Brücken errichtet. Der Streckenabschnitt kostet rund 10,5 Millionen Mark. «Wer mit dieser Bahn ins Geschäft oder in die Schule fährt, kann etwas leisten, weil er sich entspannen kann», lenkte der Böblinger Landrat Reiner Heeb den Blick auf die reizvolle Landschaft im Ammertal. Herrenbergs Oberbürgermeister Volker Gantner betonte, die Direttissima nach Tübingen sei für seine Stadt «ein wichtiger, historischer Schritt», und sein Ammerbucher Bürgermeister-Kollege Hugo Dieter erinnerte daran, daß man zwei bis drei Jahrzehnte für das Projekt gekämpft habe. In den Pfingstferien wurde auf der ganzen Strecke der Betrieb auf die neue Sicherheitstechnik umgestellt. Die ersten durchgehenden Züge fahren seit 1. August. Das «Schwäbische Tagblatt Tübingen» kommentierte folgendermaßen:

Jetzt liegen sie endlich wieder – die Schienen zwischen Tübingen und Herrenberg. Politiker schüttelten Hände und klopfen Schultern, und die Frühlingssonne prazzelte dazu so hoffnungsfroh aufs Ammertal wie einst vor 130 Jahren in Utah, als sich Eastern Railroad und Union Pacific im Wilden Westen vereinigten.

Bevor sich nun aber die Euphorie vollends Bahn bricht rings ums alte, neue Bähnle, wollen wir eines nicht

vergessen: Der historische «Lückenschluß» von gestern hat eine jammervolle Vorgeschichte.

Diese Geschichte ist blamabel für eine ganze Generation von Bonner Verkehrspolitikern. Sie ist eine Schande für das einstige Bundesunternehmen, das heute Deutsche Bahn heißt. Und sie wurde auch nicht zu einem Ruhmesblatt für die Waggonbau-Industrie, die den Nahverkehrs-Regionen die «Regio Shuttles» liefert.

44 Jahre ist es her, da ließ die Bundesbahn auf der Ammertalbahn die ersten Signale ausbauen. «Nebenbahnbetrieb» – weg damit, echoten Bonner Politiker, und elf Jahre drauf ließ die Bahn prompt das 4,1 Kilometer lange Teilstück zwischen Gültstein und Herrenberg «aus Sicherheitsgründen» stilllegen. Jahrelang hatte man den Oberbau der Strecke vergammeln lassen, jetzt sollten die Fahrgäste eben auf Autos und Busse umsteigen. 1972 bauten die Rationalisierungs-Trupps die Gleise hinter Gültstein ganz ab. Und 1977/78 sickerte dann durch, daß die Bahn-Killer so etwa 365000 Mark durch die Stilllegung der Ammer-Strecke sparen wollten.

Für diese vergleichsweise lächerliche Summe zwang ein Bundesunternehmen die Kommunalgremien einer ganzen Region über dreißig Jahre lang zum Trab im Hamsterrad – und richtete aus borniertem Eigeninteresse meßbaren volkswirtschaftlichen Schaden an. Wie oft die – mittlerweile drei – Tübinger Landräte für den Erhalt der Ammertalbahn den Kreistag zusammengerufen, Resolutionen verfaßt und Briefserien an Minister und Abgeordnete in Bonn und Stuttgart geschrieben haben, könnte der Kreisarchivar jetzt mal vorrechnen.

Schon 1971 bat der damalige Tübinger OB Hans Gmelin den damaligen Bundesverkehrsminister Schorsch Leber, die Ammertalbahn doch bitteschön aus dem Stilllegungsprogramm der Bahn herauszunehmen: Diese Strecke werde man am Rande des pendlergeplagten Stuttgarter Ballungsraums zur Lösung der Verkehrsprobleme noch brauchen. Niemand kann sagen, man hätte nicht um die Bedeutung dieser «Nebestrecke» gewußt. Und dennoch hat es

noch mal fast ein Vierteljahrhundert gedauert, bis die Kreise Tübingen und Böblingen die Strecke für die symbolische eine Mark kaufen und zeitgemäß sanieren konnten.

Das absolute Ärgernis daran: Während der ganzen Streit-Zeit haben die Steuerzahler den Schaukampf sogenannter Verkehrspolitik auf beiden Seiten finanziert.

## Kunstsommer in Rechberghausen

Klotzen, nicht kleckern, so die Devise des «Rechberghäuser Kunstsommers». Rechberghausen im Kreis Göppingen geht kulturell in die Vollen. Seit zehn Jahren gibt es das Theater im Bahnhof und regelmäßige Ausstellungen in der Kulturmühle. Was jetzt stattfindet, übersteigt jedoch alles Bisherige. In der Zeit vom 12. Mai bis 25. Oktober zeigen 28 Künstlerinnen und Künstler aus der Region Stuttgart – Ulm ihre Werke auf öffentlichen Plätzen, Straßen und Grünanlagen, vor historischen Gebäuden und Plätzen. Insgesamt 37 Skulpturen, Plastiken und Installationen geben einen Querschnitt durch zeitgenössisches bildhauerisches Schaffen. Eine solche umfangreiche Präsentation war möglich mit Unterstützung zahlreicher Sponsoren.

An der Aalbachbrücke stehen «Harnischfiguren» von Gerlinde Beck, am Radweg «Wald- und Klangmale» von Ulli Heyd, im Pfarrgarten «Jesus vor dem Tod» von Manfred Martin, vor der Kulturmühle der «Raketenmann» von Tomas Cechura. Das sind einige wenige Beispiele der großen Skulpturen-Ausstellung. Noch während der Laufzeit der Skulpturen-Ausstellung eröffnet Rechberghausen zudem eine eigene Picasso-Ausstellung mit Grafik und Keramik des großen Kubisten. Sie beginnt am 31. Juli und dauert bis 26. September.

Informationen bei der Gemeindeverwaltung 73098 Rechberghausen, Tel.: 0 71 61/50 10, Fax: 0 71 61/5 01 55 oder <http://www.rechberghausen.de>

## Schloß Fachsenfeld bei Aalen zugänglich

Zum 100. Geburtstag seines letzten Besitzers, Reinhard Freiherr von Koenig-Fachsenfeld, öffneten im März das gleichnamige Schloß sowie der im englischen Stil angelegte Park zum ersten Mal ihre Pforten.

Als Oberjustizrat Wilhelm Freiherr von Koenig-Fachsenfeld 1828 von seinen Schwiegereltern, dem württembergischen Finanzminister Carl Freiherr von Varnbüler und dessen Gattin Friederike, einer geborenen von Woellwarth, erwarb, befanden sich die Gebäude in äußerst baufälligem Zustand. Wesentliche Teile des um 1540 erstmals erwähnten Schlosses derer von Woellwarth wurden in der Zeit bis 1859 zwar wiederhergerichtet; insgesamt erhielt das Anwesen jedoch ein völlig verändertes Aussehen. Von besonderem Reiz ist dabei, daß Schloß und Park Besonderheiten und Vorlieben ihrer Eigentümer widerspiegeln.

So erinnern das sogenannte Ruzenzimmer und das Pferdedenkmal im Schloßpark an die Teilnahme des erst 20 Jahre alten Leutnants Wilhelm von Koenig am Rußlandfeldzug Napoleons im Jahr 1812/13. Die über drei Generationen intensiv gepflegte Sammelleidenschaft für Porzellan, Gemälde, Waffen, Graphik und Bücher stieß rasch an räumliche Grenzen. Hatte sich Ferdinand von Koenig, der seinem Vater 1879 als

Schloßherr folgte, bis zur Jahrhundertwende noch in der Hauptsache auf den Erwerb von Kunstgegenständen konzentriert und diese mehr oder weniger wahllos im Schloß verteilt, entschloß sich sein Sohn Franz zum Neubau der einzigartigen Jugendstilbibliothek sowie der Galerieräume für die Sammlung der Bilder Hermann Pleuers und anderer schwäbischer Impressionisten.

Reinhard von Koenig feierte zunächst große Erfolge als Rennfahrer, bevor er sich der Aerodynamik im Fahrzeugbau zuwandte. Von frühesten Jugend an der Flug- und motortechnischen Liebhaberei zugetan und ein glühender Verehrer des Grafen Zeppelin, versuchte er, die Probleme der Luftwiderstandsminderung auf Straßenfahrzeuge zu übertragen. Seinen größten Erfolg konnte der Pionier der Stromlinienform 1932 verbuchen, als Manfred von Brauchitsch beim ADAC-Rennen auf der AVUS in Berlin siegte.

Wie der Park erkennen läßt, bildeten technischer Fortschritt und ökologisches Denken, Traditionsbewußtsein und Aufgeschlossenheit für den letzten Inhaber des Schlosses keine Widersprüche. Die von ihm gegründete Stiftung Schloß Fachsenfeld weiß sich diesem Vermächtnis verpflichtet und hat die kleine Welt derer von Koenig zum 100. Geburtstag ihres letzten Repräsentanten im März 1999 für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Im Rahmen von Führungen können Park und Schloß jeweils samstags und sonntags in der Zeit von 10–13 und 14–17 Uhr besichtigt werden. Gruppen wird eine Voranmeldung für den Wochenendbesuch empfohlen (07366/2793). Wochentags sind nur angemeldete Gruppenführungen möglich.

## Hofbibliothek nicht mehr in Donaueschingen

Anfang Juni dieses Jahres wurde fast der gesamte Buchbestand der traditionsreichen Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, der ca. 130000 Bände umfaßte, ins Ausland gebracht. Über den Käufer, ein anglo-amerikanisches Antiquariat, wurde Stillschweigen vereinbart. Das Land Baden-Württemberg, dem alles zum Kauf angeboten war, hat die Musikhandschriften und Musikalien erworben. Etwa 10000 Bände mit Regionalliteratur werden künftig im fürstlichen Archiv zu benutzen sein.

Die Stiftung Kulturgut des Landes hatte angesichts der überragenden Bedeutung dieser Privatbibliothek eine Inventarisierung des Bestandes geplant, die nun durch den Verkauf vereitelt wurde. Undokumentiert dem Einzelverkauf preisgegeben werden nicht nur die Reste frühneuzeitlicher Adels- und Klosterbibliotheken, allen voran die Büchersammlung des einst bibliophilen Hauses Fürstenberg, sondern auch das Gros der 11000 Bände des bedeutenden Germanisten Joseph von Laßberg (1770–1855). Der Schwager der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff hatte seine Bibliothek – Handschriften und Druckschriften – 1853 an das Fürstenhaus verkauft. Zumindest dieser Bestand kann als national wertvolles Kulturgut bezeichnet werden. Durch den Verkauf gehen u.a. der Forschung handschriftliche Einträge Laßbergs oder ihm zugeordnete Widmungsexemplare verloren. Zu diesem Bestand gehört auch die berühmte Nibelungen-Handschrift C. Alles in allem: ein unglaublicher Verlust für das Kulturland Baden-Württemberg.



## Leonberger Müllkippe wird renaturiert

(STZ) Aus dem einstigen «Rübenloch», der alten Müllkippe von Leonberg (Kreis Böblingen), ist inzwischen in Kreisregie und mit Hilfe vieler abfallproduzierender Kreisbewohner ein weithin sichtbarer «Rübenberg» geworden. Bald wird er Wald sein.

«Mit der Schließung der Leonberger Deponie ist es noch nicht getan», stellt Wolfgang Bagin vom Abfallwirtschaftsbetrieb im Böblinger Landratsamt fest. Doch der Abfallxperte läßt keinen Zweifel aufkommen: «Da kommen in den nächsten zehn Jahren noch gewaltige Aufgaben auf uns zu!» Für die Rekultivierung seiner drei Mülldeponien in Leonberg, Böblingen und Sindelfingen hat der Landkreis Böblingen allein rund 130 Millionen Mark auf die hohe Kante gelegt.

Die kürzlich in Dienst gestellte Böblinger Müllverbrennungsanlage – obwohl ihre Wärme nicht zum Heizen genutzt wird, offiziell weiterhin «Restmüllheizkraftwerk» titulierte – hat das Ende der «Rübenloch»-Deponie besiegelt. Die Leonberger Deponie ist die letzte der drei Kreismülldeponien, die geschlossen wird. Derzeit stehen dort die letzten Auffüllungen im Bereich der baumgekrönten Kuppe des Eltinger Kopfes an. Der aus Abfall entstandene neue «Rübenberg» in unmittelbarer Nähe des Eltinger Kopfes überragt künftig den bisher höchsten Punkt zwischen Eltingen und Warmbronn um einige Meter.

«Ziel ist es, die Leonberger Deponie wieder in den Wald einzubringen», beschreibt Bagin den vorgezeichneten Rekultivierungsweg. Wann die ersten Bäume auf der Kuppe des neuen «Rübenbergs» wachsen werden, ist zur Zeit noch offen. Zuvor müssen die Deponieflächen noch mit Folien «oder vergleichbaren Materialien» (Bagin) so abgedichtet werden, daß weder Oberflächenwasser durchsickern noch Deponiegas in die Umgebung entweichen kann. Ist die Kombinationsdichtung erst einmal ins Erdreich eingebracht worden, dann kann auch gepflanzt werden.

Aber nicht jeder Laub- oder Nadelbaum ist dafür geeignet. Die Dichtungsschicht darf natürlich nicht von den Wurzeln der neuen Bäume zerstört werden. Um große Überraschungen auszuschalten, werden die ersten Versuchsfelder schon bestückt, wie der Abfallxperte berichtet.

Der Landkreis Böblingen hatte die Leonberger Mülldeponie nach der Kreisreform übernommen. Über Jahre hinweg gab es kräftigen Streit ums «Rübenloch», wenn es beispielsweise um üblen Gestank, der bis nach Eltingen und Warmbronn waberte, oder um in den Untergrund sickende Schadstoffe ging. Stadt und Landkreis schoben sich gegenseitig den Schwarzen Peter zu. Schließlich mußte das Geologische Landesamt die jeweiligen Hemisphären in dem immer höher werdenden Deponiekörper abgrenzen. Sickerwassererfassung und Abzug des Deponiegases gehören inzwischen zum Alltagsgeschäft auf dem neuen «Rübenberg». Das Deponiegas wird zu Strom umgewandelt.

## 12000 Besucher bei Brenz-Ausstellung

(epd) Rund 12000 Besucher haben im Hällisch-Fränkischen Museum Schwäbisch Hall die Ausstellung über den württembergischen Reformator Johannes Brenz («alleyn zwei ding: glauben und lieben – Johannes Brenz 1499–1570») besucht, wie die Veranstalter mitteilten. Die Schau über das Leben des einflußreichen Predigers und Politikers, sein gesellschaftlich-politisches Umfeld und sein Wirken bis in die Gegenwart ist nach Angaben der Veranstalter seit 11. Juni bis zum 3. Oktober 1999 in gestraffter Form im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart zu sehen. Konzipiert wurde die Ausstellung von dem Haller Museum und dem Württembergischen Landesmuseum in Kooperation mit der württembergischen Landeskirche und dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall.

## Rudolf Paul predigt in schwäbischer Sprache

(epd) Seit Pfarrer Rudolf Paul 1996 in den Ruhestand ging, predigt er nur noch in schwäbischer Mundart – selbst zur Freude der nichtschwäbischen Zuhörer. Auch sie kommen gern in seine Predigtgottesdienste. Sie erleben dort die so ganz andere Atmosphäre, wo alle aufmerksam zuhören und durch die Ausführungen des wortgewaltigen Predigers in das biblische Geschehen förmlich mit hineingenommen werden. 30mal hat der 65jährige Theologe aus Neustetten-Wolfenhausen im vergangenen Jahr im Bereich der württembergischen Landeskirche Gottesdienste gehalten, in denen auch das Grußwort und der Schlußsegen in Mundart gesprochen werden. Stets habe es ein gutes Echo gegeben, so Paul. Dies zeigten Äußerungen von Zuhörern wie: «das biblische Wort ist mir heute ganz anders aufgegangen» oder: «Es ist, wie wenn man bei den geschilderten Ereignissen selbst dabei gewesen wäre.»

Paul kann sich das gut erklären, weil Mundartpredigten nach seiner Erfahrung andere Möglichkeiten eröffneten. «Mundart ist menschlich, Schriftdeutsch ist amtlich», sagt er. Wenn mehr Mundart gepredigt würde, könnten die Menschen auch besser von ihrem Glauben reden. Mundart erreiche die Zuhörer ganz anders, sie spreche die Menschen tiefer an, vermittele ihnen Heimat, Gefühl und Verständigung. Bei seinen Mundartpredigten übersetzt Paul direkt aus dem biblischen Urtext und müht sich um eine dem Sinn entsprechende Wiedergabe in Schwäbisch. «Was ich in Mundart sagen kann, das habe ich verstanden und das kann ich dann so sagen, daß auch die Hörer es verstehen.» Mit seinen Mundartpredigten sieht sich der rührige Ruheständler in einer guten Tradition. Auch Jesus habe einen aramäischen Dialekt gesprochen, der Apostel Petrus werde mit seiner galiläischen Mundart sogar im Neuen Testament genannt («deine Sprache verrät dich»). Schließlich habe auch der Reformator Martin Luther «dem Volk aufs Maul» geschaut. Außerdem

spreche kaum jemand Schriftdeutsch, die Mundart sei viel ehrlicher als die Schriftsprache und keinesfalls minderwertig. Paul hält es darum auch für falsch, Schülern den Dialekt «abzudressieren». Aus diesem Grund hätten Menschen Hemmungen, ihren Dialekt zu benutzen, und könnten sich wiederum in Glaubensdingen schwer ausdrücken.

Dabei ist Paul nach seiner Abstammung nicht eben ein Musterschwabe. Sein Vater stammte aus Thüringen, seine Mutter aus Baden. Der in Kirchheim/Teck geborene Arbeitersohn lernte schwäbisch auf der Straße. Nach der Schule absolvierte er eine Schneiderlehre, war Fertigungstechniker in der Bekleidungsindustrie und – mit 22 Jahren – Geschäftsführer einer Bekleidungsfirma. Von der christlichen Jugendarbeit beeinflusst, absolvierte er nach einem sozialen Jahr im Ruhrgebiet von 1957 bis 1961 die stark praxisbezogene und gemeindenahere Theologenausbildung der Baptisten und arbeitete zehn Jahre als Pastor in Norddeutschland. 1972 kam er zurück nach Württemberg, war zunächst Religionslehrer in Geislingen/Steige und kam in Zeiten drängender Pfarrersnot bald ins Gemeindepfarramt: zunächst in Kuchen, dann in Bietigheim und zuletzt in Fachsenfeld bei Aalen. Seit dem 1. August lebt der verheiratete Vater von zwei erwachsenen Söhnen in Wolfenhausen bei Rottenburg, einem Teilort der Gemeinde Neustetten. In Norddeutschland hat Paul erlebt, wie gut die plattdeutsche Predigt eines Amtskollegen die Menschen erreichte. Am 24. Dezember 1972 hielt er als Gemeindepfarrer in Kuchen seine erste Mundartpredigt. Die gute Resonanz ermutigte ihn, zwei bis drei Mal im Jahr Mundartgottesdienste anzubieten. Sie finden für das Sommerhalbjahr 1999 in der Liebfrauenkirche von Mauren zwischen Ehnlingen und Holzgerlingen statt. 14 seiner Maurener Mundartpredigten hat Paul als Buch herausgegeben. In seiner Reihe «D' Bibel für Schwoba» (Silberburg-Verlag) hat er bis jetzt sieben Übertragungen biblischer Bücher in die schwäbische Mundart vorgelegt. Weitere sind in Arbeit. Aus seinen Büchern liest Paul bei Gemeinde-

abenden, außerdem gibt es CDs, auf denen die Ansprachen musikalisch umrahmt sind.

## Gen-Lebensmittel sind kaum gekennzeichnet

(lsw) Verbraucherschützer vermuten, daß Gen-Lebensmittel inzwischen in aller Munde sind. Als solche gekennzeichnet sind nur wenige.

Es sind vermutlich weitaus mehr Gen-Lebensmittel auf dem Markt als für den Verbraucher erkennbar. Diese Ansicht vertritt ein Sprecher der Verbraucherzentrale Baden-Württemberg in Stuttgart. Die Verbraucherschützer hatten die Kennzeichnung verschiedener Produkte unter die Lupe genommen. Demnach sind nur wenige Gen-Lebensmittel als solche ausgewiesen. Als Grund hierfür nannten die Verbraucherschützer erhebliche Lücken bei der Kennzeichnungspflicht.

Lebensmittel mit Zutaten aus gentechnischer Herstellung müssen gekennzeichnet werden. Diese Pflicht gilt allerdings nicht, wenn sich in dem betreffenden Lebensmittel nur Spuren einer gentechnisch veränderten Zutat befinden, etwa Zusatzstoffe.

Bei einer Erhebung im November 1998 fanden die Verbraucherschützer kein einziges Produkt im Land, bei dem laut Etikett gentechnisch veränderte Zutaten verwendet worden waren. Inzwischen seien zwei Produkte – Soja-Soße und Gemüseküchle – als Gen-Lebensmittel gekennzeichnet. In vielen Lebensmitteln würden Sojabestandteile verarbeitet, wobei ein großer Teil des Sojas gentechnisch verändert sei. Es sei deshalb anzunehmen, daß weitaus mehr Lebensmittel mit solchen Zutaten auf dem Markt seien.

Die Verbraucherzentrale betonte, bis heute seien Befürchtungen über mögliche Gesundheitsgefährdungen durch den Verzehr von «Gen-Food» nicht zu entkräften.

## Landesbibliothek mit neuem Leiter

(epd) Hannsjörg Korwak hat sein neues Amt als Direktor der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart angetreten. Der 48jährige gebürtige Stuttgarter studierte Geschichte und Germanistik, nach seiner Promotion absolvierte er seine Ausbildung zum wissenschaftlichen Bibliothekar.

Seit 1980 arbeitete Korwak an der Universitätsbibliothek Freiburg, seit 1994 war er deren stellvertretender Direktor. Wie das Wissenschaftsministerium weiter mitteilt, soll der neue Bibliotheksleiter in Stuttgart interne Umstrukturierungsmaßnahmen bewältigen und die Zusammenarbeit mit anderen Stuttgarter Bibliotheken verstärken.

## Oberschwaben mit kirchlichem Wachstum

(epd) Bei der Region handelt es sich nach Feststellung der beiden evangelischen Kirchenbezirke Biberach und Ravensburg um eine «Wachstumsregion mit stetig steigender Tendenz» im Bereich der württembergischen Landeskirche. Zwischen 1990 und 1998 hätten sich die Mitgliederzahlen in beiden Dekanaten kontinuierlich erhöht, wurde bei der Frühjahrssynode des Kirchenbezirks Ravensburg hervorgehoben. Der Kirchenbezirk Biberach etwa sei in diesem Zeitraum von rund 36000 auf zuletzt über 43000 Evangelische angewachsen. Die Region, die flächenmäßig ein Fünftel der Landeskirche umfaßt, fühlt sich beim Pfarrstellenstrukturplan im Hinblick auf eine vorgesehene Reduzierung von Gemeindepfarrämtern benachteiligt. Die Kirche solle Personal dort einsetzen, wo die Mitgliederzahlen ansteigen, hieß es weiter.

Die vom Oberkirchenrat geforderte «Konzentration auf das Wesentliche im Pfarrdienst» sei in der evangelischen Kirche in Oberschwaben bereits weitgehend Realität. Eine Verringerung der Pfarrstellen sei dort nicht vorstellbar, wenn die «Grundversorgung» der Gemeinde in der Fläche gewährleistet sein soll.

## Gußeiserne Gewächshäuser verlieren Standfestigkeit

(STN) Die Wilhelma bleibt Dauerbaustelle. Noch bevor im Herbst das neue Amazonashaus eröffnet wird, rücken an anderer Stelle Bauarbeiter an. Nach über 150 Jahren steht es mit der Standfestigkeit der Gewächshäuser im Maurischen Landhaus nicht zum besten.

Für den Wilhelma-Chef Dieter Jauch sind die Gewächshäuser mit ihrer filigranen Konstruktion aus Gußeisen und Glas «mit die empfindlichsten Gebäude» der gesamten Anlage. An den beiden Gewächshausflügeln rechts und links neben dem Maurischen Schloß, in denen Farne, tropische Nutzpflanzen und Kakteen gezeigt werden, hat der Zahn der Zeit offenbar bereits in der Vergangenheit kräftig genagt. «Schon im November 1989 fiel mir ein Gußeisenbrocken vor die Füße», erinnert sich Jauch. «Seither diskutiert man, wie man das sanieren kann.»

Der Garten und das Maurische Lustschloß für König Wilhelm I. waren nach 1839 nach Plänen des Hofbaumeisters Karl Ludwig Wilhelm von Zanth entstanden. Besonders beim Bau der Gewächshäuser ging der Architekt damals mit der Verwendung einheitlicher Glasformate und Gußeisenteile, die in Wasseralfingen vorgefertigt wurden, moderne Wege. Mehr als 150 Jahre später scheint jetzt allerdings die Standfestigkeit der Konstruktion gefährdet. Mit ein Grund dürften unsachgemäße Reparaturen der im Zweiten Weltkrieg entstandenen Schäden sein. Dabei ist die Korrosion an den gußeisernen Säulen nur ein Teil des Problems. Bedeutender sind nach Untersuchungen des Staatlichen Hochbauamts Schäden an den Zugstäben, die sich im Inneren der Säulen befinden und die gesamte Konstruktion aufspannen und stabilisieren.

Die Sanierungskosten beziffert Helga Bernhard, die Leiterin des Staatlichen Vermögens- und Hochbauamts, auf 5,4 Millionen Mark. Das Geld kommt aus dem Bauhaushalt des Finanzministeriums. Während Jauch von einer Bauzeit von 18 Monaten ausgeht, schätzt Helga Bernhard,

daß die Arbeiten frühestens nach 20 Monaten abgeschlossen sind. Je nach Zustand der Zugstäbe könne es auch länger dauern. «Bei solchen Konstruktionen ist man vor Überraschungen nicht gefeit.» Damit rechnet auch Jauch. Die Konstruktion ist nicht nur elegant, sondern auch höchst komplex. «Ein Bauteil ist ins nächste eingehängt», weiß Jauch. Deshalb müsse nach der Entfernung der Verglasung die Konstruktion Stück für Stück zerlegt werden. «Erst dann zeigt sich, welche Bauteile nachgegossen werden müssen.»

Baubeginn dürfte nach Angaben von Helga Bernhard im Frühherbst sein. «Auch ich plädiere für September oder Oktober», sagt Jauch, der dabei andere Termine im Auge hat. Er hofft, daß das neue Amazonashaus Ende Oktober oder November für die Öffentlichkeit geöffnet werden kann. «Wir wollen den Besuchern nicht gleichzeitig zwei große Baustellen in der Wilhelma zumuten.»

## Schlösser im Internet ausgezeichnet

(epd) Das Internet-Angebot rund um die Schlösser, Klöster und Gärten des Landes Baden-Württemberg ist mit dem «Best Travel Site Award» der Internet-Agentur Planet-Rider ausgezeichnet worden. Die Homepage der Staatsanzeiger für Württemberg GmbH und der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg präsentiert die Kulturdenkmäler in reich bebilderten Themenseiten und sei inhaltlich gut gestaltet sowie benutzerfreundlich, heißt es dazu in einer Mitteilung. Ein großer Serviceteil informiere wöchentlich über Neuigkeiten und biete unter anderem mit einer komfortablen Datenbank Informationen zu allen Veranstaltungen in den Schlössern und Klöstern des Landes.

In den vergangenen Monaten konnten nach Angaben der Staatsanzeiger GmbH im Durchschnitt über 110000 Zugriffe monatlich registriert werden.

(Adresse: [www.schloesser-magazin.de](http://www.schloesser-magazin.de)).

## Schloßgarten-Tiefbahnhof: Stimmen vom runden Tisch

(STN) Wird der neue Bahnhof im Schloßgarten von sanft ansteigenden Wiesen kaschiert oder tritt er als «Kathedrale des Fortschritts» stolz in Erscheinung? Baubürgermeister Matthias Hahn neigt der zweiten Version zu: «Ich würde ihn ruhig zeigen.»

Bis zu sieben Meter hoch (direkt hinterm Bonatzbau) soll der bis zum Jahr 2008 fertige neue Tiefbahnhof aus dem Boden ragen – deutlich sichtbar auch im mittleren Schloßgarten, obwohl das Bauwerk dort immer weiter im Boden verschwindet. Um den Bahnhof zu bauen, wird eine breite Schneise durch die Grünanlagen geschlagen, die während der Bauphase zwangsläufig breiter ist als die künftigen Ausmaße für acht Gleise und eine Reserve für zwei weitere Gleise. Genau das treibt den runden Tisch Stuttgarter Parkanlagen um, an dem auch Schwäbischer Heimatbund, Verschönerungsverein und Landschaftsarchitekten das Beste für denkmalgeschützte Grünflächen im Stadtzentrum bewirken möchten.

Beim runden Tisch wird behauptet, daß der neue Bahnhof gegenüber dem Wettbewerbsentwurf weiter aus dem Boden ragt. Dies bestreitet der Baubürgermeister und läßt solche Vorwürfe nur ungern auf sich sitzen. Hahn hat daher die Sprecher des runden Tisches zu einem Gespräch eingeladen. Das Ziel: Information über Details, denn darüber gehen die Meinungen weit auseinander. So sagt der runde Tisch, die Cannstatter Straße entfalle jetzt doch nicht, sondern sei wieder als Erschließungsstraße ausgewiesen. Auch dies bestreitet Hahn. Um das Gelände vom erheblich höheren Gleisbereich zum Schloßgarten hin zu modellieren, bleibe doch für eine Straße gar kein Platz mehr. Nicht bestreiten kann Hahn jedoch, daß gegenüber früheren Plänen ein zweiter Fußgängersteg über die Schillerstraße entfällt.

Hahn hält wenig davon, das Gelände des Schloßgartens zum Rücken des Bahnhofs hin sanft ansteigen zu lassen. Dies koste noch mehr Bäume und verstärke die Eingriffe in den Park. Erst recht nicht kann sich

Hahn mit der Idee anfreunden, die Schillerstraße zu überdecken: «Entweder müßte man sie tiefer legen, was störende Rampen bedeutete – oder das Gelände müßte sanft ansteigen, um dann schon im Bereich des Theatersees damit beginnen zu müssen.»

Schon jetzt weitere Ideen für die Gestaltung des Schloßgartens zu suchen, hält Hahn weiterhin für verfrüht. Die Vorschläge der Architekten, zusammen mit Landschaftsplanern entwickelt, reichten als Grundlage für das Planfeststellungsverfahren. Im übrigen sieht der Baubürgermeister nicht ein, daß Vorwürfe hier immer nur Richtung Rathaus geäußert werden: «Das Land ist schließlich Eigentümer des Parks.»

## «Alles Blech» im Osterei-Museum

(PM) Eine Sonderausstellung wird bis 1. November im Osterei-Museum präsentiert, in der sich alles um das «heilige» Blech dreht.

Personenwagen, Feuerwehren, Kirmes und Baumaschinen aus der Zeit von 1930 bis 1960 werden zu sehen sein. Der Schwerpunkt der Exponate liegt bei den Nutzfahrzeugen, wie Kran, Lastauto und Bagger, denn gerade sie wurden in der Nachkriegszeit zu Symbolen des Wiederaufbaus in Deutschland.

Die Objekte aus Weißblech gehörten mit zu den beliebtesten Spielsachen für Kinder, weil sie die alltägliche Wirklichkeit von damals in besonderer Weise spiegelten.

Daher soll die Ausstellung nicht nur ein optischer Rückblick sein, sondern auch dazu einladen, sich kritisch anhand der Objekte mit der Zeit des Wiederaufbaus auseinanderzusetzen.

Die Sonderausstellung wie auch die Dauerausstellung sind zu sehen bis zum 1. November 1999 zu folgenden Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag und feiertags von 13 bis 17 Uhr. Montag geschlossen. Eintritt DM 5,-. Verschiedene Ermäßigungen. Führungen für Gruppen nach Anmeldung möglich. Nähere Informationen unter Tel. (0 71 28) 7 74.

## Köngener Schloß birgt böse Überraschungen

(STN) – Alte Gemäuer bergen oft Überraschungen – aber nicht nur freudige. Nicht auf verborgene Schätze, sondern auf marode Substanz stieß man bei der Sanierung des Köngener Schlosses. Dadurch kletterten die Kosten für den ersten Bauabschnitt um 1,2 Millionen auf acht Millionen Mark.

Daß sich die 9300-Einwohner-Gemeinde auf etwas Größeres eingelassen hat, als sie 1991 das Köngener Schloß erwarb, um es zu sanieren, war Bürgermeister Hans Weil von Anfang an klar. Was allerdings die Arbeiten im ersten Sanierungsabschnitt zur Sicherung des Gebäudes von 1398 zutage förderten, überstieg selbst Weils Vorstellungskraft. «Vollkommen stümperhaft und ohne Rücksicht auf statische Verluste» sei das Schloß im Laufe der Jahrhunderte umgebaut worden, berichtet er. So fehlten beispielsweise in der Hauskapelle zwei mächtige Pfeiler – tragende Stützen, die einfach der Optik wegen entfernt worden waren. An anderer Stelle standen zwar die Eichenpfeiler noch, doch nur noch als Statisten, denn ihr Inneres war zu Sägemehl zerbrösel.

Kein Wunder, daß sich angesichts dieser unliebsamen Überraschungen der Kostenvoranschlag von einst 6,8 Millionen Mark nicht halten ließ. Rund acht Millionen sind bisher in die sogenannte Sicherungssanierung geflossen, dazu trugen die Denkmalstiftung und das Landesdenkmalamt jeweils eine Million Mark bei. Köngens Schultes beunruhigt das indes nicht übermäßig, denn mit dem Geld wurde bereits ein Teil des zweiten Bauabschnitts erledigt. «Es war einfach sinnvoll, den Außenputz draufzumachen, solange das Gerüst noch steht und die neue Heizzentrale unter dem Dach einzubauen, bevor das neue Dach draufkommt», sagt er. Und, Geld hin oder her, «Ende des Jahres ist das Schloß so stabil wie nie zuvor», schwärmt er. Nutzbar für die Bürger und für eine Vermietung ist das Kleinod dann aber noch längst nicht. Denn um auch das Innere zu renovieren, angefangen von den Wand-

malereien über Stuck, Holzvertäfelung und Riemenböden, braucht's weitere Millionen. Auf 17 Millionen Mark schätzt Weil die Gesamtkosten – «ein Riesenbrocken für eine Gemeinde unserer Größe». Was der Schultes nicht weiß, ist, wie der im Oktober neu zu wählende Gemeinderat zum Sanierungsprojekt steht. «Wenn er andere Schwerpunkte setzt, habe ich dafür Verständnis», sagt Weil. Weitergehen aber werde die Sanierung – zur Not auf Sparflamme.

## Ofterdingen eröffnete sein Heimatmuseum

(SchwTB) Die Ofterdinger Ortskernsanierung läuft und läuft. Das Rathaus, die Bücherei und jetzt die Sattlergasse 12: Das restaurierte Gebäude mitsamt dem darin befindlichen Heimatmuseum und einem alten, verzierten Brunnen im Vorhof wurde mit einem Tag der offenen Tür der Ofterdinger Bevölkerung vorgestellt.

Der Leiter des Ofterdinger Bauhofs war selbst am Aufbau des Museums beteiligt. Und er will auch weiterhin am Ausbau mitwirken, denn «fertig sind wir wahrscheinlich nie ganz». Nach wie vor sind die Hobby-Museumsmacher auf der Suche nach weiteren Exponaten, die das Handwerk und Bauertum früherer Tage dokumentieren. Wer also auf seinem Dachboden noch fündig wird, findet für seine alten Stücke im Museum vielleicht den richtigen Platz.

300 000 Mark hat die komplette Sanierung der Sattlergasse 12 gekostet. Bezahlt wurde sie aus Sanierungsmitteln des Landes und aus gemeindeeigenen Mitteln.

An eine tägliche Öffnung der Museumstüren ist derzeit nicht gedacht. Die Verantwortlichen wollen erst einmal abwarten, wie sich das Projekt entwickelt und Besuchern nur nach Voranmeldung Einlaß in das Haus aus dem 17. Jahrhundert gewähren. Als Interessenten haben die Verantwortlichen schon einmal örtliche Kindergartengruppen und Schulklassen ausgemacht.

## Interessengemeinschaft für Dorfgaststätten

(epd) Die gemütliche Hohenloher Dorfgaststätte stirbt aus. Kleine Nebenerwerbswirtschaften, in der es das Viertele aus der Region, Bauernbrot, handgeschabte Spätzle und noch den gemütlichen Plausch mit dem Wirt gibt, sind akut bedroht. Für Banken sind sie bereits die Krisenbranche Nummer eins, sagte Roland Gögelein vom «Ochsen» in Obersteinach bei einer Pressekonferenz. Kredite für die Modernisierung der meist alten, traditionsreichen Gebäude oder für die Anpassung der Küchen und Kühlräume an die scharfen lebensmittelrechtlichen Bestimmungen seien praktisch nicht mehr zu erhalten.

Auf Initiative des Evangelischen Bauernwerks Hohenbuch haben sich nun 30 Gastwirte zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Mit neuem Konzept und gemeinsamer Werbung wollen sie Ausflügler ins Hohenlohische und in ihre Schankräume locken.

Dafür ist es hohe Zeit, hält Gögelein doch praktisch alle 300 bis 400 Dorfgasthäuser in der Region Hohenlohe für existenzgefährdet.

Dorfgasthäuser sind für ihn ein wichtiger Teil der ländlichen Hohenloher Kultur. Bei einer ersten Bestandserhebung wurden im Hohenlohekreis und Landkreis Schwäbisch Hall 160 Dorfgaststätten gemeldet. Sie alle sind Familienbetriebe im Nebenerwerb, haben jahrzehntelange Tradition und haben vorwiegend örtliche Speisen und Getränke im Angebot. «Wir brauchen Leute, die bereit sind, aufs Land zu fahren und eine Dorfgaststätte zu besuchen», sagt Gögelein. Die neue Interessengemeinschaft wolle daher Ausflügler, Radwanderer, Familien, Motorradfahrer und Seniorenclubs gezielt ansprechen. Ihre Initiatoren arbeiten zusammen mit Tourismusverband, Kommunen, dem Evangelischen Bauernwerk in Württemberg und der Projektgruppe Kulturlandschaft Hohenlohe. Geplant sind wissenschaftliche Erhebungen der Universität Hohenheim, eine Ausstellung über Leben, Kultur und Geschichte hohenlohischer Dorfgasthäuser im Frei-

landmuseum Wackershofen, ein Bildband über die schönsten dieser Gasthäuser und gemeinsame Informationsblätter mit Adressen, Öffnungszeiten und besonderen Dienstleistungen.

Arbeitszeiten und der Einsatz der gesamten Familien sind freilich nicht dazu geeignet, der jüngeren Generation die Übernahme einer Dorfgaststätte schmackhaft zu machen, wenn dazu auch noch «rote Zahlen geschrieben würden», so Birgit Wolf. Bei den meisten der Dorfgasthäuser sei derzeit wohl die letzte Generation am Zug. Strenge gesetzliche Bestimmungen, besonders im Kontrast zu denen bei Vereinsfesten auf dem Dorf, täten ein übriges, um das Aussterben zu beschleunigen. Was noch authentisch sei, wie weit die Zerstörung schon vorangeschritten ist und wo sie sich noch aufhalten lasse, das soll die Universität Hohenheim mit einer Gesamterhebung herausfinden, ähnlich wie dies vor einem Jahrzehnt in Südwürttemberg/Hohenzollern geschah, erläutert Rudolf Buntzel-Cano. Das Evangelische Bauernwerk könne die Trägerschaft nicht übernehmen, aber Geburtshilfe leisten.

## Furcht vor dem Glockenchaos

(KNA) Deutschlands computergesteuerte Kirchenglocken werden derzeit für das Einläuten der Jahrtausendwende umgerüstet. Mehr als 30 Hersteller-Firmen hätten zugesagt, die Läuteanlagen der Glocken mit neuen Mikrochips auszustatten, sagte der Glockensachverständige der Deutschen Bischofskonferenz, Kurt Kramer, in Karlsruhe. Das Problem liege darin, daß die Glocken vieler Kirchtürme über Computerprogramme gesteuert werden, die das Jahr 2000 in der Silvesternacht nicht erkennen.

Gut die Hälfte aller Kirchtürme in Deutschland, nach Kramers Schätzungen etwa 20000, seien möglicherweise von dem Jahr-2000-Problem betroffen. Allein im Bistum Freiburg könnte es bei 1000 Kirchtürmen «schiefegehen» – das heißt, die Glocken blieben ausgerechnet in der

Silvesternacht stumm. Ob die Glocken mit den neuen Chips auch tatsächlich ertönen, könne jedoch keine der Wartungs-Firmen garantieren. Notfalls, so Kramer, müßten die Mesner wie früher von Hand läuten.

## Vor 900 Jahren wurde der Johanniterorden gegründet

(epd) Das Johanniterkreuz hat jeder schon gesehen: auf Krankenwagen, auf der Uniform von Rettungskräften und Sanitätern oder am Eingang von Krankenhäusern und Altenheimen. Weniger auffällig ist das Kreuz am Jackettaufschlag von einigen Männern mit ganz verschiedenen Berufen. Diese rund 3500 Mitglieder gehören in Deutschland und anderen Ländern als «Ritter» zum «Ritterlichen Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem». Sie feiern in diesem Jahr das 900jährige Gründungsjubiläum ihres Ordens.

Der evangelische Orden trägt die Arbeit der Johanniter-Unfall-Hilfe, von 51 Heimen und Kliniken, einer Schwesternschaft und der Johanniter-Hilfsgemeinschaft, die im Inland und in Osteuropa tätig ist. Nach außen tritt der Orden selbst nur selten in Erscheinung, etwa wenn zum «Rittertag» die Mitglieder in ihren schwarzen Ordensmänteln mit dem weißen Kreuz gemeinsam zum Gottesdienst ziehen.

Das Eintreten für den Glauben und die Hilfe für Kranke und Notleidende gehören in der Tradition des Ordens zusammen, erläutert Dietrich von Elsner, Kommendator der Hannoverischen Genossenschaft. Sie ist mit knapp 300 Rittern die größte in der «Balley Brandenburg». Zu diesem Zusammenschluß der meisten evangelischen Johanniter in Europa, einer Untergliederung des alten Ordens, gehören heute immerhin 23 Genossenschaften.

Der Kampf gegen den Islam gehört längst der Vergangenheit an. Aus dieser kriegerischen Tradition allerdings ist der Orden im Jahr der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzritter 1099 hervorgegangen. Der Orden bildete sich um das Pilgerspital, das damals bereits in Jerusalem bestand.

Dort wie später in ihren Heimatländern kümmerten sich die Ritter um die «Herren Kranken», wie es voll Respekt und Demut hieß. Die Güter der «Kommenden», wie die Ritter ihre Klöster nannten, sollten aber auch Geld für den Kampf gegen die Heiden erwirtschaften.

Die Johanniter-Unfall-Hilfe ist inzwischen weit über das Rettungswesen und die Ausbildung hinausgewachsen. Johanniter aus Niedersachsen betrieben in Sarajevo während der schlimmsten Kriegszeit eine Suppenküche, Hilfstransporte gehen auch in andere Länder.

Die Ritter wollen ihr Gelöbnis im «heiligen Alltag» leben, wie Elsner in Anlehnung an die Ordensregel von 1964 sagt, im Beruf und im eigenen Umfeld. Er selbst ist von Beruf Rechtsanwalt und Notar, sein Kommandatorenamt als Vorsitzender der Genossenschaft nimmt er ehrenamtlich wahr. Jeder Johanniter sollte auch in seiner Kirchengemeinde spürbar mitwirken, meint Elsner. Und, so sein Wunsch, jeder Ritter sollte einmal Jerusalem besuchen, um die Tradition seines Ordens besser verstehen zu lernen. Die Johanniter-Unfall-Hilfe hat schon konkrete Pläne: Sie will im Jahr 2000 in Bethlehem ein ambulantes Krankenhaus für die Besucher des Heiligen Landes einrichten.

## Kirchheimer Wandmalerei im Chor wiederentdeckt

(STZ) Als Gotteshaus im raren Dolmetschstil ist die Friedhofskapelle von Kirchheim/Teck (Kreis Esslingen) schon nach außen hin eine Besonderheit. Wandmalereien im Innern belegen, daß die Kapelle zu Recht unter Denkmalschutz steht.

Die Bezeichnung Dolmetschkirche geht auf den einst königlich-württembergischen Oberbaurat Dolmetsch zurück. Zu den architektonischen Besonderheiten kommt im Falle Kirchheims noch als heimatgeschichtliche Spezialität hinzu, daß es im letzten Jahrhundert Jakob Friedrich Schöllkopf war, der seiner Vaterstadt 25000 Goldmark für den Bau einer Friedhofskapelle vermachte. Schöllkopf hatte es in Amerika zu

Geld und Ruhm gebracht, weil er als erster die Idee in die Tat umsetzte, die Wasserkraft der Niagarafälle zur Stromgewinnung zu nutzen.

Verwaltet wurde das Geld seinerzeit von der Kirchengemeinde, was vom Stifterbetrag bis zu den Baukosten von 40000 Goldmark noch fehlte, erbrachten Zinsen und Spenden, 1904 jedenfalls war das schmucke Gotteshaus fertig. Und wie sich jetzt bei der Innenrenovierung und -sanierung zeigte, war die ursprüngliche Gestaltung alles andere als trist: Holzdecke und Empore waren bemalt, an den Wänden täuschten aufgemalte Quader eine Mauer vor, die Fenster vereinten, ganz im Sinne des Historismus, gotische Elemente mit Jugendstilanleihen, und ein Blickfang muß im Chor eine Wandbemalung gewesen sein, die der Denkendorfer Restaurator Erwin Raff mit einem nachempfundenen «Brokatvorhang» vergleicht. Später wurde alles überweißelt – und jetzt stellt sich die Frage, wie man mit dem Erbe verfährt.

Im «engeren Rat» der Gesamtkirchengemeinde, so Dekan Hartmut Ellinger, ist insbesondere noch strittig, ob sich ein restaurierter Wand schmuck im Chor mit dem dominanten Fenster vertragen würde, das erst 1954 nach einem Entwurf Wolf-Dieter Kohlers eingebaut worden ist und Motive zum jüngsten Gericht zeigt. Während beispielsweise für die Denkmalschützer die Konservierung der Farbreste des Wandteppichs das Wesentliche ist und sie sich sonst bei dem «Tempelstreit» zurückhalten, ist für Fritz Heinzelmann vom Schwäbischen Heimatbund (SHB) entscheidend, ob Wolf-Dieter Kohler bei seiner Entwurfsplanung die Malerei noch vorgefunden hat; falls ja, sei auch von einer Vereinbarkeit auszugehen.

Dem Mann vom Schwäbischen Heimatbund sowie Stadtrat und Schulmeister Heinzelmann ist die Kirchheimer Friedhofskapelle ein besonderes Anliegen, kämpfte er vor etlichen Jahren doch in vorderster Linie für die Wiederbelegung des Alten Friedhofs überhaupt. Er selbst könne sich noch an die Zeit erinnern, als die Kapelle im Innern ausgemalt war.

Am 17. September soll die Einweihung des außen und innen sanierten Gotteshauses feierlich begangen werden. Nicht nur das, sondern es soll dann auch eine Festwoche mit Konzerten, Kunstausstellungen, Vorträgen und Friedhofsführungen folgen; mit dabei, so Hartmut Ellinger, ist auch ein Nachfahre Schöllkopfs. Der Dekan hält mit Blick auf die Veranstaltungsreihe mit seiner Absicht nicht hinterm Berg: «Damit soll noch einmal die Spendenbereitschaft angesprochen werden.»

Denn das Spendensammeln hat bei dem Kirchheimer Gotteshaus Tradition. Das war so beim Bau und zieht sich wie ein roter Faden durch die Chronik. So haben Spender ein Drittel der Außensanierungskosten von zusammen 320000 Mark übernommen, allein 30000 Mark kamen vom Schwäbischen Heimatbund. Gesamtkirchengemeinde und Stadt übernehmen je ein weiteres Drittel, und weil die Spendenbereitschaft so groß war, fielen vom städtischen Beitrag 50000 Mark für die Innenerneuerung an, die man jetzt so gut gebrauchen kann. Die Kostenschätzungen belaufen sich fürs Kapelleninnere auf rund 370000 Mark.

## «Erde erwärmt sich ungewöhnlich schnell»

(epd) Das Weltklima hat sich nach Angaben des Worldwatch-Instituts im vergangenen Jahr ungewöhnlich stark erwärmt. Mit durchschnittlich 14,57 Grad sei es 1998 wärmer gewesen als jemals zuvor in diesem Jahrhundert, berichtete das US-amerikanische Umweltinstitut am 30. Mai in Washington in seiner Studie «Vital Signs 1999».

Gegenüber 1997 habe sich die Durchschnittstemperatur um 0,17 Grad erhöht, heißt es in «Vital Signs 1999». Hauptgrund sei der vom Menschen verursachte Treibhauseffekt durch den Ausstoß von Kohlendioxid und anderen Gasen. 1998 sei die Kohlendioxid-Konzentration in der Atmosphäre so hoch gewesen wie nie zuvor gemessen, teilte das Washingtoner Institut mit.

## Populär: Regionaler Zungenschlag

(epd) Die Zeit extremer Dialekte ist nach Ansicht von Sprachforschern der Universität Freiburg vorbei, doch pflegten immer mehr Menschen wieder einen heimischen Zungenschlag. Auch Prominente in Politik und Medien nutzen bewußt eine regionale Sprachfärbung, um volksnah zu wirken, sagte Sprachforscherin Claudia Riehl bei der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft in Konstanz. Als Beispiel nannte sie den Sportreporter Waldemar Hartmann (Bayerischer Rundfunk) und den ehemaligen Bundeskanzler Helmut Kohl. Beide nutzten ihren Akzent, obwohl sie auch reines Hochdeutsch reden könnten.

Schwerer habe es dagegen Gerhard Schröder, sagte Riehl. «Er kann das weniger einsetzen, weil Niedersächsisch als reines Hochdeutsch gilt.» Auch sonst habe es «sprachliche Verschiebungen in der Regierung» gegeben, seit etwa der sein Schwäbisch pflegende Klaus Kinkel nicht mehr im Ministeramt sei. Auch viele Bürger sprächen Hochdeutsch mit regionalem Einschlag, berichtete Riehl. «Die Zeit extremer Dialekte ist vorbei, doch die Leute legen ihren Dialekt nie ganz ab.» Grund sei das Bedürfnis, seine regionale Herkunft zu markieren. Außer der Sprache gebe es hierfür kaum noch Möglichkeiten, sagte Riehl.

Bei der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft diskutierten 500 Forscher aus dem In- und Ausland in Konstanz über Entwicklungen ihres Fachgebietes, unter anderem auch über die Rechtschreibreform.

## «Mondphasengerechtes Holz» wird nachgefragt

(epd) Über die Einflüsse der Mondphasen auf die Eigenschaften des Holzes machen sich Fachleute erneut Gedanken. Wie die baden-württembergische Ministerin für den ländlichen Raum, Gerdi Staiblin, in der jetzt veröffentlichten Antwort auf eine parlamentarische Anfrage mehrerer

CDU-Landtagsabgeordneter mitteilte, befaßt sich ein Forschungsprojekt an der Freiburger Universität mit der Frage der «Auswirkung des Zeitpunkts des Holzeinschlags und der Holzlagerung auf die Qualität des Holzes». Auch wenn seit dem 18. Jahrhundert ein wissenschaftlicher Beweis über die Auswirkung von Mondrhythmen auf die Holzqualität nicht geführt werden konnte, ist laut Staiblin heute in Deutschland wieder Interesse an diesen Fragestellungen vorhanden. Eine kleinere Zahl holzverarbeitender Betriebe und Holzhandlungen hätten auf diese Tatsache reagiert und böten «mondphasengerechtes Holz» an. Sie garantierten allerdings jeweils nur einen zugesicherten Einschlagszeitpunkt, nicht jedoch spezielle Holzqualitäten. Es habe sich dadurch in diesem Bereich ein Nischenmarkt gebildet, in dem von den Kunden teilweise höhere Holzpreise bezahlt würden. Auf spezielle Nachfrage und Vorabsprachen werden solche Sortimente auch von der Landesforstverwaltung bereitgestellt, teilte Staiblin weiter mit.

In allen bisherigen forstwissenschaftlichen Arbeiten zu der Thematik wurde nach Angaben der Ministerin festgestellt, daß die unterschiedliche Dauerhaftigkeit des eingeschlagenen Holzes auf die Inhomogenität des Rohstoffes Holz und nicht auf die Mondphasen zurückzuführen sei. So sei etwa wintergeschlagenes Holz unter bestimmten Voraussetzungen dauerhafter als sommergeschlagenes. Auch der Einfluß von Mondphasen auf das Wachstum von Pflanzen ist laut Staiblin bisher wissenschaftlich nur in geringem Umfang untersucht worden, etwa bezüglich des Keimverhaltens von Pflanzen (Mais und Möhren). In diesen Untersuchungen konnten jeweils Mondabhängigkeiten nachgewiesen werden.

## Impressum

### Redaktionsausschuß:

Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich.

Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-).

Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWABENVERLAG beträgt der Preis für das Jahresabonnement DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7% Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto: Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308.

### Verlag

Schwabenverlag AG  
Senefelderstraße 12, 73760 Ostfildern  
Telefon (0711) 4406160  
Telefax (0711) 4406177  
E-mail: schwab.heimat@schwabenverlag.de

### Anzeigenverwaltung

Anzeigengemeinschaft Süd  
Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart  
Telefon (0711) 6010066  
Telefax (0711) 6010076  
E-mail: ags@anzeigengemeinschaft.de

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier, BVS plus matt, der Papierfabrik Scheufelen, Lenningen, hergestellt.

Dieser Ausgabe sind als Beilagen beigefügt: Prospekt der Esslinger Stadtmarketing und Tourismus GmbH und für den Großraum Stuttgart ein Prospekt von Libri Illustri.

### Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart  
Telefon (0711) 239420,  
Telefax (0711) 2394244

### Geschäftsführer:

Dieter Dziellak (0711) 2394222

### Studienreisen:

Gabriele Finckh (0711) 2394211

### Verwaltung:

Beate Fries (0711) 2394212

### Buchhaltung:

Astrid Weinaug (0711) 2394221

### Geschäftszeiten:

Montag bis Freitag:  
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr